lt. sing.
56
m-1

mg. 56 m - 1

Fußreise
durch
Italien und Sizilien.

Von
J. Baumann,
Professor der Naturgeschichte in Luzern.

Erster Band.

von Schenck'sche
Fidei-Kommiss-Bibliothek
№ 1653 a
E 2839 1

Fußreise
durch
Italien und Sizilien.

Von

J. Baumann,
Professor der Naturgeschichte in Luzern.

Erster Band.

Luzern.
Verlag von Xaver Meyer.
1839.

H. ving. 56 m-1
Baumann, J[ohann]
Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN
07/05/283

Luzern, gedruckt in der Meyer'schen Buchdruckerei.

Meinem

Lehrer und Freunde

Heinrich Zschokke

in

Aarau.

Bezirksbibliothek Stadt- u. Magdeburg

<36631837620012

<36631837620012

Bayer. Staatsbibliothek

Stadt- u. Bezirksbibliothek Magdeburg
E 2839 1

Mit dem Tornister am Rücken, dem Wanderstab in der Hand, einigen Goldstücken in der Tasche und freudigem Muth im Herzen habe ich meine Reise durch Italien und Sizilien angetreten. Ueber den Comersee, über die Meerenge von Messina, über das Meer von Palermo nach Neapel und endlich über die Lagunen von Venedig bin ich zu Schiff, sonst immer zu Fuß gewandert. Von Rom nach Neapel hatte ich einen deutschen Handwerksburschen zum Begleiter, auf allen andern Wegen ging ich allein. Die Reise dauerte acht Monate. Was ich bei diesem freien und sorglosen Dahinschlendern gesehen und gehört, genossen und gelitten, habe ich aufgezeichnet, und

Stadt- u. Bezirksbibliothek Magdeburg

daraus ist am Ende das Buch geworden, welches ich Ihnen jetzt weihe.

Vielleicht erzähle ich auch von meinen Wanderungen durch Deutschland, Holland, England und Frankreich, bis jetzt aber lagen in meinen Erinnerungen die Heidegegenden des Nordens in dämmeriger Ferne hinter den Oelhainen des Südens. Nur die lieblichen Hügel um Wien, die gastliche Insel Rügen und das freundliche Havre mit der wundervollen Aussicht auf das Meer, die Sie auch genossen, treten öfter hervor und mischen sich keck unter die heitersten Bilder Italiens.

Inhalt.

I.	Reise von München nach Neapel	1
II.	Freuden und Leiden in Kalabrien	109
III.	Wanderungen in Sizilien	197

I.

Reise von München nach Neapel.

Nicht mit Rossen und Wagen,
Dienstbar gemachter
Fremder Kraft,
Durch die Menge zu rasseln,
Rechts und links
Staub und Aufsehen
Zu erregen,
Ist mir verliehen;
Sondern mit eignem
Rüstigem Fuß
Die gebahnten Pfade
Nach meinem Ziel
Hinzuwandeln.

Rückert.

Reise von München nach Neapel.

1.

Verstummt nicht nur, entflogen
Ist schon die liebe Lerche,
Und Schwalben auch und Störche
Sind mit ihr fortgezogen.
Wie herrlich schön muß sein das Land,
Dem Sinn und Flug sie zugewandt!

H. G. Nägeli.

Oft wenn ich, ein melancholischer Hirtenknabe, an milden Herbsttagen unter dem Laubdach alter Eichen saß und den Zugvögeln nachschaute, war es mir, als müßt' ich auch mit ihnen ziehen können. Ja, die Sehnsucht nach den Gegenden, wohin ihr Flug gerichtet war, erwachte nicht selten so stark, daß mir die Thränen in die Augen traten. Mein Großvater, wenn er mich in solcher Stimmung überraschte, schüttelte nachdenklich den Kopf, die alte Miethfrau hingegen, die seit Jahren das enge Hinterstübchen unsers kleinen Hauses bewohnte, äußerte unverholen, der Junge müsse

zur bösen Stunde auf einem Kreuzweg gesessen haben. Daß meine gute Mutter über derlei Aeußerungen allemal leichenblaß wurde, brauch' ich kaum zu sagen.

An Sonntagen erzählte der alte Liniger mir wieder von seiner Wallfahrt nach der heiligen Engelsburg, und von dem, was er auf seiner Reise Schönes und Merkwürdiges gesehen. Der Weg dahin, schloß er allemal, sei der nämliche, den im Herbst die Zugvögel nehmen, wenn sie in wärmere Länder ziehen.

Achtzehn Jahre verflossen, der alte Liniger machte unterdessen eine Wallfahrt nach der ewigen Engelsburg, aus der er nicht wieder zurückgekehrt, aber die Sehnsucht, die seine Erzählungen in mir einst angefacht, ist mit jedem Jahre nur stärker angewachsen, bis ihr endlich Gewährung wurde.

Trübe Nebel, aus denen von Zeit zu Zeit ein kalter Regenschauer niederwehte, lagen um die hohen Frauenthürme, als ich München, wo ich drei Jahre mit dem Studium der Natur und der Heilkunde zugebracht hatte, verließ. Der Freund, welcher mich bis zu einem der nächsten Dörfer begleitete, empfahl mich der Obhut des Himmels. Ich nahm meinen Weg über Kempten nach der Schweiz und betrat schon am Abende des dritten Tages, nachdem ich bei Hohenems den Rheinstrom übersetzt hatte, den Boden meines Vaterlandes.

Der Himmel war freundlicher geworden, die Sonne vergoldete mit glühenden Strahlen die Gipfel der Alpen, und von den Höhen herab ertönten in süßen Klängen, die seit lange wieder zum erstenmal mein Herz erfreuten, die Glocken der Heerden.

Ich brachte die Nacht bei einem Freunde zu und befand mich schon mit dem ersten Frühroth wieder auf dem Wege nach dem alten Chur. Welch ein Unterschied zwischen den einförmigen Ebenen, die ich vor drei Tagen verlassen hatte, und der Landschaft, die mich jetzt umgab! Der ganze weite Thalgrund, vom Bodensee über Rheineck, Altstätten, Werdenberg und Zitzers nach Chur, gleicht einem großen Garten, durch den der Rheinstrom majestätisch seine Fluthen dahinwälzt. Von den Höhen zu beiden Seiten hängt ein Teppich uralter Waldungen herab, hin und wieder lieblich grüne Gelände mit zahlreichen kleinen Häusern umfassend. In den Dörfern lebt ein kräftiger Schlag von Menschen, froh und freudig, und noch nicht entfremdet den alten, einfachen Sitten. Ja, es ist ein schönes Thal, das Rheinthal, wo am üppigen Rebstock die schwellende Traube reift und unzählige Obstbäume aller Art ihre schwerbeladenen Zweige in einander schlingen zu einem einzigen Laubgewölbe über den kräuterreichen Matten!

Als ich am andern Morgen Chur verließ, hingen um die Gipfel der Berge dichte, schwere Wolken, die allmälig tiefer sich senkten in die Thäler. Ueber den Wassern des Rheinstromes, der wild im steinigen Bette dahinbraus'te, schwebte in weiten Kreisen ein Adler. Auf den grünen Matten ringsum weideten zahlreiche Heerden, die schon herabgekommen waren von den Hochalpen. Denn es beginnt im rhätischen Hochgebirge der Winter frühzeitig und herrscht fast ein halbes Jahr lang mit der furchtbarsten Strenge.

Hat man das freundliche Schloß Reichenau beim Zusammenflusse des Vorder- und Hinterrheins erreicht, so betritt man auf der Straße über den Splügen bald das romantische Domleschgerthal. Es ist ungefähr zwei Stunden lang, eine Stunde breit, und gehört unter die reizendsten Thäler der Schweiz. Hohe Berge umgeben es von allen Seiten, während aus seiner Mitte selber wieder der schöne Heinzenberg amphitheatralisch emporsteigt, mit Dörfern, alten Burgen und üppigen Kornfeldern bis zu seinem Gipfel geschmückt. Am südlichen Ende des Thales beginnt die schauerliche Via mala, welche in das Schamserthal führt. Sie ist ungefähr anderthalb Stunden lang, wurde gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Felsen gehauen und windet sich über mehrere kühn gesprengte

Brücken hart am Rande eines jähen Absturzes hin. In der Tiefe tobt der Hinterrhein, bald unter zerfressenen Felsen ungesehen dahindonnernd, bald aus enger, dunkler Felsspalte milchweiße Schaumwellen aufspritzend, dem Auge des Wanderers ein schrecklich schönes Schauspiel.

Das Schamserthal liegt zu beiden Seiten des Hinterrheins. Obgleich sehr hoch gelegen und fast ringsum von Schneebergen und Gletschern umschlossen, hat es in seinem Schooße dennoch fruchtbare Ebenen mit reichen Kornfeldern neben schönen Wiesen und Obstgärten. Seine Bewohner reden die romanische Sprache, und zeichnen sich, wie alle Bewohner der bündnischen Hochthäler, die uns Zschokke in seinen Erinnerungen aus Rhätien so trefflich schildert, durch starken, festen Muskelbau aus. Die Weiber verrichten so gut, wie die Männer, die schwerste Arbeit. Ihre Tracht ist, wie durch das ganze rhätische Hochgebirge, schwer und steif, so daß schöne Formen, wenn auch solche noch vorhanden wären, durch diese Kleidung ganz verunstaltet werden müßten. Die Gewänder bestehen auch zur Sommerzeit in groben Wollenstoffen, denn es ist die Luft auf diesen Höhen selbst während der längsten Tage des Jahres nicht selten scharf und schneidend. Den Kopf bedeckt das ganze Jahr hindurch ein

schwarzer, runder, wollener Hut, von derselben Form, wie die Männer ihn tragen. In dieser schweren Kleidung steigen Mädchen und Frauen auf die höchsten Berge und helfen da die Alpenwirthschaft betreiben. Den langen Winter bringen sie mit Spinnen und Weben zu, indeß die Männer, wenn das Vieh besorgt ist, am warmen Steinofen sitzen, mit Ausbessern von allerlei Geräthschaften und Anfertigung von neuen beschäftigt. Geistige Bildung trifft man bei diesen Bergmenschen wenig an, nicht aus Mangel an Anlagen, sondern weil ihnen die Gelegenheit, solche zu erwerben, gebricht. Das ewige Einerlei ihres Lebens und Treibens erzeugt in ihnen eine gewisse Trägheit des Geistes, bei welcher sie auch keinen Trieb nach etwas Besserem fühlen. Doch merkt man den Bewohnern des Schamserthales gar wohl an, daß sie durch den Paß über den Splügen und Bernhardin schon mehr mit andern Menschen in Berührung kommen. Der Waarentransport über diese beiden Pässe verschafft ihnen nicht unbedeutenden jährlichen Gewinn. Nebstdem besitzt das Thal ein sehr ergiebiges Eisenbergwerk, wo ein Eisen gewonnen wird, welches an Güte dem englischen und schwedischen kaum nachsteht. In den vielen Quellen und Bächen lebt in Menge die zarte Alpenforelle.

Das Dorf Splügen, mit ungefähr dreihundert Einwohnern, welche deutsch sprechen, hat mehrere schöne Gebäude, und ist wegen der Straßen über den Splügen und Bernhardin, welche da sich scheiden, immerfort sehr belebt. In der Nähe liegen zwei Marmorbrüche, wo ein schöner weißer Marmor gebrochen wird. Mehrere Fuhrwerke hielten vor dem geräumigen Wirthshause, und vielerlei Gäste, die der treffliche Wein bereits zur geselligen Freude aufgeregt hatte, saßen in der heitern, reinlichen Wirthsstube, als ich eintrat.

Der Splügen bildet die Grenze zwischen dem nördlichen und südlichen Himmel. Ueber denselben führt die am meisten gebrauchte Straße aus Deutschland durch Bünden nach Italien. Man rechnet den jährlichen Ertrag des Fuhrlohns für den ganzen Kanton Bünden auf mehr als zweimalhunderttausend bündnische Gulden, und der größte Theil davon wird auf dem Splügenpasse gewonnen. Die Höhe des Passes, der schon im dreizehnten Jahrhundert benutzt, aber erst in neuester Zeit durch ungeheuere Anstrengungen zur vollendeten Kunststraße hergestellt worden, steigt auf sechstausend und einige hundert Fuß über die Meeresfläche. Auf dem Uebergangspunkte steht ein geräumiges Wirthshaus mit einer Glocke, die bei Schneegestöber geläutet wird, um den Reisenden die Richtung

des Weges anzudeuten. Der Weg hinunter nach Isola, dem ersten italienischen Dorfe, führt durch den sogenannten Kardinell, eine lange finstere Felsschlucht, über welche die Lavinen oft donnernd hinabstürzen, ohne den Wanderer erfassen zu können. Neben der Straße rauschen die Wasser der Lira, und weiter unten, im Jakobsthale, entzückt ein romantischer Wasserfall das Auge.

Vom Regen und Schnee bis auf die Haut durchnäßt, kam ich im Wirthshause zu Isola an. Der Wirth ließ in der Küche ein großes Feuer anmachen, an dem ich meine Kleider trocknen und die erstarrten Glieder wieder erwärmen konnte. Das Feuer und eine Flasche Veltliner riefen die vom Gewitterfroste in's Innerste zurückgeschreckten Lebensgeister schnell hervor, und mit ihnen erwachte bald wieder die Reiselust. Hundert schäumende Wasserfälle stürzten von den Höhen des Campo dolcino herab und sprangen auf dem grünen Thalboden gleich Schaaren von munteren Lämmern fort, als ich wieder heiter und wohlgemuth die schöne Straße nach Chiavenna zog. Ich erreichte das Städtchen im Augenblicke, wo die Abendsonne mit tausend rothen Pfeilen die aufdampfenden Nebel durchschoß und seltsame Glühfeuer in den Gipfeln der schwarzen Tannen an den steilen Felswänden über mir anzündete.

2.

Von Leidenschaften heilt nie ein Herz;
Durch streng entsagender Gelübde Schmerz,
Und unter dunkelm, feierlichem Gewand
Glüht fort eitler Wünsch' und Hoffnungen Brand.

W. Scott.

Es ist etwas Köstliches um einen schönen Morgen und eine schöne Aussicht dazu. Während das Auge trunken hinausschaut über die aufdämmernde Landschaft, und die Kühle, welche dem Aufgang der Sonne vorangeht, gleich spielenden Wellen um Stirn und Wange sich legt, schlägt in der Brust das Herz so leicht und sorgenfrei. Das hab' ich auch heute wieder empfunden, als ich mit Tagesanbruch droben stand auf den Ruinen der alten Burg und an der malerischen Aussicht über Chiavenna und seine Umgebungen mich freute. Der Morgen war so mild und klar, helle Thauperlen glänzten am Gewande der Königin Natur und hüllten selbst die abgestorbenen Blätter in leuchtenden Farbenschmuck. Ein Schmetterling, vielleicht kurz vorher zum neuen Leben erwacht, sog aus den gelben Blüthen des Herbststeinbrechs, das aus dem Trümmergestein des verfallenen Hauses schaute, indeß zu meinen Füßen zwei schwarze Ameisen durch ihre Füllhörner ein mir geheimnißvolles Morgengespräch hielten.

Einige hundert Schritte östlich vom Städtchen, in einer mit hohen Kastanienbäumen bewachsenen Gegend, bildet die Acqua fraggia einen herrlichen Wasserfall, der hoch über eine senkrechte Felswand auf mächtige Gesteintrümmer herabstürzt. Ein zweiter schöner Wasserfall in der Nähe von Chiavenna ist der Poggione. Er braus't aus einer waldigen Gebirgsschlucht hervor, stürzt unter einer Brücke hinab und entzückt das Auge vorzüglich durch die eigenthümlich grüne Farbe seines Wassers. Chiavenna selbst aber hat, außer seiner anmuthigen Lage, nichts Anziehendes. Doch verleihen ihm der bedeutende Seidenbau, welcher in der Umgegend betrieben wird, und der Paß über den Splügen einiges Leben.

Die Straße nach Riva, einer kleinen Ortschaft am Ufer des Comersee's, führt durch das fruchtbare Thal der Mera. Von da fährt man auf einer Barke nach Domaso, wo das Dampfboot von Como anlegt. Die Fahrt auf dem neun bis zehn Stunden langen See ist bei heiterm Himmel eine der reizendsten, die es geben kann. Hohe Berge ringsum, deren höchste Gipfel kahl, die tiefer liegenden Abhänge mit Eichen, Kastanien, Oliven und Maulbeerbäumen bewachsen, die Niederungen am Gestade mit Reben bepflanzt, überall freundliche Dörfer und prachtvolle Landhäuser, im Osten die

Alpen mit ewigem Schnee, im Westen das malerische Como mit seinen vielen Thürmen und Hügeln — das ist die Landschaft, die auf diesem vielbesungenen See das Auge erfreut.

Die Gesellschaft auf dem Dampfschiffe war wenig zahlreich. Auf dem Verdecke saß neben einer ältlichen Dame ein bildschönes Mädchen in der Blüthe ihrer Jahre. Dunkle Locken beschatteten eine hohe Stirn und fielen in losen Ringeln auf einen blendend weißen Nacken. Zwei Augen, so glänzend wie der Spiegel des See's, schauten trunken auf das herrliche Gestade, und so oft die schönen Lippen zu einem Ausrufe des Entzückens sich öffneten, umschwebte sie ein zauberisches Lächeln. Ob diese Locken, diese Augen oder diese Lippen mehr Eindruck auf den jungen Mann im Mönchskleide machten, der neben mir an das Geländer lehnte, weiß ich nicht, allein so oft er einen Blick auf die Holdselige warf, entstieg seiner Brust ein tiefer Seufzer. Um seinem Gemüthe eine andere Richtung zu geben, zog er endlich das Brevier hervor, aber die schwarzen Zeilen mit ihren rothen Anfangsbuchstaben verwandelten sich vor seinen Augen in schwarze Locken und rothe Lippen, und er schloß das Buch wieder und lief mit großen Schritten auf dem Verdecke auf und ab.

„Die Gegend ist viel zu schön, als daß man die Blicke in ein Buch versenken könnte!“ redete ich ihn an, als er wieder an mir vorüberschreiten wollte.

„Wahrhaftig!“ erwiederte er, stille stehend und sichtlich sich zusammenraffend. „Nur Schade, daß die Fahrt nicht länger dauert!“ fügte er nach einer Weile träumerisch hinzu.

Unterdessen war das Mädchen aufgestanden, um in das Zimmer hinabzusteigen. Das Rauschen ihres Gewandes, das eine üppige Gestalt zu umhüllen schien, ging wie ein elektrischer Schlag durch alle Nerven des jungen und schönen Mannes. Aus dem fortgesetzten Gespräche mit ihm vernahm ich, daß er eben im Begriff stand, nach Mailand zu gehen, um dort, dem Willen seiner Eltern gehorchend, das Gelübde — ewiger Keuschheit abzulegen.

Im Halbkreise am südwestlichen Ende des See's erbaut, bietet das alterthümliche Como einen ungemein lieblichen Anblick. Während die Stadt in den klaren Wellen sich spiegelt, steigen hinter ihr malerische Hügel empor, geschmückt mit Landhäusern und reizenden Gärten. Vom höchsten derselben schauen die Reste der alten Baradello herab, welche einst in den lombardischen Kriegen eine wichtige Rolle gespielt. Die ganze Natur umher athmet eine lebendige Frische, die nicht

allein dem Auge wohlthut, sondern auch das Gemüth erheitert und stärkt. Bunte Haufen von Müßiggängern aus allen Klassen hatten unter dem Bogen am Wasser sich versammelt, als wir der Stadt uns näherten. Zahlreiche Barken drängten unter wildem Geschrei ihrer Lenker von allen Seiten dem Dampfboote entgegen, um die Reisenden an's Land zu bringen. Ich drückte dem armen Mönchskandidaten die Hand und ließ mich, mehr fortgerissen, als aus eigenem Willen, nach der Vorstadt Sant Agostino fahren. Im Wirthshause gleichen Namens handelte ich zum ersten Male mit dem Wirthe über Alles, was ich genießen wollte, genau aus, bevor ich den Tornister vom Rücken nahm. Dieser Vorsicht ungeachtet konnte ich beim Weggehen mit Göthe sagen: „Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will.“

So freundlich Como von Außen, so düster ist es im Innern. Die meisten Straßen sind eng und schmuzig. Unter den Gebäuden ragt der Dom hervor. Er wurde zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts vollendet und ist ganz mit weißem Marmor bekleidet. Die Vorstadt Vico hat einige schöne Palläste. Im Garten eines derselben soll die Ulme gestanden haben, von welcher der jüngere Plinius in seinen Briefen redet. Obgleich Como eines hohen Alterthums sich rühmt, so besitzt es

doch, außer wenigen in Privathäusern aufbewahrten Inschriften, keine Antiken mehr. Die Comenser, welche in den Kriegen gegen Hannibal durch ihre Treue für die Römer sich ausgezeichnet, werden heut zu Tage für die betrügerischesten aller Italiener gehalten. Ihr Ausdruck hat etwas Düsteres, was mit der freundlichen Gegend in auffallendem Kontraste steht. Ihre Sprache ist dem Fremden fast unverständlich. Einige Fabriken von Seiden- und Baumwollenzeugen machen die ganze Thätigkeit des Ortes aus, dagegen ziehen die Comasken als Kleinhändler nach allen Weltgegenden hin. Das Klima, ungeachtet der Nähe der Alpen, ist sehr milde. Kastanien, Oliven und Wein gedeihen an den herrlichen Ufern des See's in Fülle. Doch hat der häufige Regen, der da fällt, dem sonst so lieblichen Como den schmutzigen Beinamen „Uringlas der Lombarden“ zugezogen.

3.

Gebirge du von Pfeilern, Bogen, Mauern,
Mit deutscher Kunst des welschen Himmels Prangen!
An deinem hochgethürmten Umriß hangen
Die Blicke staunend halb und halb mit Trauern.

A. W. Schlegel.

Aus der lombardischen Ebene, die wie ein unermeßlicher Garten zwischen den Alpen und Apenninen sich

ausbreitet, erhebt sich das prachtvolle Mailand. Je näher du demselben kommst, desto kühner schwingt sich sein Riesendom über die Masse der Häuser empor, und desto mehr entfaltet sich vor deinen Augen der Reichthum, welcher die blühende Stadt auf allen Seiten umgiebt. Es war Abend, als ich ihren Thoren mich näherte. Ein inniger Goldglanz umfloß die hohe Kuppel und strahlte von dem weißen, säulenreichen Marmordache wieder. Mein Herz war ob dem Anblicke wundersam ergriffen, und wie ich so einsam die Straße wandelte, das Auge unverwandt auf den hehren Tempel gerichtet, während die Schatten der Nacht allmälig dunkler hereinbrachen und die Stille um mich immer tiefer wurde, tauchten vor mir die Gestalten einer vielbewegten Vergangenheit auf. Die wilden Horden unter Attila, die Heere des Belisar, die siegreichen Schaaren Karl des Großen, die Rachegeister des beleidigten Barbarossa, die Tugenden und Laster der Visconti, die Segnungen der Borromeo — all' diese Bilder zogen an meiner Seele vorüber, und ich schritt durch die Porta Comense in die Stadt, ohne den Ruf der Wache zu hören, bis der ergrimmte Soldat bei der Schulter mich faßte.

Ungeachtet der vielen erlittenen Unfälle ist Mailand eine schöne, blühende Stadt. Prächtige Häuserreihen

zieren die reinlichen, wohlbepflasterten Straßen, die nach den vielen Thoren führen. Unzählige Kaufmannsladen, gefüllt mit allerlei schönen Waaren, geben ihr das Ansehen eines ewigen Marktes. Ein reges, buntes Treiben, schon völlig verschieden von dem Leben deutscher Städte, herrscht Tag und Nacht in allen Gassen und auf allen Plätzen. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht der Corso aus, wo vorzüglich am Abend eine Fluth von Menschen aus allen Klassen zwischen langen Reihen von glänzenden Wagen auf und nieder wogt. Jeder Blick auf die Straßen, die Häuser, Palläste und Kirchen läßt das Auge nur Wohlstand schauen, herbeigeführt durch Handel, Gewerb und Verkehr. Wie wohlthätig wirkt ein solches Bild auf das Gemüth des Reisenden!

Unter den achzig größtentheils prächtigen Kirchen, welche Mailand in seinen Mauern zählt, ragt der Dom freilich in solcher Riesengröße hervor, daß neben ihm die andern gleichsam verschwinden. Die Sonne war kaum aufgegangen, als ich am andern Morgen nach meiner Ankunft schon droben in seiner Kuppel stand. Welch' ein Schauspiel! Das Wundergebäude mit seinem milchweißen Marmordache und seinen achtundneunzig gothischen Spitzsäulen, das herrliche Mailand mit seinen Pallästen und Gärten, die unabsehbare

lombardische Ebene voll Städte, Dörfer und Lust-häuser, im Norden die lange Kette weißbeschneiter Alpen, im Süden die blaudämmernden Apenninen, und Alles, so weit das Auge reichte, in den Glanz der klarsten, reinsten Morgenbeleuchtung eingetaucht — das war es, was ich mit einem Blicke da oben schaute! Aber auch im Innern des Tempels selbst wurde meine Seele von Bewunderung hingerissen ob den großartigen Verhältnissen, die aus allen Theilen sich kund geben. Wohin immer der Blick sich richtet, er begegnet einem Aufwande von menschlicher Kraft und Anstrengung, der fast nicht zu begreifen.

Der Sinn für wohlthätige Stiftungen hat auch in dem reichen Mailand zahlreiche Versorgungsanstalten in's Leben gerufen. Das große Spital, eines der ausgezeichnetsten in Europa, hat Raum für zweitausend Kranke, deren Versorgung sowohl in ärztlicher, als in jeder andern Hinsicht alles Lob verdient. Aus der wohlbestellten Apotheke werden nebenbei den Armen der Stadt, die nicht in das Spital kommen können, die Arzeneien unentgeldlich abgereicht. Während der kurzen Zeit, die ich darin zubrachte, zählte ich gegen zwanzig Personen, die für Unbemittelte Medizinen abholten. Nicht minder großartig ist das mit diesem Spitale in Verbindung stehende Findelhaus, welches

an fünftausend Findlinge, nebst den dazu erforderlichen Wärterinen, aufnehmen kann. Die Knaben werden zu Handwerkern gebildet, die Mädchen in allerlei weiblichen Arbeiten unterrichtet. So heilsam ein solches Institut allerdings auf die einmal in dasselbe Aufgenommenen wirkt, so kann doch mit Grund die Frage aufgeworfen werden, ob dadurch, daß Mütter ihre Kinder so leicht loswerden können, die Unsittlichkeit nicht im hohen Grade befördert werde. Gebildete und erfahrene Mailänder, mit denen ich darüber zu sprechen Gelegenheit hatte, waren durchaus dieser Meinung.

In einer Stadt, wo so viel reges und thätiges Leben herrscht, wie in Mailand, müssen auch Künste und Wissenschaften ihre Pfleger finden. Unter den hierfür bestehenden Anstalten nimmt die königliche Akademie, gewöhnlich Brera genannt, den ersten Rang ein. Schon das Gebäude selber, mit einem doppelten Säulengang im Innern, gewährt einen schönen Anblick. Es ist das ehemalige Jesuitencollegium, in welchem einst achtzig Glieder des merkwürdigen Ordens lebten, der in der Welt so viel Gutes und Böses gestiftet. Die in dreizehn Zimmern aufgestellte Gemäldesammlung wird für eine der schönsten in Italien gehalten. Unter vielen trefflichen Werken großer Meister bewundert man vorzüglich das Verlöbniß Maria's, ein Gemälde,

welches Raphael in seinem zwanzigsten Jahre geschaffen. Auf mein Gemüth indessen haben ein Johannes in der Wüste von Pussin und ein gekreuzigter Christus von Guido Reni einen viel tieferen Eindruck gemacht. Nebst der Gemäldesammlung enthält die Brera eine äußerst reiche Bibliothek, ein berühmtes Münzkabinet und in den Erdgeschossen die Schulen für gelehrte und künstlerische Bildung. Auch stehen damit ein wohleingerichteter botanischer Garten und eine Sternwarte in Verbindung.

Die Scala, nach San Carlo in Neapel das größte Theater in Italien, stellt auch in ihrem Aeußern ein schönes, großartiges Gebäude dar. Das Innere ist reich ausgestattet, und Opern und Ballete werden mit einem Glanze aufgeführt, den man kaum anderswo wieder findet. Wer indessen so ganz frisch aus deutschen Theatern in die italienischen kommt, verliert viel an Genuß, bis er sich etwas an den Lärm, der hier die Schauspielhäuser erfüllt, gewöhnt hat. Der Vorhang war längst aufgezogen und das Stück hatte schon eine Weile gespielt, aber das Gerede im Parterre und in den Logen dauerte fort, und war so laut, daß ich kaum einen Ton zu unterscheiden vermochte. Endlich durchlief ein grelles Zischen das Haus, und die tiefste Stille trat plötzlich ein. Eine wundervolle

Stimme erklang, ein ungestümes Bravo erscholl am Schlusse der herrlichen Arie, und wieder erhob sich der betäubende Lärm. Der Deutsche geht in's Theater, um zu hören, der Italiener, um zu reden. Das ist der Unterschied. Darum kann auch in Italien ein und dasselbe Stück vierundzwanzig Mal hinter einander gegeben werden. Nur die ausgezeichnetsten Arien werden angehört, und dann auch von Jedermann zu Hause und auf den Gassen nachgesungen.

Die Mailänder sind ein arbeitsames, freundliches, gastliches Volk. Zu ihren Untugenden gehört, daß sie Alles, was man von ihnen kaufen will, dreimal überbieten, ein Laster, welches sie mit allen Italienern gemein haben. Wer aber einmal daran gewöhnt ist, weiß leicht ohne Schaden durchzukommen. Die Mailänderinen zeigen ein freies, ungezwungenes Wesen, was zu ihren schönen Gestalten vortrefflich paßt. Von der in Italien immer noch üblichen Sitte, einen Cicisbeo oder Gesellschafter neben dem Manne zu halten, wissen sie wenig, was gerade nicht zu ihren Fehlern gehört. Ich habe bei Anlaß der Kunstausstellung einige sehr schöne Frauen und Mädchen gesehen.

Die Gegend um Mailand ist eine der fruchtbarsten, die nur je ein Land aufzuweisen hat. Die Felder liegen niemals brach, sondern geben vielmehr eine dop-

pelte Ernte, die erste von Weizen, die zweite von Mais, Hirse oder irgend einem andern Sommergetreide. Die Wiesen werden bis viermal abgemäht. An den vielen Pappeln und Ulmen steigt der Weinstock empor, von Stamm zu Stamm sich schlingend und mit süßen Trauben schwer behangen. Unzählige prächtige Landhäuser umgeben von allen Seiten die Stadt.

Den letzten Abend meines flüchtigen Aufenthalts in Mailand brachte ich noch im Marionettentheater zu. Es wird als das schönste in Italien gerühmt, und erfreut sich eines starken Zulaufes. Die Puppen sind ziemlich groß und schön, die Dekorationen nicht ungefällig. Wenn früher eine solche Schauspielerbande in unser Dorf kam, da gab ich all mein Geld für die Genovefa, den verlorenen Sohn und den Holofernes, und noch immer herrscht in mir eine große Vorliebe für diese Art von Spektakel. Recht betrachtet, sind die Marionetten doch nichts anderes, als die gelungenste Satyre, die beißendste Ironie, welche der Mensch auf sich selbst erdacht. Die Italiener haben dieses besser begriffen, als die Deutschen, und führen darum auf ihren Puppentheatern nicht Bibelgeschichten und Legenden, sondern, wenn auch oft unter alterthümlich klingenden Titeln, Stücke aus dem wirklichen Leben auf, wo das Ganze nichts anderes ist,

als eine über die Geschichte des Tages geschwungene bittere Geißel.

4.

Dem Wandrer, der den Fall der Mauern schaut,
Wird's in der Brust unheimlich oft und bänglich:
So stürzet, was der Mensch erbaut,
Sein Werk ist, wie er selbst, vergänglich.

Neuffer.

Nach einem süßen Schlummer, der mich im Schatten eines der vielen mit Reben umschlungenen Bäume erquickt, hatte ich auf der schönen Straße längs dem Kanal Naviglio bald die berühmte Karthause erreicht. Das prächtige Gebäude macht schon aus der Ferne einen großartigen Eindruck. Durch eine schattige Allee von hohen Bäumen gelangt man in den weiten Hof, in welchem die mit Marmor, Bildhauerarbeiten, Gemälden und allerlei kostbaren Zierrathen bis zur Verschwendung ausgeschmückte Kirche steht. Wie viele andere, so verdankt auch dieses Kloster seine Entstehung dem Wahne, begangene Frevel durch fromme Stiftungen wieder aussöhnen zu können. Johann Galeazzo Visconti, erster Herzog von Mailand, machte seinen Onkel auf verrätherische Weise zum Gefangenen und

ließ ihn auf einem seiner Schlösser mit zwei Kindern schmälich zu Grunde gehen. Um sich dem Himmel wieder gefällig zu machen, baute er zuerst den Dom zu Mailand, und darauf, gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, noch dieses Kloster. Die Karthäuser, welche davon Besitz nahmen, wußten, durch den Herzog in all' ihren Bestrebungen begünstigt, ihre Besitzungen bald in dem Maße zu vermehren, daß ihre jährlichen Einkünfte auf mehr denn hunderttausend Thaler anstiegen. Jetzt sind zwar nur noch einige Cistterzienser mönche da, um die täglichen Messen zu besorgen, aber alle Theile des Gebäudes, und vor allem das Innere der Kirche, zeugen noch immer von dem Reichthume und der Verschwendung, die da einst gewaltet.

Von diesem prachtvollen Kloster hat man in einer Stunde das alte Pavia erreicht. Mein erster Gang war nach der Universität. Sie wurde von Karl dem Großen gestiftet und war von jeher eine der besuchtesten Lehranstalten Italiens. Frank, Spallanzani, Volta, Scarpa und andere ausgezeichnete Geister haben da gelehrt und die Wissenschaften durch ihre Forschungen und Entdeckungen bereichert. Noch heute soll die Anstalt gegen vierzehnhundert Studierende zählen. Das ansehnliche Gebäude mit seinen schönen Gallerien enthält herrliche Sammlungen, worunter das berühmte,

in vier Sälen aufgestellte anatomische Kabinet, welches Scarpa gegründet. Der botanische Garten nährt viele vorzügliche Gewächsgattungen. Der Spital zeichnet sich durch musterhafte Einrichtung aus.

Tritt man aus dieser mit dem Geiste der Zeit fortschreitenden Anstalt und ihren modernen Einrichtungen wieder hinaus in die Straßen Pavia's, so wird man erst recht ergriffen durch das öde, verfallene Aussehen der Stadt. Pavia, von ligurischen Völkern lange vor Mailand erbaut, und lange ein glänzender Königssitz, bis Karl der Große im Jahre 774 dem longobardischen Reiche ein Ende machte, hat nunmehr eine so geringe Bevölkerung, daß viele Straßen, besonders zur Zeit der Universitätsferien, wie ausgestorben erscheinen. Seine Palläste, mit allerlei schmuzigen Krambuden unter den halbverschütteten Hallen, gewähren den trübseligsten Anblick, den man sich nur denken kann. Die Kirchen, fast alle aus jener Königszeit stammend, zeichnen sich weder durch schöne Bauart aus, noch enthalten sie vorzügliche Kunstwerke. In der Kathedrale befindet sich gegenwärtig das alabasterne Grab des heiligen Augustin, und in der ehemaligen Augustinerkirche ruhen die Reste des im Leben mehr berühmten, als glücklichen Boethius. Von den vielen Thürmen, welche Pavia einst umgaben, und nach

welchen es die „Stadt der hundert Thürme“ benannt wurde, sind nur noch zwei vorhanden, die andern alle in Schutt verfallen. Das Innere der Stadt ist schmuzig, und die wenigen Einwohner, denen ich in den Straßen begegnete, sahen meist so unreinlich aus, wie ihre Häuser. Mit einem Wort, es giebt kaum eine Stadt, wo das Einst und Jetzt so verschieden, wie in Pavia. Die Umgegend ist fruchtbar, und besonders soll hier der Reis in vorzüglicher Güte gedeihen.

Die Brücke über den Ticino am südlichen Ende der Stadt wird als eines der schönsten Denkmäler der Baukunst des Mittelalters gerühmt. Auf ihr genießt man eine ungemein malerische Aussicht über den Strom und seine Umgebungen. Eine halbe Stunde weiter liegt der erste sardinische Wachtposten, von dem man in zwei Stunden an die Ufer des Po gelangt. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als ich auf der langen Schiffbrücke den mächtigen Strom überschritt. Der junge Italiener, welcher eine Strecke weit mit mir gegangen war, ermahnte mich beim Scheiden dringend, nur immer mitten auf der Straße zu bleiben, weil man auf diese Weise des Abends am sichersten reise. So wohlgemeint diese Mahnung immerhin sein mochte, so machte sie doch einen unangenehmen Eindruck auf mich, um so mehr, da ich noch über zwei Stunden zu

gehen hatte, um das nächste Wirthshaus in Casteggio zu erreichen.

Die Straße von diesem Dorfe über Voghera nach Tortona führt durch herrliche Felder, mit zahlreichen Maulbeerbäumen bewachsen. Der Seidenbau wird in der Gegend sehr stark betrieben, und soll auch den Einwohnern bedeutenden Gewinn verschaffen. Unweit der Stadt Voghera, seitwärts von der Straße, liegt das Dorf Marengo, nach welchem eine der gewaltigsten Schlachten neuerer Zeit ihre Benennung erhalten.

Tortona, einst die reiche Bundesgenossin von Mailand, ist jetzt völlig im Verfall. Auch ihre Festungswerke, welche mehrere Belagerungen ausgehalten, sind von den Franzosen in Schutt verwandelt worden.

Zwei Stunden von Tortona betritt man das genuesische Gebiet und hat dann bald das freundliche Novi erreicht. Die Stadt, einst eine der ersten in Ligurien, und in den Zeiten von Genua's Flor ein bedeutender Ort, wo Magazine voll levantischer Waaren strozten, hat auch gegenwärtig noch einiges Leben, theils durch ihren starken Seidenhandel, theils durch die reichen Genueser, die den Herbst in ihren Umgebungen zubringen. Die Gegend umher ist üppig, und Wohlstand scheint unter ihren Bewohnern zu herrschen. Der

Wirth, bei welchem ich um ein Nachtlager nachsuchte, forderte dafür so viel, daß ich ihn einen unverschämten Kerl nannte, und zu einem andern lief. Dieser aber begehrte noch mehr, und ein dritter verlangte fast so viel, als die beiden frühern zusammen. Ohne mich lange zu besinnen, kehrte ich wieder zum ersten zurück. Er stand unter der Hausthür, lächelte und sprach: „O Herr, ich habe schon gewußt, daß Sie wieder zu mir kommen werden, denn meine Nachbarn sind noch viel unverschämter, als ich!“ Am andern Morgen aber bezahlte ich doch kaum mehr als die Hälfte des Geforderten, und mein ehrlicher Wirth war gleichwohl damit zufrieden und begleitete mich, als ich ihm auf sein Ansuchen noch ein kleines Trinkgeld gereicht hatte, bis vor das Thor hinaus.

Von Novi steigt die alte Straße, die ich als Fußgänger der neuen über Arquato vorzog, steil hinan. Ich war ungefähr eine Viertelstunde gegangen, als ein hübsches Mädchen, mit einem Korb voll Früchten auf dem Kopfe, mir begegnete und in freundlichen Worten nach dem Ziele meiner Reise mich fragte. Als ich ihr Genua nannte, bat sie mich, lieber die neue Straße einzuschlagen, weil oft Räuber auf der Bochetta hausen.

„Aber glaubst du denn nicht, mein süßes Kind, daß die Räuber mir gleich ansehen werden, ich sei kein Rei

sender, bei welchem Beute zu machen?“ entgegnete ich, indem ich die Hand der schönen Korbträgerin faßte.

„Das ist freilich auch war!“ erwiderte das Mädchen etwas verlegen.

Ich drückte zum Danke für ihre Warnung einen Kuß auf ihre Wange und ging dennoch die alte Straße. Die Mühe des Steigens wurde mir bald belohnt durch eine herrliche Fernsicht. Eine lange Reihe von amphitheatralischen Bergen erhebt sich gegen Süden. Auf der Bochetta, bekannt durch die letzten italienischen Kriege, hat man die größte Höhe der Apenninen im Sardinischen erreicht, und die Aussicht, welche auf diesem Punkte dem Auge sich darbietet, ist eine der schönsten, die man sich nur denken kann. Nicht minder reizend ist die Herabsenkung in das romantische Thal von Polcevera, welches bis zum kastanienreichen Campo Marone zu beiden Seiten des hochuferigen Flusses, der in den Meerbusen von Genua fließt, sich hinzieht.

Wie war mir, als ich hinaustrat an die Küste und da zum erstenmal das Meer vor mir erblickte! Mit den blauen Wogen auf und nieder stieg und sank mein Herzblut, und wie die Sonne untertauchte im Westen, ihre letzten Strahlen auf den rauschenden Wassern unter mir verzitterten, während die Berge im Osten so

veilchenblau standen, da breitete die Arme ich aus, wie die Möve ihre Flügel, und fing endlich vor Sehnsucht zu weinen an, als sie mich nicht hinaustragen wollten über die wogende, schimmernde Fluth.

5.

Wie wölben sich dort deiner Kirchen Bogen!
Wie schimmern der Palläste goldne Wände!
Es schwärmt der Blick, wohin ich ihn versende,
Von einer Pracht zur andern fortgeflogen.

Körner.

Hat man die Höhe erreicht, wo der gewaltige Leuchtthurm auf Felsen ragt, so erblickt man auf einmal das majestätische Genua in seiner ganzen Größe und Schöne vor sich. In Gestalt eines Amphitheaters ruht sie da, die prächtige Stadt, mit ihren glänzenden Landhäusern und üppigen Zitronengärten malerisch hinansteigend, bis wo die fernen Festungswerke im weiten Halbkreise über reizende Höhen sich hinziehen. Ein Wald von Masten, an denen hundert farbige Wimpel im Winde flattern, ragt aus dem weiten Hafen empor, behende Matrosen laufen über die schwankenden Segelstangen, bunte Schaaren drängen sich auf dem Molo, und ruhig, als könnt' er dem Elemente gebieten, zieht auf dem Rücken der

Wellen und Wogen der Fischer seine Netze. Herrlicher Anblick!

Ist auch jene große Zeit, wo Genua mit Venedig um den Welthandel und um die Herrschaft der Meere gestritten, längst vorüber, und sind auch die Helden, welche der Republik jene bewunderungswürdige Größe errungen, alle ausgestorben, so verdient die Stadt gleichwohl immer noch den Beinamen „die Prachtvolle.“ Welche Massen von Marmor, wenn man die Straßen Balbi und Nuova dahinwandelt, welcher Glanz, welche Verschwendung, wenn man in's Innere eines der Riesengebäude tritt! Wenn der Pallast des Andreas Doria am Thomasthore wegen der geschichtlichen Erinnerungen, die an ihn sich knüpfen, von allen der merkwürdigste ist, so setzen dagegen die beiden Palläste Durazzo in der Marmorstraße Balbi durch ihre großartigen Verhältnisse in Erstaunen. Besonders ragt der eine derselben vor allen Prachtgebäuden, deren Genua eine Menge besitzt, hervor. Seine Höhe, sein Umfang, seine riesenhaften Marmortreppen, seine Terrassen mit Gewächshäusern und erfrischenden Springbrunnen, und endlich seine ungeheuern Säle, in denen der unbeschreibliche Reichthum von Gemälden und Bildhauerarbeiten das Auge fast mehr ermüdet, als erfreut, bieten einen einzigen Anblick dar. Man

fragt sich, wie nur ein Mensch den Gedanken habe fassen können, solch ein Haus sich zu erbauen. Welch ein ungeheurer Abstand zwischen diesem Pallaste und einem Sarg!

In den Kirchen Genua's sieht man nur Marmor, Gold und Malerei, und billig fragt man, ob das Herz beten könne, wo das Auge durch so viel Pracht und Glanz gefesselt und geblendet wird. Der Dom, ganz im gothischen Style erbaut, soll auf der Stelle sich erheben, wo der heilige Laurenz, welchem er geweiht ist, auf seiner Reise von Spanien nach Rom einst ausgeruhet. In einer besondern Kapelle wird die Asche des Johannes des Täufers aufbewahrt, zu welcher die Genueser in großer Noth ihre Zuflucht nehmen, wie die Neapolitaner zum Blute des heiligen Januarius. Die Kirche der Verkündigung ist unter allen die schönste, obgleich sie blos auf Kosten einer einzigen Familie erbaut worden. Sie hat eine prachtvolle Marmortreppe, ruht auf jonischen Säulen von weißem Marmor, ist ganz mit rothem und weißem Marmor ausgekleidet und enthält vorzügliche Freskomalereien. Bei der Santa Maria di Carignano wird vorzüglich die zu derselben führende Brücke bewundert. Sie stützt sich auf einen kleinen und drei größere Bogen, welche letztere über neunzig Fuß hoch sind, und verbindet zwei Berge mit

einander, einzig nur, um der Kirche einen bequemern Zugang zu verschaffen. Man genießt auf dieser Brücke eine wundervolle Aussicht über die Stadt, den Hafen und das im Westen von blauen Bergen umsäumte Meer. Nahe dabei, auf einem jetzt öden Platze, hat Fiesko's Haus gestanden. In der That, der Anblick, den Genua von hier aus darbietet, ist ganz geeignet, in einer so kühnen Seele den Entschluß zu wecken, zum Herrn der majestätischen Stadt sich emporzuschwingen!

Aber auch an großartigen Stiftungen, aus den hehren Tagen der Republik herstammend, ist Genua reich. Dahin gehört vor allem das große Spital, ein prachtvolles Gebäude, in welchem, ohne Unterschied der Nation und des Glaubens, gegen tausend Personen täglich verpflegt werden. Mit diesem Spitale steht, wie mit jenem in Mailand, ein wohleingerichtetes Findelhaus in Verbindung. Die Anzahl der Findlinge, welche theils im Hause selbst, theils auf dem Lande ihre Erziehung finden, soll gewöhnlich auf zweitausend sich belaufen. Das fünf Stockwerke hohe Armenspital gleicht mehr einem Pallaste, als einer Versorgungsanstalt für Arme. Es faßt über zweitausend Personen, für welche sehr wohl gesorgt wird. Wer der Anstalt eine Summe von hunderttausend französischen Franken vermacht, bekommt darin eine mar-

morne Bildsäule in Lebensgröße. Kleinere Vermächtnisse werden durch Büsten und Inschriften geehrt. Die nämliche Sitte, das Andenken edler Menschen zu verewigen, wird auch im großen Spitale beobachtet.

Den Wissenschaften ist das ehemalige Jesuitenkollegium eingeräumt, ein großartiges Gebäude mit einer herrlichen Säulenhalle von carrarischem Marmor in der Straße Balbi. Die heitern Hörsäle sind mit Gemälden geschmückt, deren mehrere von den beßten genuesischen Meistern herstammen. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf ungefähr vierhundert. Die Anstalt hat schöne Sammlungen, so wie auch einen botanischen Garten, welcher durch den Professor Viviani vortrefflich besorgt wird.

Das neue Theater Carlo Felice ist eines der schönsten in Italien. Es steht auf einem vortheilhaften Punkte und ist eine neue Zierde der Stadt. Nicht blos die prächtigen Säulenhallen, auch die Treppen sind von blendend weißem carrarischem Marmor.

Hätte Genua zu seinen glänzenden Pallästen, Kirchen und Verpflegungsanstalten auch offene Straßen und geräumige Plätze, so möchte es in jeder Beziehung eine der schönsten Städte auf Erden sein. Allein diese fehlen ihm gänzlich. Mit Ausnahme der Strada Balbi und ihren Fortsetzungen, so wie einiger Plätze, unter

denen die mit Bäumen umgebene Piazza Acquaverde und die Tag und Nacht mit Miethkutschen bedeckte Piazza dell' Annunziata sich auszeichnen, ist die Stadt sehr eng und winkelig gebaut. Die meisten Straßen sind so schmal, daß kein Wagen darin fahren kann, und wegen der sechs bis acht Stock hohen Häuser, so finster, daß die Bewohner der untersten Stockwerke oft am Tag die Lichter brennen müssen. Dazu kommt noch die steile Lage der Stadt, vermöge welcher viele Gassen bei etwas starkem Regen im eigentlichen Sinne des Wortes in Flußbette sich verwandeln, durch welche rauschende Wasserströme von der Höhe herab dem Meere zustürzen. Diese Gassen gestalten sich oft zu einem wahren Labyrinth von Schluchten, in welche nie ein Strahl der Sonne dringt.

Welch ein Kontrast zu diesen Schluchten, wenn man Genua vom Molo oder der Hafenmauer aus betrachtet! Gegen Norden der hohe Saum der Alpenkette, von diesem abwärts eine Menge von minder hohen Gebirgen, deren Abhänge mit reizenden Gärten und Landhäusern geschmückt, dann die amphitheatralische Stadt, von einer doppelten Mauer umgeben, im Westen der gewaltige Leuchtthurm, zu den Füßen der Hafen, mit Schiffen aus allen Weltgegenden gefüllt, von da endlich die Aussicht über das Meer bis wo

der blaue Himmel mit den blauen Wassern sich vereinigt — ein Anblick voll unbeschreiblicher Schönheit!

An Sonn- und Feiertagen strömen die Genueser nach dem erst vor wenigen Jahren angelegten Platze der Acqua Sola, am östlichen Ende der Stadt, wo an diesen Tagen die Militärmusik spielt. Der weite, hochgelegene Raum ist mit schönen Alleen durchzogen und in der Mitte mit einem Springbrunnen geziert, der aus einem von Rosenhecken und Trauerweiden umschatteten Wasserbecken steigt und angenehme Kühlung verbreitet. Zahlreich hatte die schöne Welt heute sich eingefunden, stolze Genueserinen mit dunkeln Locken und blassen Gesichtern wandelten da in Menge am Arme ihrer Gesellschafter. Am Abend war in dem angrenzenden Quartier des heiligen Vinzens große Illumination zu Ehren der Madonna. Die ganze große Vorstadt war mit Tausenden von Lichtern, welche zu beiden Seiten der Straße in Gestalt hoher Pyramiden unter den Fenstern der Häuser brannten, taghell erleuchtet. Die Zahl der Menschen aus allen Klassen war so groß, daß man nur mit höchster Anstrengung durch das Gewühl hindurch zu dringen vermochte. In der geräumigen, prachtvoll ausgeschmückten Kirche, in welcher die Heilige verehrt wird, verbreitete eine Unzahl von Leuchtern eine blendende Helle. Die Illu-

mination kostet, wie ein kleiner Genueser, der auf seinen großen Reisen sogar Mailand und Turin gesehen hatte, mich versicherte, die Einwohner der Vorstadt alljährlich über fünftausend Franken.

Die Bevölkerung Genua's wird auf zweiundneunzigtausend Seelen geschätzt. Am Hafen und in der Nähe desselben herrscht Tag und Nacht ein reges, geschäftiges, lärmvolles Leben. Die Genueser werden für arbeitsam und unternehmend, aber gleichzeitig für höchst abergläubisch und rachsüchtig ausgegeben. Die Frauen sind im Allgemeinen nicht besonders schön. Ihre Gesichtsfarbe ist meistens sehr blaß, und ihre Züge haben nicht selten etwas Kränkelndes. Auch wissen sie sich nicht so schön zu kleiden, wie die Mailänderinen. Die sonderbare Sitte, einen Cicisbeo oder Gesellschafter zu halten, der sie zur Messe, auf den Spaziergang und in Gesellschaften begleitet, soll in Genua immer noch strenger, als irgendwo in Italien, beobachtet werden. Sobald eine adelige Dame heirathet, wird mit Genehmhaltung beider Partheien solch ein Nebengänger gewählt und selten gewechselt, mögen in der Folge die Beiden einander auch noch so überlästig werden. Die Männer bekümmern sich dann wenig um ihre Frauen, dagegen machen sie die nöthigen Einkäufe für die Hauswirthschaft, so daß die Frau für nichts zu

sorgen hat. In hochadeligen Häusern sollen nicht selten Mönche, die in allen vornehmen Familien als Hausfreunde sich eingenistet haben, die Rechnungsbücher führen. Die Sprache des gemeinen Mannes ist ein Gemisch von Italienisch und Französisch, und sehr schwer zu verstehen. Der Hang zu Betrügereien gibt bei jedem Anlasse sich kund, und der Genuese ist nie verlegen, sich darüber zu vertheidigen. Ein lumpiger Kerl bot mir einst auf dem Fischmarkte ein getrocknetes Seepferdchen für drei Franken. Ich versprach ihm einen Sous dafür und bekam es. Auf meine Frage, warum er mich als Fremden so habe betrügen wollen, erwiederte er: „Mein Herr, das war ganz und gar nicht meine Absicht. Ich habe Ihnen den Fisch so theuer geschätzt in der Voraussetzung, daß Sie mir schon dafür geben werden, was Ihnen billig dünke. Hätten Sie mir aber auch mehr gegeben, so wäre es ja mit ihrem Willen geschehen."

Was ein witziger Franzose schon vor fünfzig Jahren über Genua geschrieben, ist heute noch eben so wahr: „Genua ist die Stadt der Widersprüche. Die Ausschweifung ist so groß, daß es keine öffentlichen Dirnen giebt; die Priester sind so zahlreich, daß keine Spur von Gottesfurcht zu finden; die Almosen so überschwänglich, daß Alles von Bettlern wimmelt."

6.

Würd's auch mit Witz, Kunst, Uebung angefangen,
Nie könnt' ich Schilderung zu geben hoffen;
Nur glauben kann man's, und zu sehn verlangen.
Dante.

Man findet in Genua täglich Gelegenheit, zu Wasser nach Livorno zu fahren, ich hatte mir aber vorgenommen, meine Reise zu Fuß zu machen, und fand bald Ursache, über diesen Entschluß mich zu freuen. Denn über alle Beschreibung schön ist die Küstengegend nach Monte Rua hin. Eine wohlunterhaltene Straße führt, an zauberischen Buchten bald einwärts, bald auswärts sich krümmend, durch ein wahrhaft paradiesisches Land. Zur Rechten genießt man immerfort die Aussicht auf den weiten, von zahlreichen Fischerbarken durchkreuzten Golf, während zur Linken immergrüne Gärten von Oelbäumen, Feigen, Zitronen und Orangen, aus denen die weißglänzenden Landhäuser wie Feenschlösser hervorblicken, die allmälig über einander anschwellenden Hügel schmücken. Hier fühlte ich zuerst mich in Italien. Und wie ich so dahin wandelte, und ein leichter Windhauch vom Meere hereinwehte und in den Blättern und Zweigen der zauberischen Haine über mir, gleich wie auf den Wassern unter mir, Well' auf

Welle forttrieb, da durchströmte mein Herz noch nie empfundene Lust.

Es war schon tiefe Nacht, als ich in Rua ankam, so daß ich von der schönen Aussicht auf dieser Höhe des Weges heute nichts mehr genießen konnte. Aber als ich früh am Morgen die Fenster meines Schlafgemachs öffnete und hinausblickte über das glänzende Meer, und hinab auf das ungefähr acht Stunden entfernte Genua, und hinüber an die fernen Berge der Provenze, die im Goldduste des herrlichsten Morgens schwammen, da lag, wie von einem Zauberschlage enthüllt, auf einmal wieder die wundervollste Landschaft vor mir. Ich lehnte mich hinaus, so weit ich konnte, in die frische Aurora, und schaute dem Glühen und Glänzen so lange zu, bis endlich auch ein goldner Strahl hineinsprang in meine Brust und all' den tausend welkenden Blüthen der Jugend noch einmal neue Farben verlieh.

Von Rua führt die Straße durch eine ausgehauene Felsgrotte in eine anmuthige, mit hohen Kastanien bewachsene Gebirgsgegend, steigt jedoch bald wieder hinab an die felsige Meeresküste, über Rapallo und Chiavri nach dem malerischen Sestri sich hinziehend. Von da aus wird der Weg über den Bracco ziemlich steil und öde, bis man wieder hinunter kommt zu dem in einem fruchtbaren Thale gelegenen, aber äußerst schmu-

tigen Borghetto, von wo aus man in wenig Stunden das seiner herrlichen Lage und seines gesunden Klimas wegen so berühmte Spezzia erreicht.

Die Mittagssonne brannte heiß, als ich hinausging an die ungemein liebliche Meeresbucht, um da ein wenig auszuruhen. Der Oelbaum, an dessen Stamm ich mich hinsetzte, breitete sein grünes Blätterdach über mir aus und hüllte mich ein in seine duftigen Schatten. An den schwankenden Grashalmen hingen glänzende Goldhahnkäfer, und dicht neben mir lauerte eine Fangheuschrecke, die erste, die ich lebend gesehen, mit ihren, wie zur Andacht emporgehobenen Fangfüßen auf Beute. Das seltsame Insekt zog bald meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ich sah sie den Kopf lange nur nach einer Seite drehen, und wie ich näher hinschaute, nahm ich erst wahr, daß eine kleine, meinen Augen kaum sichtbare Mücke an der gelben Blüthe eines Geißklees hinlief. Die Scheinheilige, den ersehnten Raub nie aus dem Gesichte verlierend, richtete sich empor und ließ sich wieder nieder, hob die Arme auf und senkte sie wieder herab, bis sie mit einem Sprunge das Thierchen plötzlich haschte und erwürgte. Dann aber wurde sie auch mir zur Beute und mit Triumph in meine Schachtel aufgespießt.

In Sarzana erfreute mich wieder die schöne Aussicht von den Mauern der Stadt herab auf die Umgebungen derselben. Von da führt die Straße durch fruchtreiche Gärten und Felder dahin, vorüber an den weißen Marmorbergen von Carrara, die aus immergrünen Oelwäldern, welche von ihrem Fuße bis zur Meeresküste sich ausbreiten, ungemein malerisch emporsteigen, seit Jahrhunderten Stoff zu so viel herrlichen Gebilden darbietend.

Ueber Pietra Santa und Toretto, wo die Päſſe ins Toskanische unterzeichnet werden, gelangt man bald durch schattige Olivenhaine, bald über waldige Anhöhen auf die fruchtbare Ebene, aus welcher das alte Pisa sich erhebt. Schon aus weiter Ferne erblickt man die im Alterthume berühmte und später durch ihre siegreichen Kriege gegen die Sarazenen merkwürdige Stadt, deren Handel in den Tagen ihrer Blüthe so ausgebreitet war. Hoch ragt, an jene hehre Vergangenheit erinnernd, der majestätische Dom über die Fläche empor, gleichsam um anzudeuten, wohin der Sinn des Menschen gerichtet sein soll, wenn irdische Herrlichkeit zu Staub wird. Die Glocken läuteten zum Ave Maria, als ich demselben mich näherte. Ernst griffen die reinen, vollen Klänge in mein Herz und stimmten feierlich meine Seele, indem sie hinab sich senkten in die

Tiefe des Gemüthes, alle Mißtöne darin, wenn auch nur für einige Augenblicke, in süße, selige Harmonie verwandelnd.

Pisa, einst so zahlreich bevölkert, zählt gegenwärtig kaum mehr zwanzigtausend Einwohner. Die Stadt ist sehr wohl gebaut, mit einer Menge von Kirchen und Pallästen geziert, und vom Arno in fast zwei gleiche Hälften getheilt. Alles Leben aber herrscht nur auf der rechten Seite des Flusses, die linke Hälfte ist so öde, daß man lange Straßen durchwandeln kann, ohne nur einem Menschen zu begegnen. Es erweckt ein trauriges Gefühl, wenn man Pisa's jetzigen Zustand mit jenem vergleicht, wo seine Handelsschiffe noch alle Meere durchkreuzten, und über hundertundfünfzigtausend Menschen in seinen Mauern lebten. Merkwürdiges Loos, welches Italien traf, während andere, von der Natur weniger begünstigte Länder aufblühen, sinkt unter diesem herrlichen Himmel Alles herab, Wissenschaften und Künste wandern aus und suchen sich jenseits der Alpen eine Heimath!

Der Dom, schon im Jahre 1063 erbaut, erhebt sich am nordwestlichen Ende der Stadt, dem Spitale gegenüber, auf einem völlig öden Platze. An seinem Haupteingange bewundert man die berühmten Thüren von Erz. Im Innern stehen vierundsiebzig mächtige

Säulen, wovon zweiundsechzig, die wahrscheinlich irgend einem alten Bauwerke angehört hatten, von orientalischem Granit sind. Der Fußboden ist mit weißem und azurfarbenem Marmor ausgelegt. Hundert kleine Fenster, mit Glasgemälden, lassen ein mystisches Zwielicht in das kolossale Gewölbe fallen. Unter den zahlreichen Gemälden befinden sich mehrere von bewunderungswürdiger Reinheit und Schöne. Besonders zeichnet sich eine Madonna mit einem Engel von Andrea del Sarto aus. Die gewaltige Kuppel ragt majestätisch über dem Ganzen. Westlich vom Dome steht die als Meisterwerk der Baukunst gepriesene Taufkapelle, und östlich erhebt sich in acht über einander erbauten Säulenetagen, auf deren obersten man eine weite Aussicht genießt, der merkwürdige schiefe Glockenthurm. Hinter dem Dome endlich liegt der von Arkaden umschlossene und wegen seiner herrlichen Freskomalereien so berühmte Kirchhof, Campo Santo, zu welchem die Pisaner die Erde aus dem gelobten Lande herübergeholt. Diese Herrlichkeiten alle, aus einem Zeitalter herstammend, wo der Genius der Kunst nach langem Schlafe erwachte und seine Fackel wieder hell zu leuchten begann, machen auf dem nunmehr so öden, stillen Platze einen mächtigen Eindruck auf die Seele des Wanderers.

Die Universität, von Kaiser Heinrich dem Siebenten, dessen Grabmal in der Domkirche sich befindet, im Jahre 1343 gestiftet und von Cosmus dem Ersten im sechzehnten Jahrhundert wieder erneuert, war lange Zeit eine der berühmtesten in Italien. Gegenwärtig aber zählt sie nur sehr wenige Studierende mehr, obgleich ihre Hülfsquellen immer noch sehr bedeutend sind. Der jüngere Savi, ein im Fache der Naturgeschichte sehr unterrichteter Mann, an den ich Empfehlungen hatte, zeigte mir den botanischen Garten und die kleine, aber wohlgeordnete naturhistorische Sammlung, in welcher besonders die Versteinerungen aus dem Arnothale dem Naturforscher großes Interesse gewähren. Als ich die Schwelle des Gebäudes verließ, erfüllte mich der Gedanke an die Schicksale des großen Galilei, welcher zu Pisa das Licht des Lebens erblickte und an dieser Universität einst lehrte, mit tiefer Wehmuth. Er, der mit seinem hellen Geistesauge die Gesetze des Himmels durchschaut und durch seine Entdeckungen dem System einer richtigen Weltansicht den Sieg für alle Zeiten errungen — er mußte vor das Tribunal geistloser Mönche sich stellen, widerrufen eine Lehre, durch welche er bei der Nachwelt jetzt groß ist, und hören, wie sie ihn zum Kerker verdammten!

Aber noch mehr der schrecklichen Erinnerungen ruft Pisa's Anblick herauf. In einem seiner Thürme starb einst Graf Ugolino mit drei Söhnen den martervollen Tod des Hungers. Zuerst endeten die Söhne, und am siebenten Tage, nachdem er über die Todesqual der Geliebten seine Augen blind geweinet, auch der Vater. Und diese Marter hatte ein Erzbischof ersonnen und den Pisanern angerathen! Der Hungerthurm ist längst bis auf die letzte Spur verschwunden, allein die furchtbare Begebenheit steht bei dem Volke zu Pisa noch in schmachvollem Angedenken, und sollte sie da erlöschen, so würde sie in Dante's unsterblichem Liede fortleben.

Die Pisaner sind allgemein als ein höfliches und gastfreundliches Volk bekannt, und die Fremden halten sich deßwegen gerne zu Pisa auf. Die Mundart ist im Anfange etwas unverständlich, weil den mit einem Vokale beginnenden Wörtern meist ein h vorgesetzt wird, wodurch die Sprache einen sonderbaren Laut bekommt. Die pisanische Ebene, ungefähr zweihundert italienische Quadratmeilen haltend, ist sehr fruchtbar. Der Boden besteht aus Lehm und Schlammerde, und ist sehr locker. In einer Tiefe von vier Ellen findet man schon Wasser, weßhalb die meisten Häuser auf Pfählen stehen. Der Arno macht viele Krümmungen, bevor er

in's Meer sich ergießt. Im südlichen Theile liegen mehrere Seen, die durch Kanäle abgeleitet werden.

Die berühmten Bäder am Fuße des Berges San Giuliano konnte ich nicht besuchen, weil ich bloß einen Tag in Pisa mich aufhielt. Ich brachte den Abend auf dem Kai, einem Spaziergange am Arno, zu, wo ein Marktschreier, der den Leuten die Zähne umsonst auszog, hintendrein ihnen aber theure Salben verkaufte, mich sehr belustigte. „Hier, meine hochansehnlichen Herrschaften," rief er endlich zum Schlusse, „hier besitz' ich noch ein Mittel, das beßte von allen, welches Kopfschmerz, Zahnschmerz, Brustschmerz, Rückenschmerz, Bauchschmerz, Lendenschmerz, so wie alle andern Schmerzen schnell und sicher heilet. Doch merket euch wohl," fügte er, den Hut ehrerbietig vom Kopf nehmend, hinzu, „wenn ihr diese Arznei von mir kauft und sie euch von euern Leiden befreit, daß ihr dieses nicht etwa mir, sondern dem allmächtigen Gott, der das Geheimniß ihrer Zubereitung mich lehrte, zu verdanken habt." Ueber dreißig Personen verschiedenen Standes streckten ihre Hände nach dem Wundermittel aus, und wie alle gekauft hatten, machte der Kerl in seiner Kalesche links um und war fort.

7.

Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braus't an das wundernde Ohr!

Schiller.

Es war ein frischer, heller Morgen, als ich das stille Pisa verließ. Bald vor der Stadt gesellte sich ein Mann zu mir, der mich ungefähr eine Stunde begleitete. Er schien mir viel Bildung zu besitzen, und ich versuchte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, wozu er sehr geneigt war. Unter anderm befragte ich ihn auch über den moralischen Zustand des Volkes in seinem Lande, worauf er mir folgende Antwort ertheilte: „Sie wissen wohl, mein Herr, daß es überall gute und schlechte Menschen giebt, doch was Italien anbetrifft, so glaube ich überzeugt zu sein, daß den Toskanern im Allgemeinen das meiste Lob gebühre. Freilich werden Sie gefunden haben, daß an der Grenze nach Genua zu und auch selbst in Pisa nicht Alles ist, wie es sein sollte, aber gehen Sie weiter durch das Arnothal hinauf gen Florenz, so werden Sie meine Behauptung bestätigt finden. Lust und Liebe zur Arbeit sind dort allenthalben zu Hause, und diese halten nicht blos vor Ausschweifungen zurück, sondern heben und beleben

dadurch, daß sie jenen Wohlstand erzeugen, der uns die Mittel zu unserer Vervollkommnung an die Hand giebt, auch das moralische Gefühl und die sittliche Stärke im Menschen. Wir sind seit Jahrhunderten so glücklich gewesen, Regenten zu haben, die das Gute wahrhaft wollten, und darum ist unser Land im Allgemeinen auch ein blühendes Land. Es hängt Alles davon ab, daß von oben herab ein guter, reiner Wille sich kund gebe. Reisen Sie weiter nach Süden, und Sie werden nicht mehr finden, was Sie in Toskana verlassen, wenn gleich dort der Himmel noch milder lacht."

Diese edle patriotische Begeisterung machte einen wohlthätigen Eindruck auf mein Gemüth. Ich drückte dem Mann die Hand und wünschte, daß sein Land immer mehr aufblühen möge.

„Aber wissen Sie, mein Theurer, was für einem Umstand wir auch einen großen Theil unsers Glückes verdanken?" fragte der Mann, den meine geäußerte Theilnahme zutraulich gemacht hatte. Und als ich begierig ihn anschaute, neigte er sich zu mir und fuhr mit halblauter Stimme fort: „Daß die Priester in unserm Lande nicht mehr den Einfluß auf das Volk, und sonderlich auf die Jugendbildung ausüben, wie im meisten übrigen Italien." Darauf schüttelte er herzlich meine Hand, wünschte mir viel Glück zur

Reise und schlug einen Seitenpfad ein. Ich aber folgte der großen Straße meerwärts.

Wie ganz anders, wenn man aus dem todten Pisa in das nur ungefähr drei Stunden davon entfernte Livorno tritt! Hier ist alles Leben. Die Straßen sind angefüllt mit Menschen, welche Handelswaaren hin und her schleppen. In den zahlreichen Werkstätten wird gesägt und gehämmert. Vor den glänzenden Kaffeehäusern werden deutsche, französische und englische Zeitungen gelesen und allerlei Handelsgegenstände besprochen. Verkäufer aller Art erfüllen mit ihrem Geschrei die ganze Stadt. Mit einem Wort, hier ist ewiger Markt.

Livorno, dem man es gleich ansieht, daß es erst vor einigen Jahrhunderten gegründet worden, liegt in einer fruchtreichen Gegend am Ufer des Meeres. Die Stadt zählt ungefähr sechzigtausend Einwohner, von denen beinahe das Drittel Juden sind, und ist der Stappelplatz der meisten Waaren, die aus der Levante nach Italien kommen. Sie ist höchst regelmäßig gebaut und mit Festungswerken umgeben. Unter mehrern schönen Straßen zeichnet sich besonders die Strada Ferdinanda aus. Sie geht in gerader Richtung von einem Thore zum andern, in der Mitte den großen

Platz zwischen der Kathedrale und dem herzoglichen Pallaste durchschneidend.

Als neue und meist vom Handel lebende Stadt besitzt Livorno wenig Kunstschätze, dagegen eine Menge Fabriken aller Art, in denen das regsamste Leben herrscht. Der Freihafen, von Schiffen aus allen Weltgegenden besucht, unterhält den lebhaftesten Verkehr, wodurch wieder Fleiß und Thätigkeit geweckt und der Wohlstand immer mehr befördert werden. Am geräumigen Hafen steht die Statue Ferdinand des Ersten, Großherzog von Toskana. Sie ist aus Marmor gehauen und hat zu ihren Füßen vier gefesselte Sklaven von Bronze.

Die Kathedrale bietet nichts Ausgezeichnetes. Ungemein prachtvoll dagegen ist die Synagoge, welche eine der größten und schönsten in Europa sein soll. Zur Zeit, wo die Juden irgend einen hohen Festtag feiern, ist es etwas Herrliches, diesen Tempel, von mehr als achtzig, zum Theil sehr kostbaren Kronleuchtern erhellet, in seinem vollen Glanze zu schauen.

Unter den vielen Fabriken verdienen besonders auch die Korallenfabriken besucht zu werden. Die Korallenstämme werden von den Küsten von Sardinien und Corsika, zum Theil auch aus Afrika bezogen, und müssen durch zahlreiche Hände gehen, bis sie zum Verkaufe

fertig sind. Die Stämme, obwohl alle roth von Farbe, werden doch in zahlreiche Sorten ausgeschieden, von denen jede wieder ihre eigenthümliche Benennung hat.

Unweit der Stadt, an der Straße nach Pisa, liegt der schöne, mit herrlichen Monumenten bedeckte Gottesacker. In der Entfernung einer Stunde erhebt sich der reizende, mit Landhäusern und Gärten geschmückte Monte Nero. Auf demselben steht ein vom heiligen Martin gestiftetes Kapuzinerkloster, mit dem besondern päbstlichen Privilegium, daß die Patres am Sylvesterabend alle ihre rückständigen Messen mit einer einzigen abthun können. Das Kloster ist der Wallfahrtsort der Schiffer.

Ich hatte in Genua eine reiche Sammlung von Fischen und allerlei andern Seethieren gemacht, aber noch größer war die Ausbeute, die mir ein achttägiger Aufenthalt in Livorno verschaffte. Der Fischmarkt dieser Stadt bietet viele seltene und schöne Gegenstände. Während bei Genua vorzüglich die Schleimfische, Meergrundeln und Makrelen vorkommen, sieht man hier mehr die Knurrhähne, Drachenköpfe, Sternseher, Meeräsche und Meerbarben. Unter den letztern wird häufig die gestreifte Meerbarbe gefangen. Sie wird gewöhnlich etwas über eine Spanne lang, selten fußlang und an zwei Pfund schwer, und ist schön

purpurroth, mit goldgelben Streifen an den Seiten und Flossen. Die alten Römer trieben mit diesem Fische großen Luxus. Sie hielten ihn seiner schönen Färbung wegen in Glasgefäßen während des Essens auf dem Tische und gaben ihn bei Gastmählern den Frauen, die ihn in ihren Händen sterben ließen, um sich an seinem prächtigen Farbenwechsel zu ergötzen. Seneca erzählt, daß einst dem Kaiser Tiberius ein solcher Fisch geschenkt worden, welcher fünfthalb Pfund gewogen. Der Kaiser ließ ihn auf den Fischmarkt tragen, um zu sehen, wer ihn kaufen wolle. Der leckere P. Oktavius erstand ihn um die Summe von fünftausend Sesterzien, ungefähr fünfhundert Gulden. Martial wirft einem Schwelger vor, daß er die zwölfhundert Sesterzien, welche er für einen Sklaven gelöst, an einem Nachtessen in vier Meerbarben verspeist, und an diesem Abende also einen Menschen geschmaust habe.

Eine Fahrt, die ich auf das Meer hinaus machte, um zu einigen Fischern zu gelangen, die dort ihre Netze zogen, endigte mit einem drolligen Auftritte. Als wir nämlich vom Ufer stießen, hatte zu den zwei Schiffern, die ich mir ausbedungen, sich noch ein dritter hinzugesellt, trotz meiner bestimmten Erklärung, daß ich nur zwei bezahlen werde. Wie wir nach einer Stunde

wieder in den Hafen zurückkamen, forderte auch der Dritte seine Bezahlung, und als ich, auf meine gegebene Erklärung mich berufend, beharrlich sie abschlug, stießen die Kerls wieder auf das Meer hinaus, und betheuerten bei allen Heiligen, daß sie mich nicht eher an's Land bringen würden, als bis ich alle drei befriedigt haben werde. Ich setzte mich auf die Schiffbank nieder und schaute gelassen zu, wie sie emsig meerwärts ruderten. Durch diese Ruhe geärgert, drohten sie mich über Bord fallen zu lassen, wenn ich ihrer Forderung nicht entspreche. Ich klammerte mich an einem Ruderring fest und behielt die angenommene Ruhe bei, ungeachtet das Blut in den Adern mir kochte. Nach einer Weile lenkten sie wieder dem Hafen zu, wollten mich aber nicht aussteigen lassen. Da brach meine Geduld, ich packte den Nächsten an der Kehle und riß ihn auf den Schiffsboden nieder. Ein Schiffskapitän, der eben aus der lärmenden Schaar der Zuschauer heraustrat, machte mit seiner rauhen Stimme dem Streite ein Ende. Ich dankte dem Manne und ging, von einer Unzahl von Schimpfwörtern überschüttet, mit meiner gemachten Beute von Fischen, Krebsen und Muscheln nach Hause. Aber nicht ohne einige Bangigkeit schritt ich am folgenden Morgen wieder dem Hafen zu, um noch eine zweite Fahrt zu machen, denn ich fürchtete,

wenn die Kerls mich erblicken, so werden sie mich ganz gewiß mißhandeln. Ich war fast auf dem Molo angelangt, als ich plötzlich meine Hand ergriffen fühlte und ehe ich mich umsehen konnte, die Worte hörte: „Wollen Eure Herrlichkeit heute wieder mit uns fahren?“ Es war derselbe Schiffer, den ich gestern so unsanft bei der Gurgel gefaßt hatte.

8.

Im Wirthshaus an der Straße,
Da kehrt der Wandrer ein.

A. Stöber.

Der Mittag, obwohl schon gegen Ende Septembers, war brennend heiß, als ich den niedlichen Flecken Pontadera an den fruchtbaren Ufern des Arno erreichte. Das offene Kaffeehaus mit seinem wasserbesprengten Marmorboden lud mich zu freundlich in seine Kühlung ein, als daß ich der Einladung hätte widerstehen können. Ich setzte auf eine Bank mich nieder und ließ mir eine Tasse Kaffee nebst Wasser bringen. Mir gegenüber in einer Ecke saß ein Alter mit etwas seltsamen Gesichtszügen, in denen aber offenbar ein Zug heiterer Laune lag. Er trug eine gewaltige Brille auf der Nase und sang, ohne durch meinen Eintritt

sich stören zu lassen, aus einem geschriebenen Heldengedichte eine Stanze nach der andern ab. Das Gedicht, wie ich hernach sah, führte den Titel: «Libro d'arme e d'amore« — Buch der Waffen und der Liebe. Der Gesang des Alten hatte etwas ungemein Eintöniges. Jeder Vers wurde in einem sehr hohen Tone begonnen, welcher allmälig sank, bis er am Ende mehr verhauchte, als verklang. Was dem alten Sänger im ganzen Gedichte am beßten gefiel, waren die Verse, worin beschrieben wurde, wie der Belzebub und die übrigen Teufel aus der Hölle heraufkamen, um dem Ritter Rinaldo ihre Dienste anzubieten. Diese Stanze sang er mir mehrmals vor, und bezeugte am Ende eine große Freude, als ich sie ihm auswendig hersagen konnte. Kaum aber hatte ich die letzten Worte davon ausgesprochen, als es anfing vor meinen Augen schwarz und immer schwärzer zu werden. Ich versuchte aufzustehen, sank aber kraftlos wieder zurück, und wie ich wiederum zu meinen Sinnen kam, lag ich auf einem Bette, von einer Menge Menschen umgeben. Einer davon, der mir den kalten Schweiß von der Stirne wischte und Essig unter die Nase rieb, sagte mir, daß er mein Wirth Antonio sei, und daß ich gewiß rohe Feigen müsse genossen haben. Die Vermuthung war ganz richtig; um meinen Durst zu stillen, hatte ich unter-

wegs über ein Dutzend Feigen von einigen Bäumen heruntergerissen und sie gierig verschlungen. Nichts, versicherte mir Antonio, sei für den Fremden in Italien so schädlich, als der Genuß roher Feigen.

Pontadera, vormals eine Grenzfeste der Pisaner, hat seinen Namen von der Brücke über die Era, welche gleich vor dem Flecken in den Arno fällt. Die Lage an der Straße nach Pisa und Livorno macht, daß der kleine Ort sehr bevölkert und immer sehr lebhaft ist. Handel und Gewerbe blühen unter seinen Einwohnern.

Die Gegend von Pontadera nach Empoli ist fruchtbar und schön. Der Boden ist allenthalben trefflich angebaut, und man verwundert sich, da noch so viele Bettler anzutreffen, meistens Kinder, die mit ihrem «Signorino, un Quadrino!» die Reise etwas lästig machen. Das Thal, welches die Elsa durchschlängelt, bis sie in den Arno sich ergießt, ist auf beiden Seiten von lieblichen Hügeln eingeschlossen, die eine Menge Versteinerungen von Seethieren enthalten. In diesem Thale liegt auch der Flecken Certaldo, wo Boccaccio herstammte und die Asche des trefflichen Dichters jetzt schlummert. Die Elsa führt sehr viel Tuff mit sich und überzieht damit alle Gegenstände, mit denen sie in Berührung kommt. Die Räder der vielen Müh-

len, welche das Wasser treibt, müssen alle zwei bis drei Jahre davon gereinigt werden.

Empoli, eine kleine Stadt am Ufer des Arnoflusses, liegt auf einer angenehmen und fruchtbaren Ebene, welche von schönen Hügeln umkränzt wird. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stimmten die florentinischen Rathsherren alle, bis auf einen einzigen, dafür, daß man die Stadt Florenz hierher verlegen sollte. Ich trat in eine der Kirchen und las an einem Beichtstuhle ein langes und sehr ausführliches Verzeichniß der Sünden angeschlagen, über welche der Beichthörende Macht habe, die Vergebung auszusprechen. Darunter befanden sich nicht blos Diebstahl und Ehebruch, sondern auch Mord und Todschlag. Das Verzeichniß war gedruckt und in der Landessprache abgefaßt, so daß es Jedermann, Jung und Alt, lesen konnte. Welchen Eindruck solche Zettel auf die Sittlichkeit des Volkes machen müssen, mag sich Jeder leicht vorstellen.

Je näher man Florenz kommt, desto schöner wird mit jedem Schritte die Landschaft. Der Boden ist allenthalben auf das sorgfältigste angebaut. Das Landvolk ist wohlgekleidet und hat ein frisches, gesundes Aussehen. Besonders machen die schönen Landmädchen in ihren schwarzen Miedern mit rother Ver-

brämung und weißen, weiten Aermeln einen angenehmen Eindruck. Die Sonne stand noch hoch, als ich die Stadt erreichte, der man, wie Göthe sagt, den Volksreichthum, der sie erbaut, schon von ferne ansieht. Die Gegend umher gleicht einem großen Garten, der, geschmückt mit unzähligen Landhäusern, welche aus den grünen Oelwäldern und Rebgeländen farbig hervorschauen, sanft hinaufsteigt an die umliegenden Hügel und Berge, zwischen denen der Arno malerisch dahinschlängelt.

9.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk
Mit wahrem Fug die blühende Stadt genannt.

Platen.

Florenz wird vom Arno in zwei ungleiche Theile geschieden, welche wieder durch vier Brücken, unter denen die Trinita sich auszeichnet, verbunden werden. Die Stadt, welche noch immer über achtzigtausend Einwohner zählt, war eine der ersten in Italien, die, nachdem das Kaiserreich zu Ende gegangen, Republik geworden, anfangs eine aristokratische, später eine republikanische, bis sie, durch Reichthum verweichlicht, unter die Herrschaft der Medizeer fiel. Sie gilt für

eine der schönsten Städte in Europa, und wird, ihrer öffentlichen Anstalten und ihrer vielen Kunstschätze wegen, wohl mit Recht das italienische Athen genannt. Viele der größten Männer Italiens, wie Dante, Petrarka, Boccaccio, Machiavelli, Michel Angelo und andere, wurden entweder in ihr geboren, oder lebten da den Wissenschaften und der Kunst, in denen sie unsterblichen Ruhm sich erworben.

Die Domkirche, Maria del Fiore genannt, fesselt zuerst die Blicke des Wanderers. Ihre Außenseite ist ganz mit toskanischem Marmor von verschiedenen Farben bekleidet. Im Innern bewundert man den prachtvoll ausgelegten Fußboden, nebst verschiedenen andern Gegenständen der Kunst. In einer Nische steht der Philosoph Andreas von Fiesole, der Wiederhersteller der platonischen Philosophie. Ihm gegenüber befindet sich ein auf Holz gemaltes Portrait von Dante. Hinter dem Hochaltare, auf welchem die schöne Marmorgruppe, Christus im Schooße eines Engels, steht, schaut man das letzte, unvollendet gebliebene Werk des großen Angelo, Joseph von Arimathe, welcher den vom Kreuze abgenommenen Erlöser auf seinen Knien hält, darstellend. Mehr aber, als alles andere, setzt in Erstaunen, daß ein Mensch den Gedanken fassen konnte, eine Kuppel, wie sie hier sich wölbt, hoch in die

Luft hinauf zu bauen. Der Glockenthurm, dessen Fuß mit erhabenem Bilderwerk, der übrige Theil aber, gleich der Kirche, mit farbigem Marmor bekleidet ist, gewährt, auf einer Höhe von dritthalbhundert Fuß, eine entzückende Aussicht über die Stadt und ihre paradiesischen Umgebungen. Neben ihm steht die Taufkapelle mit ihren berühmten Thüren, und nebenan liegt die marmorne Bank, der „Stein des Dante" genannt, auf welcher der Dichter oft auszuruhen pflegte.

Von den übrigen hundertundsechzig Kirchen in Florenz zeichnen sich vorzüglich drei aus. In der Maria Novella, welche für eine der schönsten in Italien gehalten wird, betrachtet man gern das Leben der heiligen Jungfrau, in dreißig Abtheilungen von Ghirlandojo gemalt. In der Santa Croce liegen Michel Angelo, Machiavell und viele andere ausgezeichnete Florentiner begraben. Neben ihnen hat auch Galilei, der am Todestage Michel Angelo's geboren und am Geburtstage Newton's gestorben, eine Ruhestätte gefunden. Heilige Schauer ergreifen die Seele über diesen Gräbern. In San Lorenzo ist die nach Angelo's Plan erbaute Begräbnißkapelle der Medizeer, mit den Erzbildern in den Nischen, und nebenan in der Prinzenkapelle bewundert man in den kolossalen Statuen der vier Tageszeiten, besonders aber in denen von Tag und

Nacht, die unbändige Kraft des großen florentinischen Meisters.

Florenz hat eine Menge großartiger Palläste. Der merkwürdigste ist der Palazzo Vecchio, der ehemalige Regierungspallast der Republik. Schon sein altergraues Aussehen gebietet Ehrfurcht. Er ist aus kolossalen, roh zubehauenen Steinen aufgeführt und wird von einem trotzigen Thurme, der auf dem platten Dache steht, überragt. An seiner Vorderseite stehen, aus Marmor gehauen, ein Herkules, wie er den Kakus erschlägt, und neben ihm ein David von Michel Angelo. Der große Saal, wo einst die Nationalversammlung der Republik und später die rauschenden Festgelage der Herzoge gefeiert worden, ist mit Fresken, medizeische Begebenheiten darstellend, bemalt. Den geräumigen Platz vor dem Pallaste zieren ein Springbrunnen, mit dem Neptun, und die Reiterstatue von Cosmus dem Ersten. An diesen Platz grenzt die sogenannte Loggia, eine weite Säulenhalle, in welcher zur Zeit der Republik öffentliche Reden gehalten und Magistratsversammlungen gepflogen worden. Den prachtvollen Portikus schmücken eine Judith von Donatello, der berühmte Perseus mit dem blutenden Haupte der Medusa von Cellini, vor allen aber der aus einem Stück

gearbeitete Sabinerraub von Johann von Bologna, eine wunderschöne Gruppe!

Auf dem Platze von Santa Trinita staunt man die ungeheuern, wie Festungen aussehenden Palläste an, welche denselben umgeben — Burgen, wie der geistvolle Machiavelli sagt, in denen die mächtigen Familien der Stadt selbst mit einander in offener Fehde leben, langwierige Belagerungen aushalten und selbst blutige Ausfälle machen konnten. Den Platz, von welchem aus man über die Dreifaltigkeitsbrücke in den schönsten Theil der Stadt gelangt, ziert eine hohe Säule von Granit mit dem aus schönem Porphyr gearbeiteten Bilde der Gerechtigkeit, von Cosmus, dem Vater des Vaterlandes, zum Andenken des Sieges von Montemurlo aufgerichtet. Zwischen diesen beiden Plätzen liegt der Mercato Nuovo, eine weite, zur Bequemlichkeit der Kaufleute unter Cosmus erbaute Halle, an deren östlicher Seite der berühmte Eber von Bronze sich befindet. Noch heute ist dieses Quartier der Mittelpunkt des Handels in Florenz, welcher vorzüglich in Seidenwaaren besteht.

Das Hospital Santa Maria wird als eines der schönsten in Europa beschrieben. Es werden darin jährlich gegen viertausend Kranke verpflegt. Auch steht damit eine medizinisch-chirurgische Schule in Ver-

bindung, in welcher tüchtige Aerzte gebildet werden sollen. Howard hat diesem Spitale den Vorwurf gemacht, daß es zu gedrückt sei und den großen Fehler habe, daß die Luft darin nicht gehörig erneuert werden könne, was die Florentiner ihm sehr übel genommen. Was mir darin am meisten auffiel, war die Unreinlichkeit, welche ich nicht blos auf dem Fußboden und an den Wänden, sondern auch an den Betten und zum Theil selbst an den Verbandstücken antraf. Die Luft in den Sälen war in der That äußerst schwül und drückend.

Das wohleingerichtete Findelhaus bei der Kirche der Verkündigung soll beträchtliche Einkünfte besitzen. Der größere Theil der Kinder wird aber auf das Land zu braven Bauersleuten geschickt, welche dieselben für eine mäßige Vergütung, die für Knaben bis zum zehnten, für Mädchen bis zum achtzehnten Jahre abgereicht wird, ernähren und erziehen. Die letztern bekommen, wenn sie heirathen, eine Aussteuer von fünfundzwanzig toskanischen Thalern. Die Knaben bleiben bis zum achtzehnten, die Mädchen bis zum fünfunddreißigsten Jahre unter der Jurisdiktion der Anstalt.

Vergleicht man die Florentiner, wie sie Villani beschreibt, mit denen, die wir heute vor uns sehen, welch

ein ungeheurer Abstand! „Florenz,“ sagt er, „lebte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mäßig. Mann und Frau waren in grobe Stoffe gekleidet. Mehrere trugen Häute statt der Kleider, Mützen auf dem Kopfe und hölzerne Schuhe. Die vornehmsten Damen dünkten sich geputzt in einem Kleide von grobem Scharlachtuche und einem Pelzmantel, dessen Kappe den Kopf bedeckte. Die gewöhnliche Ausstattung der Bräute bestand in hundert bis höchstens zweihundert Gulden. Bei diesen einfachen Sitten hatten die Florentiner ein redliches Gemüth.“ So war es noch zur Zeit von Dante's Geburt. Aber schon er klagt, im fünfzehnten Gesange seines Paradieses, über den Verfall jener einfachen Sitten, an deren Stelle nunmehr ein großer Luxus getreten. Dabei aber sind die Florentiner rührige und thätige Menschen, eingenommen für Künste und Wissenschaften, gegen den Fremden höflich und gefällig. Auch ist ihr Luxus, wenn ich so sagen darf, ein solider. Es erquickt Auge und Gemüth, den Wohlstand zu betrachten, der da überall, in den Häusern, auf den Straßen und in den Umgebungen der Stadt sich kund giebt.

10.

Hinunter muß der Erde Pracht
In düstere Grabeshügel,
Das Aechte rettet aus der Nacht
Die Kunst auf ew'gem Flügel.
G. Schwab.

Das Verlangen, die Schätze der Kunst zu schauen, woran Florenz so unbeschreiblich reich, hat mich heute früh hinausgeführt vor das prächtige Gebäude, welches die Gallerie der Gemälde und Antiken enthält. Der Pallast selber schon erregt Bewunderung. Die Kunstsammlungen sind in zweiundzwanzig Sälen aufgestellt und dem Publikum, außer an Festtagen, täglich geöffnet. Kenner haben die herrlichen Werke zur Genüge beschrieben, ich nenne unter dem Vielen nur Einiges, was einen bleibenden Eindruck auf meine Seele gemacht.

Unter der Menge von Statuen und Büsten, welche die langen Korridore füllen, befindet sich die liebliche Gruppe Amor und Psyche. Die Geschichte der Psyche ist eine von jenen allegorischen Darstellungen des sinnigen Alterthums, die mich immer am meisten angesprochen. Bösen Eingebungen folgend, zerstört die Thörichte leichtsinnig das Band ihrer ersten glücklichen Vereinigung mit Amor, aber die vielen und herben

Prüfungen, welche sie darauf erduldet, gewinnen ihr wieder die Liebe des Gottes, der sich nie ganz abgewendet hatte von ihr, und sie wird nun auf immer mit ihm vereinigt. Und wie schön ist diese Wiedervereinigung hier ausgedrückt! Wie innig hängt die Beglückte an dem Wiedergefundenen! Ihr ganzes Wesen spricht aus, daß sie von nun an ewig Eins sein wolle mit ihm!

Im Saale der Vasen steht der Genius des Todes. Während ein häßliches Gerippe an die Verwesung jetzt mahnt, löschte ein goldlockiger Knabe den Alten die Fackel des Lebens einst aus. Versunken in tiefes Sinnen über Vergangenes und Zukünftiges steht er da und blickt wehmuthvoll vor sich nieder. Der Abschied vom Leben, das ungeachtet all seiner Täuschungen dennoch so schön war, ist schmerzlich, aber ein Blick hinüber in's Elysium heitert den düstern Gedanken wieder auf, und es bleibt nur noch der die große Metamorphose begleitende stille Ernst zurück.

Aus dem Saale der Bronzen, wo man den berühmten Merkur des Johannes von Bologna bewundert, gelangt man in den Saal der Niobe. Die Geschichte der unglücklichen Gattin des Amphion, deren viele und schöne Kinder alle von den Pfeilen des fernhintreffenden Apollo und der Diana getödtet worden, ist bekannt,

Mit wundervoller Kunst in Marmor ausgedrückt steht die tragische Szene da, dein Innerstes mächtig ergreifend. Du zitterst, schaust du die blühenden Söhne und Töchter an, für die Unschuldigen und glaubst, vergessend daß die Pfeile der Götter kein Sterblicher abzuwehren vermöge, hineilen zu müssen, um die noch Lebenden vor dem Tode zu retten; aber ein einziger Blick auf die Mutter, die Alles verliert, bannt dich plötzlich wieder fest, und versunken in ihr unaussprechliches Leiden bleibst, wie angewurzelt, du stehen. Ihr Jüngstes mit dem Körper und dem Gewande zu decken suchend, fleht die Qualdurchbohrte auf zu den erzürnten Göttern, doch nur dieses Eine ihr zu lassen. Unam minimamque relinque! wie Ovid sie ausrufen läßt. Der unbeschreibliche Schmerz hat von der unbeschreiblichen Schönheit ihr nichts genommen, erhöht vielmehr wird diese durch den halbgeöffneten Mund und den nach Oben gerichteten, so dringend um Erbarmung flehenden Blick.

Tief ergriffen verließ ich diesen Saal, und erst das Anschauen einer Magdalena von Carlo Dolci vermochte mich wieder aufzurichten. Wohl erinnert die Reue, die aus dem schönen Antlitz spricht, einen Augenblick an die Sünderin, aber diese Erinnerung erlischt in der göttlichen Liebe, welche in allen Zügen

der Büßenden athmet, und du schaust nur noch die Heilige vor dir.

Die sogenannte Tribüne endlich wird als das Heiligthum der Kunst betrachtet. Sie ist ein hohes, geräumiges, achteckiges Zimmer, dessen Gewölbe mit Perlmutter, der Fußboden mit kostbarem Marmor ausgelegt ist. In der Mitte thront die medizeische Venus, um sie herum stehen der tanzende Faun, der Schleifer, der Appollino, die Ringer und andere ausgezeichnete Statuen. Die Wände sind vorzüglich mit Gemälden von Raphael und Tizian bedeckt. Die in üppigster Wollust hingegossene Venus des Letztern bildet einen auffallenden Kontrast zu den himmlischreinen Bildern des Erstern, unter denen eine Madonna mit Christus und Johannes, ein Johannes in der Wüste, die schöne Müllerin und andere. Das mystische Licht, welches blos von Oben einfällt und die Tribüne nur bis zu einem gewissen Grade erleuchtet, erhöht die zauberische Wirkung, welche diese Gruppe der herrlichsten Kunstwerke auf jedes empfängliche Gemüth ausüben muß.

Am Nachmittag besuchte ich den Pallast Pitti, die Residenz des Großherzogs von Toskana, ein in erhabenem Style aufgeführtes Gebäude, welches in Bezug auf Malerei die größten Kunstwerke aller

Schulen einschließt. Herrlicheres kann man nicht schauen, als die in acht Sälen hier vereinigten Gemälde, unter denen die Madonna della Sedia von Raphael. Welch eine wundervolle Welt von Farben!

Das naturhistorische Museum, welches mit dem Pallaste in Verbindung steht, enthält eine in vierzig Sälen aufgestellte herrliche Sammlung, worunter die berühmten Wachspräparate von Fontana. Der botanische Garten ernährt eine Menge schöner und seltener Gewächse. Man sieht da zahlreiche Pflanzen aus heißen Ländern, die auch unter diesem milden Himmel im Freien gedeihen. Der Garten Boboli, wo an schönen Abenden immer eine Menge Menschen sich einfinden, ist mit schattigen Gängen durchzogen, mit wasserreichen Springbrunnen und vielen Statuen geschmückt, und gewährt dem Auge die prächtigste Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen, welche Ariost so schön besungen.

Ein anderer weitläuftiger Garten, in welchem öffentliche Vorlesungen über Ackerbau gehalten werden, ist für Versuche im Fache der Landwirthschaft, die im Toskanischen auf einer so hohen Stufe steht, bestimmt.

Am Sonntag Nachmittag ging ich mit einigen Künstlern, deren Bekanntschaft ich hier gemacht hatte,

hinauf nach dem ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernten Fiesole, wo das Fest des heiligen Franziskus gefeiert wurde. Die Straße dahin war mit Wagen und Fußgängern angefüllt, denn alles wollte zur Kirchweih. Etwa auf halbem Wege, wo derselbe plötzlich steiler wird, mußten die Equipagen halten. Eine Menge schöner Florentinerinen waren hier zu sehen, wo das festlichgekleidete Landvolk beim Klange der Harfen tanzte. Schaaren kamen an und Schaaren strömten wieder fort auf der im Zickzack sich hinanziehenden Straße, wo die Aussicht mit jedem Schritte freier und schöner wird. Schon aus der Ferne hörten wir das Singen und Jauchzen, und wie wir ankamen, siehe! da war bunter Jahrmarkt, und alles wogte lustig durcheinander. Unter Bäumen, auf alten Mauern, an grasigen Abhängen, überall, wo nur Raum zum Sitzen sich darbot, wurde gezecht und gejubelt, während die Krämer mit ihren Waaren herumzogen oder bei ihren Buden sie ausschrieen. Alles war mit langen hölzernen Löffeln bewaffnet, um sich gegenseitig damit den Rücken zu klopfen, ein Vergnügen sowohl für Vornehme, wie für Gemeine. Besonders trieben die hübschen Landmädchen mit ihren Liebhabern diese Fechterei auf eine muthwillige Weise. Wer dem andern den Löffel entwinden konnte, war Sieger und

jauchzte darüber hoch auf. Wir begaben uns auf eine kleine Anhöhe und schauten vergnügt auf das lustige Treiben herab, bis der Abend hereinbrach. Dann eilten wir hinauf auf den Platz vor dem Kapuzinerkloster, von wo aus man die schönste Aussicht über Florenz und seine Umgebungen genießt. In einem weiten, vom schlängelnden Arno durchzogenen Thale liegt die blühende Stadt, aus deren Mitte der Dom riesig empor ragt. Ringsum erheben, von Oelwäldern und Rebgeländen umgeben, sich Flecken, Dörfer und unzählige Landhäuser. Die Sonne sank, als wir vor dem Kloster ankamen. Ein inniger Goldglanz war ausgegossen über die reiche Landschaft, der allmälig sich auflöste in zarten Silberduft, mit dunklern, aus den Landhäusern aufsteigenden Rauchsäulen durchzogen.

Alles war schon aufgebrochen und strömte den Berg hinunter, als wir wieder hinabkamen auf den Marktplatz. Städter und Landleute, Männer, Frauen und Kinder, alle hatten jetzt kleine, aus Rohr gefertigte und zierlich mit Binsen umflochtene Trompetchen, Susurri genannt, und bließen damit zur Heimkehr. Selbst der Bettler zog musizirend in seine arme Wohnung zurück. Wer vom Käferlohermarkt nach München heimkehrt, hat sein dürres Röslein aufgesteckt und

schreit: „Käferloherisch!“ Hier ruft Alles: „Fiesole!“ und bläst dazu in sein Trompetchen bis unter die Hausthür. Noch um Mitternacht tönten durch alle Straßen von Florenz die Susurri von Fiesole.

Nachdem ich spät aus dem Theater gekommen, brachte ich noch eine Stunde auf der Dreifaltigkeitsbrücke zu, um wieder frische Luft zu schöpfen. Die Nacht war so unbeschreiblich mild. In einem Glanze, wie ich sie noch nie gesehen hatte, funkelten über meinem Haupte die Sterne. Von den Oelwäldern rings herab strömte ein erquickender Duft mir zu. An meiner Seele vorüber zog in leuchtenden Bildern, was ich während drei Tagen hier Großes und Hehres geschaut. Ein inneres Verständniß, von dem ich bisher keine Ahnung gehabt, war in mir aufgegangen. Klar, wie nie zuvor, erkannte ich, daß eine göttliche Kraft im Menschen wohne, durch ihn schaffe und gestalte, und daß Alle, die Herz und Gemüth dem Strahle des von Oben kommenden Lichtes freudig öffnen, zu Gottesbäumen heranwachsen, aus deren Zweigen unvergängliche Blüthen treiben, und unter deren Schatten Völker sich erquicken.

11.

Viel tausend Blumenfesseln schwingt es
Von jenen Bergen her nach mir,
In Lüften rauscht's, aus Büschen singt es:
O bleibe hier, o bleibe hier!

A. Grün.

Toskana ist eines der schönsten und fruchtbarsten Länder. Die Berge liefern Eisen, Alaun, Alabaster, Porphyr und verschiedene Marmorarten, während überall im Thal und auf den Höhen Getreide, Wein, Oel, Seide und allerlei Küchengewächse im Ueberfluß erzeugt werden. Die Berge sind mit Kastanienbäumen bedeckt, aus denen hin und wieder die dunkle Cypresse neben der hochstämmigen Pinie hervorragt. Die Gegend um Florenz selber ist ein immer grüner Garten, voll duftender Blüthen jetzt, und jetzt wieder voll köstlicher Früchte. Das milde Klima erhöht den Genuß an der herrlichen Natur.

Die große Zahl der Maulbeerbäume läßt auf bedeutenden Gewinn an Seide schließen. Die Blätter werden jährlich zweimal abgenommen und dadurch auch eine zweifache Zucht von Seidenwürmern erhalten. Schlagen die Bäume, was oft der Fall ist, im Herbst zum drittenmal aus, so wird mit diesem Laub das Vieh gefüttert. Der größte Theil der gewonnenen Seide wird

im Lande selbst verarbeitet, und damit viel gewonnen. Noch größer ist die Menge der Oelbäume, deren immer grünes, auf der untern Seite silberglänzendes Laub gleich Meereswellen wogt, wenn der Wind die schwankenden Zweige bewegt. Der jährliche Gewinn an Oel muß ungemein groß sein.

Die Landschaft von Florenz nach Siena ist sehr freundlich. Die Hügel und Höhen des grauen Kalkgebirges, über welche die Straße dahin führt, sind mit einer Fülle von Oelbäumen und Reben bewachsen. Weiter südlich kommt der Sandstein, mit zahlreichen Versteinerungen von Muschelthieren, zum Vorschein, bis endlich von der Höhe herab das malerische Siena das Auge des Wanderers entzückt.

Siena, wie Einige meinen, von dem Gallier Brennus auf seinem Zuge nach Rom gegründet, war im Mittelalter eine mächtige, von mehr als hundert und fünfzigtausend Einwohnern bevölkerte Stadt, die aber mit dem Verluste ihrer Freiheit so gesunken, daß sie kaum mehr zwanzigtausend Seelen hat. Die von Karl dem Fünften gestiftete Universität soll wenige Schüler mehr zählen, und andere wissenschaftliche Anstalten und gelehrte Gesellschaften, die einst hier blühten, sind größtentheils eingegangen. Doch ist da vor Kurzem wieder eine Malerakademie ins Leben getreten, die be-

reits eine schöne Sammlung von Gemälden aus der alten Schule von Siena, die einst so heitere Schöpfungen hervorgerufen, besitzt.

Hehr und erhaben steht der alte, schon im Jahre 1180 eingeweihte Dom noch da. Sein Aeußeres ist, wie an jenem zu Florenz, ganz mit farbigem Marmor bekleidet. Der Fußboden ist mit Mosaik belegt, Szenen aus der heiligen Schrift darstellend. Die achteckige, mit Bildern berühmter Meister gezierte Kanzel von weißem Marmor wird für eine vorzügliche Arbeit gehalten. Auf einem unter den Fenstern des Mittelschiffes hinlaufenden Gesimse befinden sich, eng aneinander gereiht, die Köpfe der Päpste bis auf Alexander den Dritten hinab. Sie stammen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, sind aus Thon gebrannt, grau angestrichen und gewähren eben keinen schönen Anblick. Die Sakristei enthält Wandgemälde von Raphael, Begebenheiten aus dem Leben des Aeneas Sylvius darstellend. Auf den Pulten umher werden an dreißig alte große Choralbücher mit Miniaturgemälden gezeigt. In der Mitte steht eine hier aufgefundene antike Gruppe der drei Grazien, welche, obwohl ohne Grund, dem Vater des Sokrates zugeschrieben wird.

Die Katharinenkirche ist in das Haus gebaut, in welchem diese Heilige einst lebte. Der Kramladen, in

welchem ihr Vater, ein Färber, gewohnt, ist in eine Kapelle umgewandelt. Zur Seite befindet sich eine kleine Kammer, worin die Jungfrau schlief. Die Steine, die ihr statt eines Kopfkissens gedient haben sollen, sind mit Silberplatten überzogen. Der Küster weist auch noch das Fenster, durch welches Christus zuweilen „auf Besuch" zu ihr gekommen. An der Wand liest man ein Verzeichniß der Wunder, welche die Heilige ausgeübt. Das Haupt, welches einer ihrer Landsleute nach ihrem Tode zu Rom ihr abgeschnitten, um es ihrer Vaterstadt zu bringen, wird in der Dominikanerkirche aufbewahrt, wo auch der Trauring gezeigt wird, den Jesus ihr gegeben. Die Augustinerkirche ist von vorzüglicher Bauart und mit Gemälden von Perugino, Maratta und Andern geschmückt.

Unter den vielen Pallästen ragt der Rathspallast hervor. Er enthält herrliche Freskomalereien, und von seinem platten Thurme herab genießt man eine schöne Aussicht. Den weiten, muschelförmig angelegten Platz vor demselben, auf welchem Pferderennen und andere öffentliche Spiele gehalten werden, ziert ein mit Statuen geschmückter Brunnen.

Zur Zeit seiner Blüthe hatte Siena eine Zunft von Steinmetzen, die aus achtzig Meistern bestund, deren Verfassung vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts

noch vorhanden. Die Stadt, auf einem Zweige der Apenninen erbaut, liegt ungemein freundlich. Die Einwohner sind wohl gekleidet, gegen Fremde sehr höflich und zuvorkommend, und sollen das Italienische am reinsten sprechen. Das Land umher ist gut bebaut und sehr fruchtbar. Auch befinden sich in der Nähe mehrere warme Quellen.

Der Gastwirth, bei dem ich die Nacht zubrachte, war der freundlichste Mann. Wir saßen bis nach Mitternacht in der Küche, die in den geringern Wirthshäusern Italiens auch zum Speisesaal und Gesellschaftszimmer dient. Er war vor mehr denn dreißig Jahren als armer, elternloser Knabe von Perugia in die Gegend gekommen und von einem Güterbesitzer in der Maremma aufgenommen worden, wo die daselbst herrschende Krankheit ihn nöthigte, seinen Wohlthäter zu verlassen und in Siena ein Unterkommen zu suchen. Durch Fleiß und Sparsamkeit erhob er sich in den Besitz des kleinen Gasthauses, in welchem er mich jetzt bewirthete. Er habe, so schloß er seine Erzählung, einst auch ein schönes Weib und muntere Kinder gehabt, aber alle seien gestorben, und er allein stehe noch da, „dem Oelbaume gleich, dessen Aeste noch Blätter treiben, wenn längst der Stamm bis an die Rinde hinaus verfault." Das waren seine eigenen

Worte, und wie er sie sprach, glänzten Thränen in seinen Augen.

Die Maremma von Siena ist eine Strecke Landes an der Meeresküste, die für höchst ungesund gehalten wird. Im Alterthume war sie sehr volkreich und mit Städten, worunter auch das in der alten Geschichte berühmte Vetulonia, gleichsam übersäet. Durch die Kriege des Mittelalters aber, und wohl mehr noch durch die Tyrannei kleiner Regenten, die zu Herrschern sich aufgeworfen, wurde sie allmälig entvölkert und in dem Grade, in welchem die Kultur des Bodens abnahm, auch morastig und ungesund. Die übeln Ausdünstungen, die früher besonders von dem öftern Austreten des See's bei Castiglione, wodurch große Strecken unter Wasser gesetzt wurden, herrührten, unterhalten das dreitägige Fieber und die sogenannte Maremmakrankheit, die darin besteht, daß den Leuten im Sommer der Unterleib aufschwillt und ihr Gesicht ganz gelb und entstellt wird. Die edeln Bestrebungen der Herzoge von Toskana haben jedoch in neuerer Zeit viel zur Verbesserung dieses sonst so fruchtbaren Landstriches beigetragen.

12.

Der freud'ge, rüst'ge Waller zieht über Berg und Thal,
Ihm scheinet, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl.
Chamisso.

Von Siena bis Buonconvento ist die Gegend noch ziemlich fruchtbar, und gleich außerhalb der Stadt, auf einer aus Sandstein gebildeten Anhöhe, genießt man eine prachtvolle Aussicht. Buonconvento ist ein artig gebauter, heiterer Marktflecken, in der Geschichte durch den Tod Kaiser Heinrich des Siebenten, der auf seinem Römerzuge hier eine vergiftete Hostie im heiligen Abendmahl empfangen haben soll, bekannt.

Die Wirthin, bei der ich etwas Fleisch, nebst Brod und Wein genoß, begehrte dafür zehn Paul, ungefähr einen Kronenthaler. Ich legte ihr drei Paul auf den Tisch mit dem Bedeuten, daß meine geringe Mahlzeit damit hinlänglich bezahlt sei. Wie sie diese anzunehmen hartnäckig sich weigerte, verlangte ich meine Rechnung schriftlich, um damit auf die Polizei gehen zu können. Das Weib erzürnte heftig, warf die drei Geldstücke auf den Boden und schrie aus vollem Halse den Hausknecht herbei, der alsobald mit einem dicken Stock in der Hand unter die Zimmerthür sich pflanzte. Ich nahm meinen Tornister auf den Rücken, meinen

Knotenstock in die Rechte, schob den Kerl mit einem gewaltigen Stoß auf die Seite und ging, begleitet von seinen Flüchen, die Treppe hinab. Und wie ich unter der Hausthür noch einmal mich umsehen wollte, stand die Wirthin hinter mir und — wünschte mir glückliche Reise und bat mich, ferner bei ihr einzukehren, wenn ich je wieder des Weges kommen sollte. Das ist italienischer Charakter!

Das Städtchen San Quirico, wo ich die Nacht zubrachte, liegt an der alten römischen Heerstraße auf einer Anhöhe. Die Hügel umher bestehen aus weichem Kalkstein, abwechselnd mit Lagern von Mergel, und enthalten eine Menge von Versteinerungen, worunter vorzüglich viele und schöne Arten von Seeigeln vorkommen. Die Abendluft auf diesen Höhen war kalt und scharf, und vermehrte den Zahnschmerz, woran ich schon seit einigen Tagen gelitten hatte, in solchem Grade, daß ich gleich nach meiner Ankunft zu Bette mich legte. Kaum war ich einige Minuten darin, als die halbzerbrochene Kammerthür knarrend sich öffnete und ein altes, gebücktes Weib, in der Rechten ein flackerndes Lämpchen, in der Linken eine lange, weiße Schnur tragend, hereinkam und vor das Bett hintrat. Es war die Mutter meines Gastwirthes, die unterdessen aus der Nachbarschaft heimgekehrt war und jetzt

zu mir kam, um mit dem Gürtel der heiligen Rosa von Viterbo meine Schmerzen zu heilen. Sie reichte die Schnur mir hin und hieß mich den bösen Zahn damit berühren. Ich that, was sie wünschte, und siehe da! das Uebel ward durch den Strom der Zugluft, welcher durch die offene Thür herein und durch die unverschlossene Fensteröffnung wieder hinauswehte, alsbald noch ärger. Die Alte schüttelte den Kopf und rieth mir, da ich doch nach Viterbo komme, daselbst das Grab der Heiligen zu besuchen, was mir gewiß helfen werde, wenn, fügte sie mit etwas zweideutiger Miene hinzu, ich anders ein guter Katholik sei.

Von San Quirico nach Radicofani ist die Gegend sehr öde. Eine hügelige, aus Kalk und Mergel bestehende, von den Regenwassern in allen Richtungen zerrissene, selten mit Bäumen und Reben, meist mit einer Art von Sommerweizen bepflanzte Landschaft bietet dem Auge sich dar. Etwas seitwärts von der Straße, an der abhängigen Seite des Berges, liegen die warmen, schwefelhaltigen Quellen von San Filippo, und unweit davon auch die warmen Bäder von Vigeone. Beide setzen einen Kalktuff ab, der hineingelegte Gegenstände bald mit einer feinen Kruste überzieht.

Bei Radicofani fängt der vulkanische Charakter des Landes an deutlicher hervorzutreten. Wenige Schritte vor dem Städtchen führt die Straße an einer weiten, kraterförmigen Einsenkung vorbei, die rings mit einem hohen Wall von durch Feuer veränderten Steinen umgeben ist und den Krater eines ausgebrannten Vulkans unbezweifelt erkennen läßt. Das Städtchen selbst mit seinem alten Schlosse, auf einem der höchsten Gipfel der Apenninen gelegen, ist größtentheils aus Lavastücken erbaut. Statt des verheerenden Feuers, das einst da gewüthet, sprudelt jetzt in einem Gewölbe der alten Burg, aus einer der obersten Oeffnungen des ehemaligen Vulkans, ein erquickender Quell frischen Wassers hervor.

Von einem strengen Marsche ziemlich ermüdet, warf ich mein Bündel vor einer schmutzigen Kneipe ab und befahl der Alten, die mit einigen halbnackten Kindern da saß, mir Wein und Brod zu bringen. Wenn auch der Wein sauer war und das Brod dürr und hart, so schmeckte die Mahlzeit mir doch. Die Alte betrachtete mich eine Weile aufmerksam, äußerte dann ihre Zufriedenheit über meine Einkehr bei ihr und wurde bald so gesprächig, daß sie mir Vieles von ihren Leiden und Freuden erzählte. Im Allgemeinen herrscht auf diesen ziemlich kahlen Höhen der Apenni-

nen Armuth. Man merkt da nichts mehr von dem Wohlstande, dem das Auge im Arnothale überall begegnet. Die Ortschaften sind schlecht, zerfallen und schmutzig, und werden um so schlechter, je mehr man dem Gebiete des Papstes sich nähert.

Von Radicofani fällt die Straße steil abwärts nach Pontecentino, der ersten päbstlichen Ortschaft, wo die Päsſe unterzeichnet werden. Als ich der Zollstätte mich näherte, war eben ein Wagen mit Reisenden abgefahren, neben welchem jederseits ein zerlumpter Kerl daher sprang, die Mütze bettelnd nach dem Kutschenschlag ausstreckend. Wie sie darauf beide unbefriedigt und fluchend zurückkehrten, nahm ich zu meinem Erstaunen wahr, daß es — päbstliche Soldaten waren. Einer von ihnen griff, wie ein Raubvogel, nach meinem Passe, während der andere mir bedeutete, vor dem Hause zu warten, bis man mir denselben unterzeichnet wieder zurückbringen werde. Ich ließ es geschehen, und wie der Dienstfertige wieder hinauskam, verlangte er zwei Paul von mir. Obgleich schon gewohnt, für das Visiren des Passes zu bezahlen — hatte mich's ja in Genua allein über acht Schweizerfranken gekostet — so kam mir die Sache doch etwas zweideutig vor, und ich begehrte deßhalb zum Kommissär geführt zu werden. Jetzt aber wurde mir bemerkt, daß

die zwei Paul nicht für das Visum, sondern blos eine kleine Belohnung für die Mühe seien, die Derjenige, welcher den Paß hineingetragen, und sein „guter Kamerad," der mit mir draußen gewartet, sich um mich gegeben. Ich steckte die Brieftasche sorgfältig zu mir und ging meines Weges, überzeugt, daß ich, hätte dieses auch nicht auf meinem Passe gestanden, jetzo den Kirchenstaat betreten.

13.

Rom, Stadt der Seel', einsame Mutter du
Verfallner Reiche!

Byron.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als ich dem freundlichen Acquapendente mich näherte. Die Eichen zu beiden Seiten an der Straße warfen lange Schatten über die Felder, und aus der Ferne her vernahm ich das Rauschen der Wasserfälle, welche dem Städtchen seinen Namen gegeben. Von der Brücke über die Paglia an führt der Weg über mächtige, mit Kastanien, Feigen, Olivenbäumen, Reben und mancherlei Gesträucharten bewachsene Basalttrümmer, die von großen vulkanischen Ereignissen zeugen, steil hinauf. Droben aber wird die Mühe des Steigens

reichlich vergolten durch den Anblick der malerischen Landschaft rings umher.

Noch schöner jedoch wird die Aussicht, wenn man den kleinen Flecken San Lorenzo Nuovo hinter sich hat und hinauskommt auf die Anhöhe, von der herab man den tief zwischen Hügeln und Bergen gelegenen See von Bolsena, aus dessen klarem Spiegel reizende Felseninseln auftauchen, zu seinen Füßen erblickt. Durch einen schattigen Wald von Eichen, vorüber an den Ruinen der alten, wegen ihrer ungesunden Lage verlassenen Stadt San Lorenzo, steigt man hinab an den See, der über zehn Stunden im Umfang hat und einer der fischreichsten sein soll. Auf einer der drei bewohnten Inseln, von denen Plinius erzählt, daß sie auf dem Wasser herumschwimmen, saß einst die unglückliche Königin Amalasunte, Mutter des Gothenkönigs Alarich, lange gefangen, bis sie von Theodat, den sie zum Mitregenten angenommen hatte, im Bade ermordet wurde.

Das Städtchen Bolsena, einst Volsinium, die Hauptstadt der Volsker, ist jetzt ein elender, schmutziger Ort. Interessanter dagegen ist die herrliche Gruppe von Basaltsäulen, welche gleich außerhalb desselben, in geringer Entfernung von der Straße, in schiefer Richtung bis zu einer Höhe von mehr als dreißig

Fuß emporsteigen, einen erhabenen Anblick gewährend. Welche Kraft war nöthig, solche Denksteine aus dem Innern der Erde emporzuheben, um anzuzeigen, daß hier einst eine Herrschaft des Feuers gewesen!

In Montefiascone würde der berühmte Est, Est, Est, an welchem der würdige Kardinal Fugger sich einst zu Tode getrunken, wie man auf dessen Grabmal in der Kirche des heiligen Flavian noch lesen kann, meinen Wanderungen für heute sicher ein Ziel gesetzt haben, hätte ich von der zweiten Flasche, die der allzudienstfertige Wirth mir aufstellte, nicht mehr als die Hälfte übrig gelassen. Die Stadt liegt auf einem ziemlich hohen Hügel, von dem herab man eine schöne Aussicht über ihre Umgebungen hat. Das Wirthshaus zum „Est, Est, Est“ steht etwas außerhalb der Stadt, an der Landstraße nach Viterbo.

Die Gegend um Viterbo ist ganz vulkanisch, und mehrere heiße Quellen beweisen, daß da das Feuer sein altes Recht auf einigen Stellen immer noch behaupte. Die Stadt, mit ungefähr zehntausend Einwohnern, ist selbst zum größten Theil aus Lava erbaut, was ihr ein sehr düsteres Aussehen verleiht. Obgleich meine Zahnschmerzen gänzlich nachgelassen, so wollte ich doch nicht versäumen, der heiligen Rosa meinen Besuch zu machen. Als ich der Kirche, die ihre Gebeine enthält,

mich näherte, strömte ein Haufen von Buben auf mich zu, um mich „für eine kleine Belohnung dahin zu begleiten.“ Vor dem Altar angekommen, hießen sie mich vor einem Eisengitter niederknieen und zogen darauf eine Glocke. Nicht lange und ein kleines Pförtchen ging auf, und durch die Oeffnung sah ich die Heilige, vom Scheine vieler Kerzen umleuchtet, während ein balsamischer Duft dem schimmernden Gewölbe entstieg. Ich ließ etwas in den Opferstock fallen, und ein leises Rauschen, wie wenn der Abendwind durch blühende Hecken weht, berührte mein Ohr, und eine zarte Hand, die gleich Alabaster aus dem weiten schwarzen Rockärmel hervorschaute, bot durch die Oeffnung den wunderwirkenden Gürtel mir dar. Daß ich bei dem magischen Zwielicht die weißbaumwollene Schnur nicht genau von den zarten Fingern, in denen sie lag, zu unterscheiden vermochte, und auch diese ein wenig mitfaßte, wird mir Jeder verzeihen, der aus der Erfahrungsseelenlehre weiß, wie leicht unsere Sinne in derlei Fällen sich täuschen. Ich werde den Gürtel zum Angedenken aufbewahren, knüpfen daran sich gleich nicht so schöne Erinnerungen, wie an jenen, von welchem Maltitz in seinen lieblichen Orangenblüthen uns schreibt.

Von Viterbo steigt die Straße steil über den vulkanischen Cimio, an dessen Fuß die Stadt liegt, hinan. Angelangt auf der Höhe, erblickt man tief unter sich den klaren See von Vico, im Halbkreise um einen runden, waldigen Hügel gelegen. Er ist der Cimerus der Alten, und sonder Zweifel war sein gegenwärtiges Becken einst der Krater eines mächtigen Vulkans. Nach einer alten Sage soll auf der Stelle des See's einmal eine Stadt gestanden haben, wofür aber keine nähern Angaben vorhanden sind. Die Gegend umher weist überall die Spuren des Feuers, ja man sieht hin und wieder selbst ganze Lagen von einer Masse, die wie mit Kohlen vermischte Asche aussieht. Ein üppiger Pflanzenwuchs zeigt sich noch bis über Ronciglione und Monterosi hinaus, dann wird die Landschaft immer öder und trauriger, je näher man Rom kommt. Unbebaut liegt der Boden da, meist nur Farrnkräuter und eine Art langer Heide hervorbringend. Noth und Elend sprechen aus den Mienen der wenigen Einwohner, und die in Pelz gekleideten, halbverkrüppelten Schafhirten vollenden den düstern Eindruck der Gegend.

Die Sonne tauchte glühend ins Meer, als ich hinauskam auf die Höhe von Baccano. Ihre letzten

Strahlen schossen hinauf in das dünne Gewölk und herein über die weite, öde Campagna. Die Riesenkuppel der Peterskirche leuchtete wie Feuer, und um die Berge im Osten und Süden webte ein wunderbares Rosenlicht, von tiefblauen Schatten, die aus der Ebene heraufzogen, allmälig verdrängt. Und wie die Wolken und die Berge ausgeglüht hatten, erhob über dem Sabinergebirge der Vollmond sein bleiches Angesicht und streute in die Dämmerung seinen zitternden Silberschein. Kein Laut kam in mein Ohr, nur das Rauschen des Abendwindes durch die langen, dürren Farren, die geisterähnlich schwankten, unterbrach von Zeit zu Zeit die feierliche Stille. Wie durch mächtigen Zauber gefesselt, stand ich da, die Blicke unverwandt nach der ewigen Stadt gerichtet, und erst als schon mancher Stern am Himmel glänzte, zog ich, mehr unbewußt als mit Willen, die Straße hinab gen Storta, wo ein elendes Wirthshaus mich aufnahm.

Wäre mein Lager auch besser gewesen, ich hätte doch keinen Schlaf gefunden. Die Nacht schien mir ewig zu dauern. Endlich brach ein Strahl vom heitern Morgenroth durch die Ritzen meiner Fensterladen, und ich sprang auf und machte mich eilig auf den Weg. Es war ein frischer, schöner Morgen, aber kein Baum stand am Wege, kein Vogel sang mir seine Lieder.

Oede und schweigend lag alles um mich her, nur Ruinen starrten aus der wüsten Landschaft auf.

Es war gegen Mittag, als ich zu den ersten Villen gelangte. Ein weicher, zarter Silberduft lag ausgebreitet über der Stadt, um all ihre vielen Kuppeln wie ein dünner Flor sich anlegend. Bald hatte ich die Tiber überschritten und stand auf der Piazza del Popolo vor dem gewaltigen Obelisken. Die Sonne brannte heiß. Außer einigen Bettlern, die durch seltsame Geberden mein Mitleid aufzuregen suchten, war Niemand in den schwülen Straßen zu sehen. Ich warf meinen Tornister in eine Kneipe und eilte — nicht dem St. Peter, sondern dem Kapitolium zu.

Wie pochte mein Herz, als ich die Treppe hinaufstieg! Da war aber kein Tempel des Jupiter mehr. Mönche haben ihre Behausung jetzt, wo jener einst die triumphirenden Sieger empfangen. Die heitern Säulenhallen des Gottes sind verschwunden, ein düsteres Gewölbe umschließt die Altäre der Heiligen. „Da hat der Heidengott gestanden!“ raunte ein schmutziger Kirchendiener mir ins Ohr, indem er mit dem Fuße verächtlich an einen Stein stieß, während er seine Rechte bettelnd gegen mich ausstreckte. Auf dem Triumphwege begegnete mir ein langer Zug von singenden Mönchen, und auf dem Forum, wo Cicero

im Senate einst gesprochen, glotzte zwischen stinkenden Misthaufen und schmutzigen Karren eine Heerde von Büffelochsen mich an. Traurig liegen die Reste der zerstörten Tempel und Siegesbogen umher, das heilige Feuer der Vesta ist erloschen, und wildes Gesträuch wuchert auf den verschütteten Hallen des Friedens. Auf den Pallästen der Cäsarn hausen armselige Winzer, grüner Epheu hängt vom verfallenen Gemäuer herab, wo Nero's goldenes Haus einst glänzte. Nur des Kolosseums Riesenmauern, wenn gleich hart angegriffen von der Zeit und jener unseligen Zerstörungswuth, die wie ein Fluch über Rom sich legte, scheinen dem Untergange noch trotzen zu wollen.

Ermüdet vom Anblick so vieler Trümmer und niedergebeugt durch den Vergleich der trübseligen Gegenwart mit jener hehren Vergangenheit, ließ ich die trauliche Trinkstube der wackern deutschen Künstler mir zeigen, und richtete da mein Herz an der Freundschaft wieder auf.

14.

Rings schaut mein Auge, so weit es reicht,
Wie Trümmer an Trümmer sich lehnen.
Wie ist der Vergangenheit Glanz verbleicht!

Wessenberg.

Da ich entschlossen war, Rom auf meiner Rückreise wieder zu besuchen, um dann längere Zeit daselbst

zu verweilen, so verließ ich die Stadt bald wieder. Es war früh Morgens, als ich in Begleit eines deutschen Handwerksburschen durch die Porta maggiore hinauszog, um über Palästrina und San Germano nach Neapel zu gehen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Ueber der weiten Campagna, wo außer einigen schwarzen Schafheerden und ihren fast noch thierischer aussehenden Hirten dem Auge nichts Lebendiges begegnete, lag ein tiefes Schweigen. Nur die vielen Ruinen, an denen der Weg uns vorüberführte, redeten eine Sprache, die, obgleich dem Ohre nicht vernehmbar, doch ins Innerste der Seele drang und mächtige Gefühle weckte. Selbst mein Reisegefährte, der weder Livius noch Andere gelesen hatte, schien von diesem Anblick ergriffen zu sein.

Gegen Mittag erreichten wir das acht Stunden von Rom entfernte Palästrina. Schon etwa zwei Stunden vorher fängt die Landschaft wieder an freundlicher zu werden, Reben, Feigen und Oelbäume schmükken die Gegend. Palästrina, das alte Präneste, in der Geschichte Roms ein nicht unbedeutender Ort, liegt an einem felsigen Bergabhange und bietet aus der Ferne einen sehr malerische Anblick dar. Seine erhöhte Lage und seine festen Mauern machten es einst zu einer der haltbarsten Städte Latiums, die nur nach längern

Kämpfen unter Roms Botmäßigkeit kam. In den schrecklichen Kriegen zwischen Sulla und Marius wurde sie von dem erstern belagert und eingenommen, wobei fast alle ihre Einwohner ermordet wurden. Der Tempel der Fortuna Pränestina, von Sulla zur Sühne für seine Greuelthaten vergrößert, war einer der reichsten und verehrtesten in Italien, dessen berühmte Orakel die Stadt bald wieder blühend machten, bis endlich die Verbreitung des Christenthums seinen Glanz ihm raubte, und lange und verheerende Kämpfe zwischen den Päbsten und den Colonna's Palästrina zu seinem gegenwärtigen armseligen Zustande herunterbrachten. Auf dem Monte San Pietro über der Stadt, wo einst die Burg gelegen, jetzt aber eine Kirche des heiligen Petrus steht, genießt man eine wunderschöne Aussicht. Im Westen steigt aus der trümmervollen Campagna das ewige Rom empor, südlich davon erhebt sich der herrliche Albanerberg, links von diesem breitet in dämmeriger Ferne das spiegelnde Meer sich aus, während die am Fuße des Abhanges gelegene Ebene das Bild des üppigsten Gartens darstellt. Ueberreste von Bauwerken aus den schönsten Zeiten der Römer liegen ringsum zerstreut.

Der Weg von Palästrina über Genazzano, wo wir die Nacht zubrachten, und noch Trümmer einer Villa

des Marc Aurel liegen, nach Anagni führt über romantische Höhen. Die Landschaft um Anagni aber ist kahl und öde. Das Volk in der Gegend leitet diesen schlechten Zustand immer noch von dem Fluche ab, den einst Pabst Bonifazius der Achte, als er zu Anagni von einem der Colonna eine Maulschelle erhalten hatte, über die Stadt und ihre Umgebung ausgesprochen. Die Ortschaften, an felsige Bergabhänge hingebaut, sehen aus der Ferne wie große Steinhaufen, drinnen aber wie Räuberhöhlen aus. Aus den zerlumpten Einwohnern sprechen Armuth und Elend, nur die Priester sind überall glatt und gemästet. Es scheint, daß der päbstliche Fluch diese nicht getroffen.

Wir stiegen von Anagni wieder hinab auf die große, von Rom herkommende Straße und langten gegen Mittag in Fiorentino an. Es war Sonntag. Die Kirchgänger traten eben aus der Kirche und sammelten sich wieder auf dem Platze vor derselben, um uns Fremdlinge nicht blos anzuschauen, sondern auch genau auszufragen, woher wir kämen und wohin wir wollten. Kein Volk ist neugieriger als die Italiener. Mein Reisegefährte, der kaum einige Worte italienisch verstand, befand sich in der peinlichsten Lage, indeß ich mit Vergnügen die Mädchen und Frauen betrachtete, nicht allein ihrer schönen Gestalt, sondern auch ihres

niedlichen Anzugs wegen. Von den Hüften herab hängt ein weißer Halbrock, während ein Mieder aus grünem oder rothem Sammt den obern Theil des Körpers umschließt. Die Bänder, womit dieses auf dem Rücken zugeknüpft ist, haben die Farbe des Mieders und flattern mit ihren Enden weit hinab. Die Arme deckt bei den Mädchen blos das weite Hemd, bei den Frauen dagegen liegen noch farbige Aermel darüber, die oben an Bändern hängen und hinten über die Ellenbogen zugeschnürt sind. Das kurze, schmale Fürtuch ist meistens blau von Farbe, mit breiten weißen Querstreifen. Den Hals umgiebt eine Art von Shwal, und über den Kopf ist ein weißer, durchsichtiger Schleier geworfen. Denke dir, lieber Leser, in diesen malerischen Anzug eine üppige Gestalt mit schwarzen Locken und brennenden Augen, und was der südliche Himmel sonst noch an Reizen verleiht, und du hast ein getreues Bild von den schönen Fiorentinerinen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir in Frosinone ankamen. Schon aus der Ferne hörten wir das Knallen von Mörsern, und wie wir anlangten, zog eine lange Prozession, zu Ehren der Madonna, durch die Straßen. „Ihr seid zur rechten Stunde gekommen, um das schönste Fest in der Welt mit-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

feiern zu können", redete der Wirth, bei dem wir einkehrten, uns an: „Geht nur eilends hinauf in die Kirche, denn im Augenblick beginnt die Illumination!" Obgleich wir, nach der Hitze des Tages, eine Flasche Wein vor der Hand allen andern Festlichkeiten vorgezogen hätten, so wollten wir doch nicht versäumen, das „schönste Fest in der Welt" zu sehen, und gingen also eilends hinauf in die Kirche, die taghell erleuchtet war, und in welche eben die Prozession ihren feierlichen Einzug hielt. Voraus marschirte, mit gravitätischem Schritt, ein alter Soldat, auf dessen Gesicht lange Dienstjahre tiefe Spuren eingegraben hatten. Ihm folgte ein Zug von Männern, das Ave Maria betend, darauf eine Schaar von Priestern, lachend und schwazend, als ginge die ganze Sache sie nichts an, hinter diesen sechs Fratres mit einem Kreuz, woran zwei große Laternen hingen, dann zwei Tambouren, schrecklich auf ihren Trommeln lärmernd, und endlich, wie zum Spott, ein Haufe von Buben mit gellendem Geschrei. Ich machte mich an den gravitätischen Alten in Uniform, der an der Kirchthüre sich aufgepflanzt hatte und die nachziehenden Buben noch mehr zum Schreien ermunterte, indem er mehrern aus ihnen Wein in einer Flasche darbot. Auch mich

hieß er trinken, und wie ich scheinbar einen Zug auf sein Wohlsein gethan hatte, setzte er mir die Bedeutung des Festes auseinander, und schloß mit der Versicherung, daß er zweiunddreißig Jahre lang gedient habe.

Als wir wieder hinunter kamen in unser Wirthshaus, war die Küche desselben so angefüllt, daß wir nur auf eifriges Verwenden unsers Wirthes ein Plätzchen zum Sitzen erhalten konnten. „Welch' ein herrliches Fest!“ war der allgemeine, stets wiederholte Ausruf, und bis spät in die Nacht wurde zu Ehren der Madonna gezecht und gejubelt, in den Häusern und auf den Straßen.

Den andern Morgen langten wir zeitig in San Germano an. Die Stadt, mit etwa fünftausend Einwohnern, liegt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, am kleinen Fluße Rapido, an der Stelle, wo das alte Casinum gestanden, von dem noch Reste eines Amphitheaters und andere Trümmer vorhanden sind. Westlich über derselben erhebt sich der Monte Casino, wo einst die Burg und ein Tempel des Apollo sich befanden, gegenwärtig aber eines der ältesten und berühmtesten Benediktinerkloster steht. Auf dem Wege zu demselben hinauf wird eine Kapelle gezeigt, wo sich die Lende des heiligen

Benedikt, und ein Kreuz, wo sich ein Knie desselben in Felsen eingedrückt. Die Abtei, jetzt von erstaunlicher Größe, soll von dem Heiligen im Jahr 529 gestiftet worden sein. Zu verschiedenen Malen von den Lombarden geplündert und zerstört, wurde sie wieder prachtvoll aufgeführt, enthält eine große Bibliothek und eine Menge Kunstwerke berühmter Meister. Unter den Gemälden befindet sich auch eines von Lukas Giordono, den heiligen Benedikt darstellend, wie er sich zur Bekämpfung seiner Lüste in Dornen herumwälzt. Das Kloster soll über fünfmalhunderttausend Thaler jährlicher Einkünfte besessen haben, und war einst lange Zeit der Sitz der Gelehrsamkeit. Ihm wird auch die Stiftung der später so berühmt gewordenen salernischen Schule zugeschrieben. Die herrliche Lage desselben, so wie insbesonders auch der Umstand, daß die Mönche in der Arzneikunde sehr erfahren waren, zogen früher eine Menge von Fremden aus allen Gegenden dahin, die da stets die gastfreundlichste Bewirthung fanden. Von ihm stammt daher die Benennung Casino für gesellschaftliche Vergnügungsorte her.

Eine Viertelstunde von Monte Casino entfernt steht das kleine Kloster Albaneta, wo im Jahr 1539 der heilige Ignatius während eines vierzigtägigen

Aufenthalts den Plan zu seinem Jesuitenorden entworfen haben soll. In der Nähe liegt auch Aquino, das Vaterland des berühmten heiligen Thomas Aquinas. Endlich gewinnt die Gegend dadurch noch an Interesse, daß Varro einst hier ein Landhaus besaß, wo er seine Bücher über das Landwesen geschrieben.

14.

Sieh von fern herwehen den Rauch Neapels,
Sieh des Vesuvs Rauch!

Platen.

Der Weg von San Germano nach dem ungefähr zwei Stunden vor Capua gelegenen Calvi, wo wir ein ordentliches Nachtlager fanden, ist sehr langweilig, weil man selten zu menschlichen Wohnungen kommt. Die Häuser zum Einkehren liegen in großen, viereckigen, aus dicken Mauern aufgeführten Höfen, die man vor Schmutz fast nicht betreten kann. In den Küchen, die auch als Gesellschaftslokale dienen, liefen überall die Schweine umher, während oben auf langen Stangen Schaaren von Hühnern saßen, die ihren Unrath auf Tisch und Bänke fallen ließen. An der Straße trafen wir auch eine Menge von Polizeidienern, die immer zu zwei in Hütten aus Baum=

zweigen sich aufhielten, da kochten und wirthschafteten, und alle Augenblick die Pässe uns abforderten. Wir freuten uns daher innig, am andern Morgen schon bei Aufgang der Sonne Capua erreicht zu haben, mit der Aussicht, am kommenden Abend unsern Einzug in dem ersehnten Neapel feiern zu können.

Capua, einst die Hauptstadt der Campanien und im Alterthum eine der beträchtlichsten Städte Italiens, liegt am Fluße Volturno. Die jetzige Stadt ist im Ganzen schlecht gebaut, ziemlich schmutzig, und zählt nur ungefähr achttausend Einwohner. Ungemein fruchtreich ist die Umgegend, wo mit wenig Mühe eine dreifache Ernte gewonnen wird, und Reben, Feigen und Oelbäume in üppiger Fülle prangen. Die Landschaft verdient in dieser Hinsicht noch jetzt den Beinamen der „glücklichen", und es wird bei ihrem Anblick fast begreiflich, wie Hannibal einst nach der Schlacht bei Cannä hier einem für ihn so verderblichen Siegesrausch sich habe überlassen können.

Das alte Capua lag ungefähr eine halbe Stunde oberhalb des heutigen, da wo nun der Fleken Santa Maria, ein Belustigungsort der Capuaner, steht. Unter seinen Ruinen zeichnen sich vorzüglich die des Theaters aus, noch heute einen Begriff gebend von dem Reichthum und der Macht dieser alten Königin

der Campania, deren etruskische Civilisation lange vor der römischen blühte. Die Capuaner sind die Erfinder des Kampfes der Gladiatoren, und ihr Amphitheater, das älteste, diente den andern zum Muster. Cicero stellt irgendwo die etwas seltsame Behauptung auf, daß die Fruchtbarkeit des Bodens die Capuaner zu dieser grausamen Erfindung geführt habe. Das alte Capua wurde von den Römern mit einer in der Geschichte unerhörten Grausamkeit behandelt, indem seine Bewohner als Sklaven verkauft, seine Senatoren mit Ruthen gepeitscht und enthauptet wurden. Mehrere der benachbarten Ortschaften lassen in ihren gegenwärtigen Benennungen noch die Namen der Götter erkennen, welche einst da ihre Tempel gehabt.

Im Wirthshause, wo wir einkehrten, saßen bei einer Flasche Wein mehrere Soldaten, Schweizer, die in neapolitanische Dienste getreten waren. Wie sie in mir den Landsmann erkannten, fingen einige zu weinen an, und die meisten schienen es zu bereuen, ihr Vaterland um Sold verlassen zu haben. Wenn man aus dergleichen einzelnen Erscheinungen nie auf das Ganze schließen kann, so bleibt es dennoch Thatsache, daß die fremden Dienste den Schweizern keine Rosen getragen. Mögen einige Offiziere dadurch sich bereichert und manche auch zu tüchtigen Hauptleuten

für unser Heerwesen sich ausgebildet haben, auf die große Masse der Gemeinen wirkten diese Dienste von jeher verderblich ein. Darüber spricht unwiderlegbar die Erfahrung. Meine Freunde in Neapel mögen mir diese Aeußerungen verzeihen!

Die Sonne brannte heiß, als wir die große Allee betraten, die gleich außerhalb Aversa beginnt und nach Neapel führt. Fruchtbare Felder mit zahlreich bevölkerten Dörfern dehnen rechts und links neben der prachtvollen Straße sich aus, an deren östlicher Seite, näher gegen die Stadt zu, auch das große, zu militärischen Uebungen bestimmte Camp sich ausbreitet. Es war Abend, als wir auf dem Punkte anlangten, wo die Straße hinabsteigt und plötzlich, wie vom Zauber erschlossen, das wundervolle Neapel all seine Herrlichkeiten dem überraschten Auge entfaltet. Vor dir der blaue Golf mit seinen in Duft gehüllten Felseninseln, rechts aus demselben emporsteigend die amphitheateralische Stadt mit einer Menge von Kuppeln über den flachen Häusermassen, links hinter immergrüner Ebene der rauchende Vesuv, weiterhin das dämmerige Vorgebirge der Minerva mit dem lachenden Sorrent in seinem Schooße, und über Alles ein Licht ausgegossen, jenem gleich, das an lauen Frühlingstagen, wenn große Regentropfen

aus sonnigem Himmel niederfallen, so magisch auf uns einwirkt — mit einem Wort, was je in lieblichen Fantasiebildern dir vorgeschwebt, ewig klarer Himmel über spiegelnden Wassern, unverwelklicher Frühling an zauberischen Gestaden, hier schaust du es in Wirklichkeit vor dir!

Die hinter der Insel Ischia hinabsinkende Sonne sandte einen solchen Strom von rothem Lichte über das zitternde Meer herein auf die Küsten, daß selbst der Lorbeer und die Myrte davon erötheten, als wir nach langem Schauen endlich von der Höhe heruntersiegen. Einem dumpfen Donner aus der Ferne gleich schlug das Geräusch der volkreichen Stadt an unser Ohr, wie wir an dem prachtvollen Armenhause vorüberschritten und dem Toledo, der Hauptstraße Neapels, uns näherten, wo Tausende von Menschen aus allen Klassen wie Meereswellen auf und nieder wogten. Wir hatten uns kaum in das Gewühl hineingearbeitet, als zwei halbnakte Lazaroni, mit dem Bedeuten, uns in die vortrefflichste Lokanda zu führen, unserer Tornister sich bemächtigten und, ohne unsere Einwilligung abzuwarten, mit einer Hast davon eilten, daß wir kaum im Stande waren, ihnen zu folgen. Nach tausend Krümmungen des Weges langten wir endlich in einem schmutzigen

Winkel an, wo keine andere Oeffnung mehr ersichtlich war, als eben der Eingang in die „vortrefflichste Lokanda“. So klein auch die Belohnung war, welche unsere Führer für ihre Mühe erhielten, so schienen sie doch damit zufrieden zu sein und empfahlen uns aufs angelegentlichste unserer Wirthin. Diese, eine ziemlich wohlbeleibte Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren, mit rabenschwarzen, halbaufgelösten Haaren, offener Stirn, etwas tief eingesunkenen, aber immer noch lebhaft glänzenden Augen, einer schönen, fast griechischen Nase und einem besondern, nicht gerade unangenehmen Zuge um Mund und Kinn, empfing uns äußerst freundlich und meinte, es hätte der Empfehlung unserer Führer nicht bedurft, denn sie wisse schon, was sie ihren Gästen schuldig sei. Ungeachtet des wenig Einladenden, das diese „vortrefflichste Lokanda“ für mich hatte, so war ich doch bald entschlossen, wenigstens eine Nacht darin zuzubringen.

Während mein Gefährte nach der Hitze des Tages der süßen Ruhe sich hingab, trieb es mich spät am Abend noch hinab an das Ufer des Meeres. Laue Winde strichen durch die schwankenden Masten der Schiffe, die im Hafen lagen, lauter bald und bald wieder leiser plätscherten die Wellen am Gestade,

während aus dem Krater des Vesuv von Zeit zu Zeit eine hohe Feuersäule emporstieg, in deren rothem Widerschein das Meer und die Küsten weithin erglänzten. Es lag in diesen Erscheinungen etwas so seltsam Ergreifendes, daß ich mir keine Erklärung darüber zu geben vermochte. War es die unbeschreiblich milde südliche Nacht, oder des Meeres immerwiederkehrender Wellenschlag, oder die von einem uralten Kampfe im Innern der Erde zeugende Glut des Berges, oder endlich alles dieses zusammen, ich wußte es nicht, aber mir war, als stände der Weltgeist riesengroß vor mir und redete zu mir in einer noch nie vernommenen Sprache.

Es ging gegen Mitternacht, als mir der Gedanke kam, in meine Wohnung zurückzukehren, aber nun fiel mir erst ein, daß ich beim Weggehen aus derselben vergessen hatte, nach dem Namen der Straße und der Lokanda zu fragen. Ich ging in der Richtung fort, in welcher ich beide zu finden hoffte, ging über eine Stunde lang, und fand sie nicht. Eine Menge von Menschen bewegte sich noch auf allen Straßen, aber Niemand konnte mir Auskunft ertheilen, weil ich Niemanden sagen konnte, wohin ich wollte. Endlich, wie ich schon den Entschluß gefaßt hatte, das Meeresufer wieder aufzusuchen, und dort

die Nacht zuzubringen, vernahm ich in der Nähe Stimmen, die ich schon gehört zu haben glaubte. Ich eilte den Gestalten, von denen sie kamen, nach, redete sie an, und siehe da! es waren die beiden Lazaroni, die mich nun zum zweiten Mal in die „vortrefflichste Lokanda“ führten, wo mein Gefährte schon im tiefen Schlafe lag. Auch mich umfing, trotz des übeln Geruches, der in der dumpfen Kammer herrschte, bald ein süßer Schlummer.

Willst du, lieber Leser, meine Freuden und Leiden in Kalabrien mit mir theilen und mich auf meinen Wanderungen durch Sizilien begleiten, so kehren wir darauf wieder nach dem herrlichen Neapel zurück und suchen uns dann ein freundlicheres Obdach.

II.

Freuden und Leiden in Kalabrien.

Will Völker schaun und ihre Glaubenssitten,
Und Alles, was des Klugen Neid erregt,
Wenn ich mit Lust von so entlegnen Orten
Erzählen kann und sagen: Ich war dorten.

Tasso.

Freuden und Leiden in Kalabrien.

1.

O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's neu bauet sich Herkules Stadt!
Schiller.

Man hatte in Neapel alles versucht, mich von dem Gedanken abzubringen, allein und zu Fuß durch Kalabrien zu reisen. Selbst Professor delle Chiaje, an den ich empfohlen war, drang wiederholt in mich, die Reise nur mit einer sogenannten Guardia, einer Art von Bedeckung, anzutreten. Es half aber alles nichts, mein Entschluß war gefaßt, und ich wollte ihn auch ausführen. Ich ließ meine geringe Baarschaft bis auf einige Thaler bei einem Freunde zurück, mit der schriftlichen Weisung, was damit zu machen sei, wenn ich binnen einer bestimmten Zeitfrist nicht wiederkehren sollte, und brach auf.

Es war ein schöner Morgen, als ich das schöne Neapel verließ. Das Meer und die Stadt und die

Berge glühten im rosigen Lichte des anbrechenden Tages, alles war so heiter und wunderbar klar, nur der Vesuv warf finstere Wolken aus, die langsam gen Süden wallten, als ich aus den Mauern ins Freie trat. Den leichten Tornister am Rücken und frohen Muth im Herzen zog ich, mit allerlei Gedanken und Wünschen beschäftigt, am reizenden Ufer hinab durch Resina, Torre del Greco und dell' Annunziata, die alle unvergleichlich schön am Fuße des ihnen oft Verderben herab sendenden Berges liegen, gleichsam eine lange Vorstadt zu Neapel bildend.

Die Sonne schien schon heiß vom wolkenlosen Himmel, als ich von der großen Straße nach Salerno abging und einen Seitenweg nach Pompeji einschlug. Seltsame Empfindungen erwachen, wenn man die Gräberstraße dahin wandelt und durch das geräumige Thor eintritt in die aus einem fast zweitausendjährigen Grabe wieder erstandene Stadt.

Pompeji liegt am südwestlichen Fuße des Vesuv, ungefähr eine Viertelstunde vom Meere entfernt. Die Osker sollen die ersten gewesen sein, welche in der hintern Campania sich angesiedelt. Sie lebten zerstreut in Dörfern, bis die Phönizier erschienen und von den Küsten Besitz nahmen. Dann vereinigten sie sich mit diesen und bauten um das Jahr 1486

vor Christus oder dreihundert Jahre vor der Zerstörung von Troja die Stadt, welcher sie den Namen Pompeji, erloschenes Feuer, gaben.

Sieben Jahrhunderte verstrichen ruhig, da erschienen die mit einander verbündeten Estrusker und Pelasger, vertrieben die ursprünglichen Besitzer und reihten Pompeji unter die Städte, von denen Capua die Hauptstadt war. Von nun an theilte Pompeji alle die Schicksale, welche die Campania trafen, bis es endlich durch das plotische Gesetz zur Munizipalstadt und später unter Nero zur eigentlichen römischen Kolonie wurde, die es blieb bis zu seinem Untergange.

Damals war Pompeji eine der wichtigsten Städte Campaniens. Sein Seehafen reichte noch bis an die Stadt, und Handel und Verkehr blüheten da in hohem Grade. Viele der ausgezeichnetsten Römer, unter denen auch Cicero, der von hier aus mehrere Briefe an Marius geschrieben, hatten daselbst ihre Landhäuser. Tacitus, Seneca und Livius schildern die herrliche Lage, den Wohlstand und die Bedeutsamkeit der Stadt.

Fünfzehnhundert und neunundvierzig Jahre hatte Pompeji gestanden, als es im Jahr 63 nach Christus durch ein heftiges Erdbeben schwer heimgesucht und

endlich im August des Jahres 79 durch jenen furchtbaren Ausbruch des Vesuv, der auch die Städte Herkulanum und Stabiä zerstörte, verwüstet ward. Ein Regen von glühender Asche und kleinen Steinen deckte die Stadt, aus der Asche wuchsen üppige Reben und schlanke Pappeln hervor, bis um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts aufgefundene Inschriften die Nachgrabungen veranlaßten, durch welche Pompeji wieder an's Tageslicht gekommen.

Jetzt, nach achtzehnhundert Jahren, wandelt man wieder durch seine wohlgepflasterten Gassen und schaut zu beiden Seiten lange Reihen von Häusern. Die Kaufmannsladen, die Werkstätten, die Wirthshäuser, die Bäder, die Tempel, der Gerichtshof, das Theater — Alles ist noch da, nur die handelnden Personen sind abgetreten von der Bühne des Lebens. Im schönen Hause des Sallustius sind die zierlichen Wandgemälde noch so frisch und glühend, als hätte der Pinsel des Malers sie erst gestern aufgetragen. Auf dem prächtigen Mosaikboden in der Wohnung des dramatischen Dichters ruht der Hund noch eben so täuschend wie einst, als er den eintretenden Petronius erschrekte, und noch steht darunter die Warnungsschrift: Cave canem! Nimm dich in Acht vor dem Hund! Auch das liebliche Pompejanum des Ci-

cero vor dem Begräbnißplatze bietet noch heute die schöne Aussicht auf das Meer und die Küsten, während weiterhin das reichverzierte Landhaus seines Freundes traulich an den Hügel sich anlehnt, im wohlerhaltenen Keller zahlreiche Weinkrüge aufbewahrend. In der That, es ist, als ob das Schicksal in Pompeji der Nachwelt ein Bild habe erhalten wollen von dem Leben, den Sitten und Gebräuchen eines alten Volkes. Man vergißt fast, wenn man so die Stadt durchwandelt, die furchtbare Katastrophe, und meint, es seien die Bewohner nur ausgezogen zu irgend einem Feste, bis ein Blick auf die Aschenhaufen ringsumher die angenehme Täuschung plötzlich vernichtet und das Bild der Zerstörung mit all seinen Schrecken vor die Seele ruft.

Die Landschaft von Neapel nach Salerno ist ein wahres Paradies, sowohl ihrer Fruchtbarkeit, als ihres malerischen Anblicks wegen. Bei Nocera, einer kleinen, freundlichen Stadt, führt die Straße in ein Thal, an dessen linker Seite eine Menge reizender Hügel als Vorgebirge der Apenninenkette aufsteigen, während rechts die felsigen Höhen von Sorrent sich erheben. Fast im Mittelpunkte des Thales liegt das hübsche Städtchen La Cava, mit einer schönen Brücke, von welcher zur Rechten ein roman-

tischer Pfad zu dem berühmten Kloster Trinita della Cava hinaufführt. Schöne Landhäuser und Ruinen alter Schlösser liegen an den Seiten und auf den Spitzen der malerischen Hügel zerstreut. Etwas weiterhin genießt man rechts hinab die Aussicht in ein tiefes, schmales, herrlich angebautes und von einem klaren Bache bewässertes Thälchen, aus dessen Grund das stille Dörfchen Molina ungemein lieblich heraufblickt. Von La Cava verengert sich das Thal immer mehr, bis man endlich bei Vietri auf einmal wieder den Anblick des Meeres und die Aussicht auf den wunderschönen Golf von Salerno gewinnt. Stollberg erklärt diese Thalgegend für die schönste Landschaft in Italien. Wenigstens ist sie die lieblichste von allen, die ich bisher kennen gelernt.

2.

O wie schön liegt dieses alte Salern! o wie prangen
Alle Buchten, so reich schmückend Kalabriens Gurt!

Wessenberg.

Es war schon dunkel, als ich Salerno erreichte. Ich warf meinen Tornister in die erst beßte Lokande, und eilte dem Ufer zu, wo die Wellen des Meeres schäumend und rauschend sich brachen. Auf einem kalabrischen Schiffe, das auf günstigen Wind zur

Abfahrt harrte, saßen um ein helles Feuer mehrere Matrosen. Ich ließ mich hinausfahren und setzte mich zu ihnen. Der Kapitän, ein schöner Mann mit einer klangvollen Stimme, befahl sogleich Wein zu bringen, ein Anderer bot mir Tabak dar, und wie die Pfeife brannte und der Wein im Glase schäumte, mußte ich erzählen, woher ich komme und wohin ich wolle. Als ich sagte, ich wolle Kalabrien durchreisen, und zwar ohne Guardia, sondern ganz allein und zu Fuß, da erscholl ein allgemeines Bravo, und Jeder theilte mir mit, was er von seinem Vaterlande wußte. Ich blieb einige Stunden bei den braven Leuten, und wie ich endlich wegging, schenkte mir einer noch eine antike Münze, mit der Bitte, sie zum Andenken an diesen schönen Abend aufzubewahren. Wenn alle Kalabresen so sind, wie diese, dachte ich im Weggehen bei mir, so darf dir nicht bange sein, das berüchtigte Land zu betreten. Ich legte mit dem Vorsatz mich zu Bette, am kommenden Morgen früh nach Pästum aufzubrechen; allein wie ich mit dem anbrechenden Tage hinaustrat auf den Altan meiner Lokande und vor mir den herrlichen Golf in seiner unbeschreiblichen Schönheit wieder erblickte, da war der Entschluß, einen Tag hier zuzubringen, schnell gefaßt.

Salerno liegt fast im Mittelpunkte des Golfes. Die Stadt ist zum Theil gut gebaut, und zählt ungefähr zehntausend Einwohner. Besonders haben der Kai und die Straße am Meere viele schöne Häuser, mit einer köstlichen Aussicht auf den reizenden Golf. Der Hafen, durch Johann von Procida, den Urheber der bekannten sizilianschen Vesper, begonnen, ist ziemlich lebhaft. Die jetzige Domkirche wurde, nachdem die alte von den Sarazenen zerstört worden war, durch Robert Guiscard im eilften Jahrhundert erbaut. Sie ruht auf Säulen von Porphyr und hat einen prächtigen Mosaikboden, welche aus dem verwüsteten Pästum heraufgenommen worden. Unter den Gemälden befindet sich eine Grablegung von Andrea von Salerno. In dieser Kirche liegt auch Pabst Gregor der Siebente begraben, jener berüchtigte Hildenbrand, der im Jahr 1085 als Flüchtling hier gestorben.

Salerno's Glanzepoche war das Mittelalter, wo es eine der berühmtesten Städte war, und in der Geschichte Italiens eine wichtige Rolle spielte. Besonders aber war es seine medizinische Schule, die im eilften Jahrhundert blühte, und durch welche sein Ruhm in alle Welt sich ausbreitete. An ihr lehrten die tüchtigsten Männer und von ihr gingen

die medizinischen Fakultäten Europa's aus. Gegenwärtig ist nur noch ein Lyzeum da, und überhaupt bietet die Stadt selber jetzt wenig Merkwürdiges mehr dar. Ihre Lage hingegen an dem heitern, mit malerischen Gebirgen umkränzten Golf ist eine der entzückendsten in Italien. Alles, was der Süden nur Schönes hat, blüht und duftet hier beisammen. Ueber die Feigen=, Zitronen=, Orangen= und Oelbäume regt die Palme mit ihrer grünen Blätterkrone empor, die Aloe entfaltet auf hohem Blüthenstengel ihre Wunderblumen, und die Rebe bringt den köstlichsten Wein. Die Aussicht in dieses Eden von der auf der Felsenhöhe über der Stadt gelegenen normannischen Veste aus ist wohl eine der schönsten in der Welt!

Hat man auf dem Wege nach Eboli eine ziemliche Strecke zurückgelegt, so führt eine neuangelegte Straße nach Pesto, dem alten Pästum, einer vor dreitausend Jahren mächtigen Stadt der Sybariten, von der gegenwärtig nur noch die ungeheuern Tempelruinen, allem Wechsel der Zeiten trotzend, übrig sind. Die Landschaft, anfangs immer noch schön und reizend, wird bald flach, sumpfig und öde, und ist meist nur von Büffelheerden bewohnt, deren in Thierfell gekleidete, fiebergelbe Hüter originelle Lie=

derweisen auf langen Rohrpfeifen blasen. Der Kontrast zwischen dem blühenden Salerno und dieser verlassenen, verbrannten Ebene ist sehr auffallend, und man begreift nicht, wie auf einmal alles so dürr und kahl sein könne. Doch gewöhnt man sich in Unteritalien bald an diesen plötzlichen Wechsel, denn nicht selten grenzt an eine mit allem Ueberfluße gesegnete Gegend eine traurige Einöde, aus der verpestende Dünste aufsteigen, und deren wenige Bewohner hager und blaß, wie der Tod, umherschleichen. Die Italiener — und viele Reisende sagen es ihnen nach — schreiben es der Aria Cattiva oder der schlechten Luft zu, und behaupten, daß wegen dieser Niemand in solchen Gegenden wohnen könne; allein die ungesunde Luft hat ihre Quelle doch offenbar nur in der gänzlich vernachlässigten Kultur des Bodens, denn wir wissen ja aus der Geschichte, daß alle diese nunmehr so verlassenen Landstriche einst blühend und reich bevölkert waren.

3.

Und es welkte für ewig
Jene dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Pästum.
Platen.

Die Sonne stand schon tief am wolkenlosen Himmel, als ich Pästum mich näherte. Schon aus weiter

Ferne erblickt man die Riesentempel, die fast geisterartig über die öde, sumpfige Fläche hereinschauen. Je näher man ihnen kommt, desto größer steigen sie empor, und desto ergreifender wirkt ihre Majestät auf das Gemüth des erstaunten Wanderers. Die Stille, welche ringsum herrscht, erhöht den wunderbaren Eindruck.

Ueber die Zeit, in welcher Pästum gegründet worden, so wie über die Gründer selbst herrschen vielerlei Meinungen. Wahrscheinlich wurde es von Tyrrhenern erbaut, die durch flüchtige Sybariten, welche später sich ansiedelten und der Stadt den griechischen Namen Poseidonia gaben, wieder vertrieben wurden. Handel und Ackerbau erhoben die Stadt schnell auf eine hohe Stufe, allein die Einwohner verweichlichten im Schooße des Ueberflusses und erlagen bald den Lukanern, welche dann wieder von den Römern besiegt wurden. Schon im Jahr 274 vor Christus sandten diese eine Kolonie dahin und gaben der Stadt wieder ihren ursprünglichen Namen Pästum. Die Gegend muß damals außerordentlich schön und fruchtbar gewesen sein. Alle Dichter des Alterthums preisen sie und singen von den Rosen, die da zweimal im Jahre blühten, biflorique rosaria Paesti, wie Virgil sich ausdrückt. Im Jahr 915 nach Christus wurde die Stadt

durch die Sarazenen zerstört. Robert Guiscard beraubte sie ihrer Säulen und Bilderwerke, um damit seine Kirche in Salerno zu schmücken. Von dieser Zeit an wußte man nichts mehr von Pästum, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein neapolitanischer Maler, der die Gegend durchstreifte, auf seine Ruinen, die ganz in Gesträuch versteckt waren, wieder aufmerksam machte.

Gegenwärtig bezeichnet eine größtentheils bis auf den Boden verschüttete cyklopische Mauer den bedeutenden Umfang der Stadt. Vier Thore, von denen das östliche noch ziemlich wohl erhalten, bilden die Eingänge. Das Innere ist ein Trümmerhaufen, bedeckt mit Disteln und Dornen, aus denen die auf einer geraden Linien stehenden Tempel riesig emporragen, einen seltsamen Kontrast bildend zu den wenigen ärmlichen Hütten in ihrer Nähe. Der größte unter diesen Tempeln ist der mittlere oder der Neptunstempel. Er ist hundert und fünfundsiebzig Fuß lang, zweiundsiebzig Fuß breit, und mit vierzig gewaltigen Säulen von siebenundzwanzig Fuß Höhe umgeben. Das ganze herrliche Gebäude, mit Ausnahme des Daches, welches völlig zerstört, ist noch so wohl erhalten, daß wenige Steine daran fehlen. Fast eben so wohl erhalten haben sich die beiden Nach-

bargebäude, ein Cerestempel zur Rechten und eine Basilika zur Linken, beide von geringerm Umfange. Spuren eines vierten, römischen Tempels hat man im Jahr 1830 zwischen dem Tempel des Neptuns und dem der Ceres entdeckt.

Diese Tempel in einer so einsamen und öden Gegend, nahe am Ufer des Meeres, machen einen unbeschreiblichen Eindruck. Dreitausendjährige Zeugen reden sie laut und vernehmlich vom Geiste eines untergegangenen Volkes. Man sieht an ihnen weder Mörtel noch Klammer, nichts von all der mechanischen Hülfe, deren die neuere Baukunst sich bedient. Hehr und erhaben stehen sie da, nicht beengende Gewölbe, wie eine spätere Zeit sie geschaffen, sondern freie, offene, lichte Säulenhallen, durch nichts anders geschmückt, als durch die edle Schönheit, die aus dem majestätisch einfachen Baue selber hervorleuchtet. Der Dom zu Mailand und die Peterskirche zu Rom sind künstliche Blumensträuße, denen man ihre mühvolle Zusammensetzung immer ansieht, während Pästums Neptunstempel einer Lilie gleicht, die der Sonnenstrahl aus erwärmtem Boden emporgezogen.

Die Sonne sank schon hinab in's Meer, als ich noch auf den Stufen dieses Tempels saß. Ein Feuerstrom brach über die öde Fläche herein und legte sich,

wie mit tausend glühenden Armen, um all' die vielen Säulen. Und wie auf dem Meere der letzte Strahl erloschen war und die Nacht leise hereinzubrechen begann, stand ich auf und ging hinüber in eine der Hütten, die das Ansehen eines Wirthshauses hatte, um mir ein Nachtlager zu bestellen. Der Wirth gab mir Wein und Brod, und rieth mir weiter zu gehen, weil da die Mal' Aria herrsche, und ich leicht vom Fieber befallen werden könnte. Das bleiche, gelbliche Aussehen des Mannes, sein matter Blick und sein kränkliches Athmen gaben seinen Worten Nachdruck, ich folgte seinem Rathe, und ging weiter.

Es war über die dritte Stunde Nachts, als ich wieder nach Taverna nuova, einem einsamen Wirthshause am Wege, wo ich Vormittags meinen Tornister gelassen hatte, zurückkam. Der Wirth und einige zerlumpte Eseltreiber, die da ihr Nachtlager genommen, verwunderten sich sehr, wie ich es habe wagen dürfen, so spät und allein in einer so unsichern Gegend zu reisen. Mein Nachtmahl bestand aus zwei gebratenen Eiern, nebst etwas Wein und Brod, mehr fand sich in dem Hause nicht vor. Auf meine Frage, ob ich schlafen gehen könne? erwiederte der Wirth, ich soll doch nur ruhig schlafen, und als ich fragte, wo? antwortete er fast etwas verwundert: Dove vi

piace! Wo es euch gefällt! Ich nahm daher meinen Reisesack unter den Kopf und legte mich auf die Erde, dicht neben das hellauflodernde Feuer, denn die Oktobernacht war ziemlich frisch. Die Treiber rauchten noch eine Weile von meinem Tabak, erzählten sich Legenden und Räubergeschichten, und legten sich endlich auch zu mir. Gegen drei Uhr Morgens wurde wieder gefeuert, geraucht und erzählt bis der Tag anbrach und alles fortzog. Das war aber nur der Vorgeschmack einer kalabresischen Nacht.

Ich kam gegen Mittag nach Eboli, einem für Unteritalien ziemlich hübschen Städtchen, mit niedlichen Anlagen. Eine Menge fieberbleicher Menschen standen vor dem Wirthshause, in welchem ich einkehrte, und bald war die Stube mit Neugierigen so angefüllt, daß ich mich in meinem Winkel kaum rühren konnte. Wenn der Ober- und Mittelitaliener schon in hohem Grade neugierig ist, so ist es der Bewohner von Unteritalien noch weit mehr, und zwar auf eine Weise, die dem Reisenden nicht selten äußerst lästig wird. Ist man von einer Menge so umringt, daß man sich nicht mehr zu helfen weiß, so darf man zehnmal noch so dringend um ein bischen Platz bitten, es rührt sich Keiner, bis man erbittert um sich schlägt, dann weicht einer nach dem

andern lachend zurück; aber nur zwei Minuten, und man hat den ganzen Haufen wieder auf sich.

Ungefähr eine Stund unterhalb Eboli begegnete ich einem Gensdarmen zu Pferd, welcher mir den Paß abforderte. Auf die Frage, ob er wohl meine, daß ich so, wie er mich da sehe, durch Kalabrien komme? zuckte er die Achseln und erwiederte freundlich: „Sie dürfen versichert sein, mein Herr, daß wir unser Möglichstes thun; indessen kann ich Ihnen für nichts gut stehen, denn die Kalabresen sind ein rohes Volk. Schneiden Sie aber doch Ihren Schnurrbart herunter.“ Das waren freilich keine gar erfreulichen Auspizien für mich, indessen wanderte ich dennoch fort und schnitt den Schnurrbart weg, wozu mir schon in Neapel ein alter Hauptmann dringend gerathen hatte, um Spott und Mißhandlungen auszuweichen. Ich habe auch wirklich in ganz Kalabrien keinem Mann mit einem Schnurrbarte begegnet.

4.

Ich füge mich in ihre Sitten.

Bürger.

Von Eboli aus ist in Storza wieder die erste Lokande. Man muß sich aber unter einer solchen Lokande, die meist einzeln am Wege steht und Taverna genannt

wird, kein Wirthshaus mehr vorstellen, wie man es im übrigen Italien trifft. Es sind vier hohe Mauern und ein Dach darüber. An irgend einer Ecke öffnet sich ein weites Thor, durch welches die Treiber mit ihren Mauleseln einziehen. Drinnen wird das Gepäck den Thieren abgeladen und auf mehrere Haufen geworfen. In einem Winkel brennt ein großes Feuer, über welchem an einer langen Kette ein schmutziger Kessel hängt, in welchem alles, was man nicht blos auf der Glut brät, gekocht wird. Daneben steht ein Tisch, und wo es am nobelsten aussieht, noch etwa eine lange, aber äußerst schmale Bank. In der Nähe des Herdes sind die Mauern mit Ruß bedeckt, und auf der Seite, wo die Thiere gefüttert werden, mit Koth beschmuzt bis unter das Dach hinauf. So sind Küche, Speicher, Stube, Schlafzimmer und Viehstall in einem und demselben Raume, für Wirth und Gäste, vereinigt, und Jeder legt sich, wenn es zum Schlafen kommt, wo er will, neben das Feuer, auf's Gepäck oder auf den Mist — dove gli piace. Das Essen bringen die Treiber gewöhnlich selbst mit, Wein in einem Fäßchen, in einem schmutzigen Sacke Fische, Schweins- oder Kalbsrippen, die nur auf der Glut, oder, wo der Wirth wohl eingerichtet ist, auf einem Roste gebraten werden, endlich Maccaroni und Brod. Dieser Gebrauch kommt dem, der so wie ich

dieses Land durchreist, sehr zu statten, sonst könnte er gar oft hungrig sich auf die Erde legen. Denn der Wirth hat meist nichts, als Holz zum Feuern, und lebt selbst von dem, was seine Gäste, wenn man diese unter solchen Umständen auch so heißen darf, mitbringen. Beim Essen bedient sich Jeder seiner Finger, von Messern und Gabeln weiß man in derlei Wirthschaften wenig, und auch keines Löffels bedarf es, da es nichts zu schöpfen giebt. Beim Trinken legt Jeder den Mund an das Spuntloch des Fäßchens, das die Runde um den Tisch macht, und läßt rinnen, so lange es schmeckt. So sitzt man in diesen Wirthshäusern oder Tavernen zu Tische, und fühlt sich erst noch recht glücklich dabei.

Es war, obwohl schon weit im Oktober, ein heißer Tag, und mit brennendem Durste kam ich nach Storza. Allein ich hatte die größte Mühe, bis ich ein Glas Wein bekam, nicht aus Mangel an solchem, sondern weil die Leute mich für einen Soldaten hielten, und glaubten, ich komme, um Quartier zu machen. Die alte Wirthin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte, daß es schon wieder Krieg gebe; es wäre, meinte sie, an dem letzten doch genug gewesen. Nur durch vieles Erklären, wer ich sey, und woher ich komme, und wohin ich wolle, gelang es mir, Zutrauen einzuflößen, und so endlich etwas Wein für meinen Durst zu erhal-

ten. Zuletzt bot die Alte mir noch ein Stück Büffelkäse, der aber wie Seife schmeckte.

Ich hatte in der Folge, besonders in Unterkalabrien, noch oft gegen solches Mißtrauen zu kämpfen, denn die Kalabresen, während der Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Franzosen hart gezüchtigt, äußern nicht selten eine Scheu gegen jeden Fremden, der, er mag sagen, was er will, ein Franzose sein muß. Von Deutschen und Schweizern, wenn gleich Schweizertruppen in Neapel, haben die wenigsten Einwohner einen Begriff; sie kennen von fremden Nationen nur Franzosen und Engländer. Nicht minder hat der Reisende auch mit der Sprache zu kämpfen, selbst wenn er noch so geläufig italienisch spricht. Der Kalabrese redet nur seinen Dialekt, und dieser weicht so sehr ab, daß ihn selbst der Neapolitaner nur mit Mühe versteht. Man muß sich aber durchaus an denselben gewöhnen, und sogar ihn mehr oder weniger auch zu sprechen suchen, wenn man die Leute verstehen und von ihnen verstanden sein will. Wer dieses nicht thut, hat nicht allein schwer durchzukommen, sondern er lernt auch das Volk nicht kennen, und verliert überdieß an Unterhaltung sehr viel, indem des Abends beim Feuer allerlei Geschichten erzählt werden.

Der Kalabrese, wenn man sich voll Zutrauen zu ihm hinsezt, und er überzeugt ist, man suche und fürchte in seinem Lande nichts Böses, ist sehr gesprächig und erzählt, was er weiß. Auch reist man viel sicherer, wenn man nirgends das mindeste Mißtrauen merken läßt, sondern allenthalben, wo man hinkommt, gleich seinen Tornister abwirft und sich wie ein alter Bekannter zu den Anwesenden, selbst wenn sie noch so verdächtig aussehen, hinsezt. Ein solches Benehmen ist nicht etwa blos deßhalb, weil man dadurch wenig Reichthum bei sich vermuthen läßt, zu empfehlen, sondern es wirkt auch auf das Ehrgefühl des Kalabresen, der bei weitem nicht so schlecht ist, als man ihn allgemein dafür ausgiebt. Er dünkt sich etwas, wenn er sieht, daß man zutrauensvoll zu ihm kommt, und heißt einen, in der Voraussetzung, daß er es ebenfalls sei, einen „galanten und braven Mann."

Der Weg von Eboli nach Storza ist ziemlich beschwerlich; man hat fast ununterbrochen zu steigen; dann aber zieht die Straße sich wieder hinab in ein enges, von hohen und rauhen Bergen umschlossenes, düsteres Thal. Graue Nebel lagen um die Felskuppen und wogten in seltsamen Gestalten an den kahlen Wänden hin, als ich Abends spät in dieses Thal gelangte. Ich beschleunigte meine Schritte und erreichte eine

Stunde nach Anbruch der Nacht einen Zug von Eseltreibern, an die ich mich anschloß, und denen ich tausenderlei Fragen beantworten mußte, bis wir in einer einsamen Taverna einkehrten.

Während man mich am Feuer von allen Seiten betrachtete, fragte ich den Wirth, ob er mir etwas zu essen habe? Er rieb mit der Rückseite der etwas gekrümmten Finger einigemal unter dem weit vorgestreckten Kinn hin und her, indem er die Lippen dabei fest auf einander preßte — eine Geberde, deren man sich hier gewöhnlich bedient, statt zu sagen: ganz und gar nichts. Wird bei geschlossenen Lippen nur das Kinn vorgestreckt, so heißt dieses bloß: niente — nichts; werden aber auf die bezeichnete Weise noch die Finger angewendet, so bedeutet es: niente affato — ganz und gar nichts; eine Antwort, die mir in Kalabrien noch öfter zu Theil wurde, wenn ich nach Essen fragte.

Ich aß mit den Treibern und legte mich dann auf einen schmutzigen Sack, den der Wirth aus Wohlwollen für den seltenen Gast herbeigeschleppt hatte. Kaum aber hatte ich eine halbe Stunde darauf geschlafen, als die unruhigen Bewohner desselben durch tausend Stiche, von denen meine Haut am andern Morgen noch scharlachrath war, mich aufweckten. Ich sprang

auf, ging eine Weile umher, und legte mich endlich in dem entferntesten Winkel wieder nieder, allein mit dem Schlafe war es für die ganze Nacht aus.

Obgleich ich ernstlich gewarnt worden war, so wenig als möglich bei Nacht zu reisen, so brach ich dießmal doch lange vor Tagesanbruch schon auf, weil ich es in der Taverna unmöglich länger aushalten konnte. Kaum aber war ich einige hundert Schritte gegangen, als sich neben mir im rauschenden Gebüsch ein leises, dreimaliges Pfeifen hören ließ, worauf auf der andern Seite der Straße in ähnlichem Tone geantwortet wurde. Ich faßte die Schnallen meines Tornisters, zog denselben, so fest ich konnte, an den Rücken und rannte davon, bis mir fast der Athem ausgieng. Was an der Sache war, weiß ich nicht, aber ich war froh, Niemanden um mich zu hören, als ich endlich, um zu lauschen, anhielt.

5.

Durch wie viel neue Szenen müssen wir,
Durch welche Wechsel fremder Dinge wandern.

Alxinger.

Es war gegen Mittag, als ich den Ponte Campostrina, eine Brücke, wie man sie in einem solchen Lande

nicht erwarten sollte, erreichte. Sie wölbt sich in kühnen Bogen über eine tiefe Schlucht; ihre mittlern Pfeiler mögen an hundert Fuß Höhe haben. Sie wurde vor ungefähr fünfzig Jahren begonnen, und muß große Summen gekostet haben. Kein Wasser fließt unter ihr, aber gleich daneben springt über romantische Felsen ein tobender Bach, der aus dem Valle di Diana kommt.

Hat man von der Brücke aus eine kurze Strecke den Berg hinan zurückgelegt, so erblickt man dieses ungefähr sechs Stunden lange und an anderthalb Stunden breite Thal auf einmal in seiner ganzen Ausbreitung vor sich. Es wird von dem Negro, dessen Ufer theilweise mit hohen Pappeln besetzt sind, durchzogen, und hat seinen Namen von dem Städtchen Diana, das westlich auf einem Bergvorsprunge liegt, und in dem einige Alterthumsforscher das Forum Pompilii gefunden haben wollen. Die vielen Ortschaften, die links und rechts an den Bergabhängen liegen, geben diesem Thale, das sich bis Casalnuovo erstrekt, einen überaus freundlichen Charakter. Ungefähr in der Mitte, am Fuße der östlichen Bergreihe, prangt mit blühenden Umgebungen das Städtchen Sala. Der Oelbaum stand voll reifer Früchte, und von schattigen Geländen

hingen, schwellend von köstlichem Safte, die blauen Trauben auf frischgrüne Saaten herab.

Ueber romantische Berghöhen führt von da die Straße nach Casalnuovo, einer elenden und äußerst schmutzigen Ortschaft, wo ich nur mit größter Noth für die eingebrochene Nacht ein Unterkommen finden konnte. Während die Wirthin mir ein Nachtessen aus Dintenfischen bereitete, ein Gericht, das nur ein Hungeriger genießen konnte, briet ein Alter einige Schwämme auf der Glut, die er dann mit fünf oder sechs nackten Kindern verschlang, indeß neben ihm ein fetter Pfaff mit einer Branntweinflasche so fleißig korrespondirte, daß er beim Aufstehen gewaltig baumelte und fast eines der armen Kindlein erdrückte. Zu sehen, wie der Alte die Schwämme briet, sie dann zerbröckelte und mit den hungerigen Kindern theilte, und wie der dicke Pfaff daneben so behaglich kneipte und über den Heißhunger der Kleinen seine Witze riß — das war ein Anblick, der wohl Jedem Thränen auspreßt haben würde!

Die Landschaft von Casalnuova über Lagonegro nach Lauria ist größtentheils wildromantisch. Die Straße führt durch enge Felsthäler, oft durch schauerliche Schluchten, wo nur Ziegenhirten, auf langbegrasten Felsblöcken sitzend, mit ihrem eintönigen Ge-

sange die fast schauerliche Stille dann und wann unterbrechen. Lauria, ein kleines, aber niedliches Städtchen, liegt in einem tiefen Gebirgskessel, und gewährt mit der ganzen umliegenden Landschaft, von der Straße aus, die hoch an einer Bergseite vorüberführt, einen reizenden Anblick. Einige Wegmacher, die in der Nähe arbeiteten, riefen mir, wie ich mich ihnen näherte, zu: „Da, Herr, ist Wasser zum Trinken, wenn Sie vielleicht Durst haben, und wollen Sie Ihre Pfeife anzünden, so können wir Ihnen auch Feuer geben.“ Eine solche Anrede in einem fremden Lande thut dem Herzen wohl. Ich ruhte eine Weile bei den Leuten aus, die mir aufs freundlichste alle meine Fragen beantworteten. Männer, Kinder und Weiber, die unterdessen sich herbeigedrängt hatten, drückten mir beim Scheiden die Hand und wünschten mir glückliche Reise.

Die vor wenig Jahren von Neapel bis Reggio großartig angelegte Straße ist in vielen Gegenden, besonders um Lagonegro und Lauria, schon ziemlich wieder in Verfall gerathen, anderwärts oft lange Strecken weit mit Gras so überwachsen, daß sie einem durch die Thäler und über die Höhen sich hinziehenden grünen Wiesenstreifen ähnlich sieht, worauf nur der wochentlich sie befahrende, von Gensdarmen begleitete Postwagen Gleise unterhält. Die Mauleseltreiber halten

sich meistens auf kürzern Nebenwegen, gleich den Patrouillen, die für die Sicherheit auf der großen Straße wachen sollten. Eine solche Patrouille besteht aus sechs bis acht mit Büchsen bewaffneten Bauern, die abwechselnd bestimmte Strecken, welche sie Tappi heißen, zu machen haben, denen es aber nur darum zu thun ist, auf den kürzesten Wegen, und wenn diese außer ihnen auch kein Mensch macht, am bezeichneten Orte frühzeitig anzukommen, damit sie vor dem Einschlafen noch lange am Feuer sitzen, rauchen und schwatzen können. Ich traf fast jeden Abend einen solchen Trupp, oft zwei, in Gesellschaft mit den Eseltreibern an, und war immer froh, wenn ich ihnen am Tage nicht begegnet war. Denn selten ist einer von dissen Leuten im Stande, einen Paß zu lesen, und da mußte ich es mir denn allemal gefallen lassen, zum Ortsrichter transportirt zu werden, und zwar nicht etwa zum nächsten, sondern zu dem des Dorfes, aus welchem die Patrouille her war, ob es dabei vorwärts oder rückwärts ging, das kümmerte diese Leute wenig. Nur ein einziges Mal konnte ich ihnen mit allem Aufwand von Beredsamkeit begreiflich machen, daß es ja einerlei sei, zu welchem Richter sie mich führten, um sich zu überzeugen, daß ich keine verdächtige Person sei.

Wer zu Pferd und mit einer Guardia reist, wie dieses gewöhnlich geschieht, der erfährt alle diese Unannehmlichkeiten nicht; wer aber allein und zu Fuß, mit dem Tornister am Rücken daher kömmt, und oft aus öden, unwegsamen Gegenden, mit Eidechsen, Schlangen und Käfern in den Händen, wieder in die Straße einlenkt, wie ich, der wird schnell abgefaßt und mit scheelen Blicken betrachtet. Denn was Naturforscher, Naturgeschichte und Naturalienkabinete seien, weiß man in diesem Lande nicht, und es gelang mir auch nie, einem von diesen Menschen auch nur den schwächsten Begriff davon einzudemonstriren. Sie stellten immer wieder dieselben drolligen Fragen, und hielten mich am Ende wohl gar für einen Menschen, der mit dergleichen Sachen Zauberei treiben wolle. — Nebst diesen Patrouillen befinden sich von Station zu Station noch neapolitanische Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß, unter denen ich brave Männer kennen lernte.

Von Lauria bis Castelluccio ist die Gegend wieder schauerlich öde, nur hie und da eine armselige Hütte und manchmal ein schlafender Eseltreiber am Wege. Man läutete mit allen Glocken, als ich diesem Städtchen mich näherte; wilder Lärm scholl mir schon aus der Ferne entgegen, und wie ich hineinkam, war Illu-

mination zu Ehren aller Heiligen. Der Wirth, bei dem ich einkehrte, begegnete mir äußerst trocken und kalt, indem er mich mit schiefen Blicken anschaute. Ich warf meinen Tornister in einen Winkel und ging, so müde ich auch war, in die Kirche, wohin alles sich drängte. Wie ich nach etwa einer halben Stunde wieder zurückkam und mit dem Ausruf: „Ein herrliches Fest!“ ans Feuer trat, fragte mich der Mann, ob ich in der Kirche gewesen und ob ich Katholik sei? Als ich ihm beide Fragen bejahte, faßte er mich freudig, recht als wäre ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, bei der Hand, zog mich nieder auf einen Stuhl am Feuer und holte mir darauf von seinem besten Weine, den er kurz vorher angekauft, und über den ich ihm nun mein Urtheil sagen mußte. Und wie er endlich vollends mein Skapulir mit dem Bilde der Madonna Santissima, das ich mir in Salerno, auf Anrathen meines Wirthes dort, gekauft und umgehangen hatte, gewahr wurde, schloß er mich in seine Arme, nannte mich Freund und versprach mir die beste und billigste Bewirthung. Ich aber dankte jezt und in der Folge noch oft dem Wirthe in Salerno für seinen klugen Rath, dessen Befolgung mir mehr als einmal gute Aufnahme verschaffte, denn wo man das Zeichen er-

blickte, hieß es gleich: „Er ist ein Katholik! Wir Katholiken sind alle Brüder!“

Etwa anderthalb Stunden unter Castelluccio mußte ich mich durch einen breiten Waldstrom tragen lassen, was mir später noch öfter begegnete, weil nirgends eine Brücke über diese, zuweilen mehrere hundert Schritte breiten Strombette gebaut ist. Der Reisende, der zu Fuß an ein solches Wasser gelangt, muß entweder sich ausziehen und mit den Kleidern auf dem Rücken durchwaten, oder warten, bis ein Bauer kommt, der ihn auf seinen Esel oder auf seine Schultern nimmt. Dabei ereignen sich manchmal die drolligsten Geschichten, wenn die Esel mitten im Wasser störrisch werden und weder vorwärts noch rückwärts gehen wollen.

6.

Du kahler Schädel, welcher zersplittert hier
Auf öder Heid' am Strahle der Sonne bleicht,
Den Menschen unwerth und den Manen,
Aber dem Wanderer ein böses Zeichen!

Neuffer.

Es war am Tage aller Heiligen, als ich gegen zehn Uhr Morgens in Rotonda, einer kleinen, nahe am Nerinoflusse gelegenen Stadt ankam. Der Gottesdienst war eben beendigt, und aus der angefüllten Kirche

strömte alles neugierig auf mich zu, bis ich in wenig Minuten so umschlossen war, daß ich mich kaum mehr rühren, geschweige denn weiter gehen konnte. Die meisten Fragen, die an mich gerichtet wurden, gingen dahin, warum ich so allein und ohne Büchse reise? Die Leute sind nämlich gewohnt, die wenigen Reisenden, die ihr Land besuchen, zu Pferd und mit bewaffneter Begleitung zu erblicken, darum fiel es ihnen so sehr auf, einmal einen Fremden so leicht und sorgenlos dahinschlendern zu sehen. Uebrigens trägt hier auch der Bauer, wenn er nur aus seinem Dorfe in ein anderes geht, seine Büchse am Rücken, jedoch, wie mir schien, mehr aus alter Gewohnheit, als um der Sicherheit willen.

Rotonda ist der lezte Ort im Principato citeriore. Gleich hinter der Stadt thürmen sich die Gebirge Malaspina und Cilisterno auf, welche diese Provinz von dem eigentlichen Kalabrien scheiden. Die Straße führt eine ziemliche Strecke weit durch eine wilde Schlucht hinan, bis sie auf einmal jäh hinabfällt in das länglichrunde, von hohen Bergen umschlossene Thal Campo Tonese, welches Swinburne für den Krater eines ausgebrannten Vulkans hält, eine Ansicht, der ich vollkommen beistimme. Karl der Fünfte soll zuerst die Kultur des Roggens in dieses Thal ge=

bracht haben. Noch jezt wird darin dieses Getreide an einigen Stellen angebaut, der größte Theil aber ist Weide.

Im Jahr 1806 war Campo Tonese der Schauplatz blutiger Szenen. Während nämlich die Franzosen von Neapel Besitz nahmen, gelang es dem Prinzen Leopold, in Kalabrien eine Armee von achtzehntausend Mann, nebst einer Anzahl bewaffneter Bauern, zusammenzubringen. Regnier marschirte gegen diese Truppen, welche unter den Befehlen von Rosenheim und Damas standen. Die Neapolitaner hielten den Franzosen nirgends Stand, außer in Campo Tonese, wo Damas sie in eine starke, durch eine zahlreiche Artillerie vertheidigte Stellung gesammelt hatte. Aber auch hier wichen sie dem Feinde bald, und ließen ihre Kanonen und ihre ganze Bagage im Stich. Zweitausend Mann, worunter die Generäle Ricci und Tschudy, und ein Bataillon der königlichen Garde, wurden zu Gefangenen gemacht. Die Truppen des Damas waren fast gänzlich aufgerieben, die des Rosenheim zerstreuten sich, und von der ganzen neapolitanischen Armee blieben blos zweitausend Mann, unter denen die beiden Söhne des Königs, welche nach Sizilien sich flüchteten, übrig.

Als ich hinunterkam in die Thalebene, traf ich einen in Fell gekleideten Hirten, dessen graue, langgehörnte Ochsen zwischen hohen Farrenkräutern weideten. Er saß an der Straße und grub mit einem langen Messer ein rundes Loch in die Erde. Meine Frage, zu was er dieß thue? ließ er unbeantwortet, sagte mir aber mit einem etwas bittern Lächeln, daß die Gegend, in der ich mich jezt befinde, Campo di Diavolo oder Teufelsthal genannt werde, weil gewöhnlich Räuber und wilde Thiere darin hausen. Jezt erst fiel mir wieder ein, daß mehrere Gensdarmen vor einigen Tagen mich ernstlich gewarnt hatten, in dieses Thal mich nicht ohne Bedeckung zu wagen, nun ich aber einmal da war, ließ sich nichts anderes machen, als meinen Weg fortzusetzen.

Das Thal ist ungefähr anderthalb Stunden lang. Der Boden, wie schon bemerkt, ist nur an wenigen Stellen bebaut und von den Wassern, die links und rechts von den rauhen Bergen herabrauschen und unten in einem breiten, steinigen Bette sich sammeln, vielfach zerrissen. Fast in der Mitte steht neben der Straße ein wohlgebautes, aber unbewohntes Haus, und in einiger Entfernung davon, da, wo der südwestliche Bergzug einen kleinen Vorsprung in die Thalebene hinausmacht, liegen die Ruinen mehrerer

verlassener Wohnungen. Der Himmel war trübe, um die Bergspitzen zogen finstere Wolken, und die schauerliche Stille wurde nur vom Gekrächze der Raben, die um die Felsklüfte flatterten, unterbrochen.

Am Ende des Thales, da, wo die Straße, auf der einen Seite in Felsen gehauen, auf der andern durch eine hohe Mauer unterstüzt und mit einem Geländer versehen, sich wieder hinauswindet, stehen fünf neben einander aufgemauerte, pyramidalische Säulen, mit eben so vielen abgeschnittenen Menschenköpfen oben, unter welchen auf hölzernen Tafeln halbverloschene Inschriften Namen und Heimath der Verbrecher angeben, denen die Köpfe einst angehörten. Was für einen Eindruck solche Zeichen auf den einsamen Wanderer machen müssen, kann sich Jeder leicht vorstellen. Ich athmete froh wieder auf, als ich aus der Bergschlucht heraus war und auf einmal, tief unter mir, ein heiteres Land, mit Reben, Feigen, Oelbäumen, Pinien und Cypressen prangend, erblickte, ein ringsum von rauhen Bergen eingeschlossenes Paradies, wo man zu dieser Jahreszeit Kohl und andere Gemüßarten anpflanzte. Die Viertelstunde Weges von Campo Tonese durch diese Felsen bis Murano soll über sechszehntausend Dukati gekostet haben.

Es läutete zur Vesper, als ich nach Murano kam, welches auf den Ruinen des alten Siphäum erbaut worden sein soll. Wie die meisten kalabresischen Städtchen und Dörfer, hängt es an einem steilen Bergabhange, und eine alte, längst verfallene Burg ragt hoch darüber empor. Amphitheatralisch, oft in Form einer Pyramide über einander gethürmt, gewähren alle diese Ortschaften, aus der Ferne gesehen, einen ungemein malerischen Anblick; ist man aber in den winklichten Räumen, denn Gassen kann man sie nicht heißen, die zwischen den elenden Häusern liegen, welche ohne Fenster und so zerrissen sind, daß man jeden Augenblick ihren Einsturz fürchtet, angekommen, so kann man vor Schmutz kaum weiter gehen, vor Gestank kaum athmen, und vergleicht man vollends das grenzenlose Elend, das da herrscht, mit der ringsumblühenden Natur, so möchte man fast Thränen ververgießen.

7.

Um wie viel besser würde doch das Band,
Gerechtigkeit, das deine Augen blendet,
Zur Fessel für die unbedachte Hand!

Otway.

Ein fürchterliches Donnerwetter kam über die Berge hereingezogen, als ich Murano verließ. Ich

verdoppelte meine Schritte, um noch zu guter Zeit das ungefähr anderthalb Stunden entfernte Städtchen Castrovillari zu erreichen. Schon erblickte ich die Mauern desselben und freute mich in der Hoffnung, endlich doch einmal wieder ein Bett zu finden, um eine Nacht gehörig ausruhen zu können, als mein Unstern plötzlich aufging. An der Straße standen fünf patrouillirende Bauern, die alle nach einem Hute feuerten, den ein betrunkener Pfaff, in einiger Entfernung von ihnen, mit allem Aufwand der ihm noch gebliebenen Kräfte in die Luft schleuderte, und der von den Kugeln schon ganz durchlöchert war. Das Ding ergötzte mich, indessen getraute ich mir doch weder zu lachen, noch stille zu stehen, sondern ging grüßend vorüber.

„Die Karte her!“ schrie einer der Schützen, wie ich schon einige Schritte vorbei war. Ich kehrte zurück und überreichte meinen neapolitanischen Paß einem wohlgekleideten Manne, der, mit einem großen Regenschirm in der Hand, bei dem Trupp stand. Er las ihn, gab ihn zurück und hieß mich weiter gehen. Als ich wieder etwa hundert Schritte entfernt war, wurde mir zum zweiten Mal gerufen, und nun mußte ich meinen Tornister bis auf das letzte Stück auspacken. Alle Papiere wurden durchwühlt, alle Schachteln, worin ich eingesammelte zoologische Gegenstände verwahrte,

aufgemacht, und nachdem ich über eine Viertelstunde mit aller nur möglichen Beredsamkeit über alles Aufschluß ertheilt hatte, konnte ich wieder einpacken und weiter gehen. Aber kaum war ich eine halbe Schußweite entfernt, so schrie man mir zum dritten Male nach, umzukehren. Ueberdrüssig zog ich fort, da rannten zwei Kerls mit geladenen Flinten mir nach, packten mich bei den Armen und schleppten mich mit Gewalt wieder zurück.

„Was wollt ihr denn noch weiter von mir?“ fragte ich unwillig, als wir bei den Uebrigen ankamen.

„Sie sind die Person nicht, für die Ihre Karte ausgestellt ist,“ erwiederte mir Einer in barschem Tone. Ich wandte mich wieder an den wohlgekleideten Mann, ersuchte ihn, meinen Paß noch einmal zu lesen, legte ihm auch den deutschen vor, den ich in meiner Brieftasche mittrug, und bat ihn, nachdem ich ihn noch auf mein braunes und blaues Auge — besondere Kennzeichen, die im Signalement angeführt waren — aufmerksam gemacht hatte, mich mit dem Signalement zu vergleichen. Er zuckte die Achseln und sprach: „Sie sind einmal verdächtig, und da hilft alles nichts.“ Kaum hatte er dieses gesagt, so packten mich die Kerls und führten mich, einer voraus, zwei neben mir und zwei hinter mir, triumphirend fort,

und zwar nicht etwa nach Castrovillari, von dem wir kaum noch eine Viertelstunde entfernt waren, sondern zurück nach ihrer Ortschaft Murano. Was ich auch sagte, nichts half, ich mußte gehen. Auf halbem Wege ungefähr erreichte uns das Gewitter. Ich bat den wohlgekleideten Mann, der hinten drein ging, mich doch ein wenig unter seinen großen Regenschirm zu nehmen, aber umsonst, obwohl ich ihm bemerkte, daß ich keine Kleider zum Wechseln bei mir trüge. In wenig Minuten war ich bis auf die Haut durchnäßt, und selbst in meinen Tornister drang das Wasser.

Es war finstere Nacht, als wir nach Murano zurückkamen. Man führte mich in eine Lokande, wo ich, vor Frost zitternd, mich ans Feuer setzte, und, während meine Häscher lustig aßen und tranken, vom Wirthe auch etwas für mich verlangte. „Es giebt da für Sie nichts zu essen!“ schrien Alle und schleppten, nachdem sie ihre Mahlzeit beendigt hatten, mich durch die stockfinstere Nacht wieder fort, bis auf einmal eine Thür knarrend sich öffnete, wo man mich hineinschob und diese hinter mir wieder zuschloß. Ich tappte lange im Finstern umher, bis ich an eine Mauer gelangte, an die ich mich anlehnte, voll Erwartung, was das kommen werde. Wie mir dabei zu Muthe war,

brauche ich nicht zu beschreiben. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür, zwei Bursche traten herein und riegelten wieder zu. Ich erkannte an ihren Stimmen, daß sie von meinen Häschern waren, und bat sie, mir doch zu sagen, wo ich sei? „Der Herr ist schon am rechten Ort," erwiederte der eine, der andere aber, etwas menschlicher gesinnt, meinte, man müsse doch ein Licht anmachen.

Es kam endlich Licht, und ich sah mich zwischen vier kahlen, feuchten Mauern eingeschlossen. Die Thür war mit einem starken Balken verrammelt, auf dem Boden lagen, in einem Winkel, zwei oder drei schmale Bretter, und in einer Ecke glaubte ich eine Art von Kamin zu erblicken. Nach vielen Bitten und Vorstellungen wurde mir bewilligt, ein Feuer anzumachen, wenn ich das Holz, das erst geholt werden mußte, voraus bezahlen wolle. Ich warf zwei Karlin — ungefähr vierundzwanzig Kreuzer — hin, man brachte etwas grünes Gesträuch herbei und zündete es an. Da aber das Kamin keine Oeffnung nach außen hatte, so war in wenig Minuten der Kerker mit Rauch zum Ersticken angefüllt, und wollte man die Thür öffnen, so schlugen Wind und Wetter grausig herein. So blieb denn nichts übrig, als das Feuer wieder hinauszuschaffen. Nachdem ich lange um etwas zu essen gebeten hatte

holte mir endlich Einer etwas Brod, und in einem abscheulich stinkenden Kruge Wein, und brachte mir, was ich zu seiner Ehre sagen muß, das Geld, welches das Holz und diese Lebensmittel weniger gekostet, als ich dafür hingegeben hatte, wieder zurück. Nun tranken Beide mit mir und legten sich darauf zum Schlafen auf die Bretter nieder. Ich versuchte dasselbe, konnte aber in den völlig durchnäßten Kleidern unmöglich lange liegend aushalten. Gegen Mitternacht packte mich ein heftiger Fieberfrost, begleitet von fast blutigem Erbrechen. Ich bat, ich versprach alles Mögliche, ich beschwor, mich irgend wohin an einen warmen Ort zu bringen, aber umsonst; die Kerls streckten dann und wann die Köpfe in die Höhe, hörten mich an, lachten über mein Zähneklappern und schliefen ruhig wieder ein.

Gegen Mitternacht vernahm ich auf einmal die Töne einer Zither und ein Liedchen dazu. So wenig ich in dieser Lage dafür aufgelegt sein mochte, so horchte ich doch der seltsamen Nachtmusik aufmerksam zu, bis sie verklungen. Nicht lange hernach pochte es von außen heftig an die Kerkerthür, die Schläfer sprangen auf und öffneten, und siehe da! ein junger Bursche, begleitet von einem Buben, der eine Zither trug, ritt ganz stattlich auf einem Esel herein. Er hatte

so spät, und bei Sturm und Wetter, seinem Liebchen noch ein Ständchen gebracht, und erzählte meinen Wächtern jetzt jubelnd, daß sie es freundlich aufgenommen, und zum Lohne dafür ihn auf den andern Abend bestellt habe. Als nach ungefähr einer Stunde die Besuchenden uns verließen, legten meine Wächter sich wieder schlafen, ich aber lehnte mich wieder an die kalte Mauer und brachte so den noch übrigen Theil der Nacht in halber Betäubung zu.

Wie am andern Morgen meine Kerkerthür aufging, hatte schon eine Menge Volks vor derselben sich versammelt. Krank und schwach trat ich hinaus in den frischen Morgen, blickte der aufgehenden Sonne entgegen und athmete tief auf. Es war eine fürchterliche Nacht gewesen! Gegen Mittag kamen noch zwei meiner gestrigen Häscher, mit starken Knitteln bewaffnet, um mich vor den Richter abzuholen. Eine Menge Gesindels aller Art, Kinder, Männer, Weiber und Pfaffen strömten hintendrein, und alle schrieen aus vollem Halse: „Sie haben einen Franzosen gefangen! Sie haben einen Franzosen gefangen!"

Ich trat vor den Richter — und wer war dieser? Kein anderer, als jener wohlgekleidete Mann! Ich zitterte vor Zorn, wie ich ihn erblickte, er aber saß ruhig vor einem Bogen Papier, die Feder in

der Hand, und fragte mit einer Kaltblütigkeit, die mir ins Innerste der Seele schnitt: „Wer sind Sie? woher kommen Sie? wohin wollen Sie?“ Ich blieb stumm und faßte den Mann scharf ins Auge, gleich als hätt' ich mich erst noch überzeugen wollen, ob er's denn auch wirklich sei. Er wiederholte seine Fragen zum dritten Mal, und jetzt brach, was in mir kochte, wie ein Gewitter los. Ich weiß nicht mehr, was ich alles sagte, nur so viel erinnere ich mich noch, daß ich mit allen Schimpfwörtern, die mir bekannt waren, den Niederträchtigen überhäufte. Es war freilich unbesonnen, aber ich war meiner nicht mehr Meister. Ohne sich dadurch nur einen Augenblick aus seiner Amtsmiene heraus bringen zu lassen, erwiederte der Mann eben so kalt und hönisch, als er vorher gefragt hatte: „Sie kehren wieder ins Gefängniß zurück, bis von Neapel Bericht gekommen sein wird, was ich mit Ihnen anfangen soll.“

Meine Stimmung grenzte in diesem Augenblick an Verzweiflung: „Bis von Neapel Bericht gekommen sein wird—“ wiederholte ich unwillkührlich, besann mich einige Sekunden, wendete mich dann an den Haufen, der unterdessen sich hereingedrängt hatte, und fing mit den lebhaftesten Farben zu schildern an, was ich in der verflossenen Nacht erduldet, und

fragte zum Schlusse, ob man denn einen Menschen, und wenn er auch wirklich verdächtig und Gott weiß was alles wäre, so behandeln dürfe? Und siehe da, es wirkte! Denn kaum hatte ich zu sprechen aufgehört, rief Einer aus der Menge: „Ja, der Herr spricht wahr!“ Ein allgemeines Gemurmel entstand, das immer lauter wurde, bis der Richter, augenscheinlich dadurch in Verlegenheit gebracht, sein Papier zerriß und mit zornigem Blicke mir zurief: Andate via! Gehen Sie weiter!

Ich griff nach meinen Pässen und meinem Tornister und ging, nachdem ich dem Manne noch eine tüchtige Standrede, und zwar, wie mir schien, nicht ohne Beifall des anwesenden Haufens, gehalten hatte, die Treppe hinunter. Mancher, der kurz vorher freudig geschrien hatte: „Sie haben einen Franzosen gefangen!“ wünschte mir jetzt glückliche Reise. Ich fragte nach dem Wirthshause, in welches man mich am Abend vorher gebracht hatte. Man führte mich hin, aber wie ich die vier oder fünf Räuberköpfe, welche gerade über dem Eingang aufgenagelt waren, und von deren einem noch mehrere Haarbündel herabflatterten, erblickte, verging mir die Lust einzukehren.

8.

Und als man frei mich gab,
So griff ich heitern Sinns zu meinem Wanderstab.
Chamisso.

Wie war mir wohl, als ich wieder im Freien mich befand! Obgleich von der schrecklichen Nacht noch sehr ermattet und von einem Fieber befallen, welches für die ohnehin beschwerliche Reise eine leidige Zugabe war, schritt ich rüstig zum Dorfe hinaus, um mich bald in Castrovillari erquicken zu können. Als ich wieder zur Stelle gelangte, wo gestern die tragische Geschichte ihren Anfang genommen, und mir einfiel, wie lustig da die Bauern des Pfaffen Hut durchschossen, ward ich selber wieder lustig und freute mich, daß ich — kein solcher Pfaff geworden.

In Castrovillari angekommen begab ich mich zum Polizeivorgesetzten, um bei ihm über die erlittenen Mißhandlungen Klage zu führen. Er zuckte die Achseln und gab mir zur Antwort: „Mein Herr, es schmerzt mich, aber was ist zu machen? Rohes Land, rohes Volk, Leute ohne alle Bildung!“ Damit war die Sache abgethan.

Castrovillari, eine kleine Stadt, liegt am Flusse Koscile, dem Sybaris der Alten, der in den umlie-

genden Gebirgen entspringt, reich an Fischen und Krebsen sein soll, und sich in den Meerbusen von Tarent ergießt. Sie wurde von Ausoniern gegründet und zählt gegenwärtig ungefähr sechstausend Einwohner, von denen ein beträchtlicher Theil dem priesterlichen Stande angehören muß, wenigstens wimmelt es in den Straßen von Geistlichen. Die umliegende Landschaft ist sehr fruchtbar, besonders wird viel Manna hier gewonnen. Der Baum, welcher sie liefert, ist die rundblätterige Esche, in deren Stamm, oft auch in die Zweige, im Juli und August zahlreiche Quereinschnitte gemacht werden, aus denen der süßliche Saft dann bald in Menge ausfließt, an der Luft sich verhärtet und im September eingesammelt wird. Die auf diese Weise gewonnene Manna ist reiner, als die, welche von selbst oder durch den Stich der Singcicaden ausfließt.

Aus dem unterhalb der Stadt auf einer Anhöhe gelegenen Eichwalde gelangt man in die weite, schöne Thalebene von Sybaris, die von den Küsten des jonischen Meeres sich hereinzieht und mit dem Valle di Crati, das von Cosenza heraufkommt, in Verbindung steht. Da, wo der jetzige Koscile in den tarentinischen Meerbusen sich ergießt, stand einst das mächtige Sybaris, das allein gegen Kroton ein Heer ins Feld stellte,

größer als nunmehr die Hälfte der Einwohner von Kalabrien beträgt. Die wollüstigen Sybariten sind aus der Geschichte genugsam bekannt — jetzt ist von ihrer Stadt keine Spur mehr vorhanden.

Von Spezano, einem unterhalb des Thales auf der Höhe gelegenen Dörfchen, genießt man eine herrliche Aussicht hinab in die von zwei Flüssen durchschlängelte Ebene, hinüber auf den prächtigen Golf von Tarent und weit hinaus über das blauglänzende Meer, auf welchem unzählige Schiffe und Barken mit weißen vollen Segeln schwammen. Dieser Anblick ließ mich die Leiden der in Murano zugebrachten Nacht vergessen, und froh und freudig zog ich weiter. Der Himmel war so rein und klar, rings um mich grünte und duftete Alles so frisch, und flammend sanken endlich die Strahlen der scheidenden Sonne an den waldigen Bergseiten herab in die vielfach sich windenden Thäler.

Es war schon spät in der Nacht, als ich nach Tarsia kam. Ein Eseltreiber, der vor dem Städtchen mir begegnete, rieth mir weiter zu gehen, weil in dieser ganzen Gegend die Mal Aria herrsche. Da ich aber nach seiner Aussage, wenigstens noch fünf Stunden hätte reisen müssen, bis wieder zu einer Taverna, so entschloß ich mich zu bleiben, und ließ mir den Weg

zum Wirthshause weisen. Die Lokande befindet sich in dem schmutzigsten Winkel des Städtchens; überhaupt darf man in den meisten unteritalienischen Ortschaften gar nicht lange nach dem Wirthshause fragen, sondern nur dahin gehen, von woher einem der ärgste Gestank entgegen kommt, und man gelangt sicher an den rechten Ort. Auf meine Frage, ob was zu essen und zu trinken vorhanden sei, antwortete der Wirth mit einer Geberde, die der Leser schon kennt, fügte aber doch hinzu, daß er mir etwas holen wolle, wenn ich ihm Geld gebe. Ich gab ihm Geld, und er brachte mir Wein, Eier und Brod.

Unterdessen hatte ich mich zu fünf oder sechs Eseltreibern, von denen einer auf einer halbbesaiteten Zither ein kalabresisches Liedchen klimperte, ans Feuer gesetzt. Was dem einsamen Wanderer, und besonders in solchen Gegenden, oft begegnet, das begegnete auch mir hier: eine tiefe Wehmuth beschlich mich plötzlich. In mich versunken, saß ich stumm und still da, starrte in die Flamme hinein, und horchte nicht auf das, was um mich gesprochen wurde, bis auf einmal mein Wirth heftig auffuhr und mit zornigen Blicken den Treibern zurief: „Nein, so lange der Fremde in meinem Hause sich befindet, laß ich ihm kein Leid zufügen!“ Das gilt dir! dachte ich augenblicklich, und ich gestehe, daß

es mir, wie ich die Worte hörte, kalt durch's Herz ging, so viel Trost auf der andern Seite auch wieder in ihnen lag. Ich stand auf und schaute die Kerls, die wohl geglaubt haben müssen, ich verstehe nichts von ihrer Sprache, weil ich so stumm da gesessen hatte, der Reihe nach an. Sie waren alle augenscheinlich betroffen, und einer von ihnen, ein Muranese, begann schnell eine Tagesneuigkeit aus Cosenza zu erzählen, während ein anderer mich bei der Hand faßte und zum Tische hinführte, auf den eben meine Eier aufgetragen wurden. Ich setzte mich und aß, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Die Treiber legten sich endlich einer nach dem andern nieder zum Schlafen, und wie ich mich auch neben sie hinlegen wollte, nahm mich der treffliche Wirth beim Arm, zog mich auf sein Strohlager nieder, wohin er meinen Tornister schon gebracht hatte, und flüsterte mir ins Ohr: „Sie schlafen, um besser ausruhen zu können, diese Nacht bei mir; meine Frau ist schon zu einer von ihren Freundinen schlafen gegangen.“ Diese Biederkeit eines kalabresischen Wirthes rührte mich zu Thränen, ich drückte dem Manne die Hand und legte mich, in den Schutz des Höchsten mich empfehlend, neben ihm nieder. Am Morgen, als ich aufwachte, waren die Treiber alle schon fort. Ich

nahm meinen Tornister auf den Rücken, umarmte den ehrlichen Alten, dem ich vielleicht mein Leben zu verdanken hatte, und machte mich, gestärkt und froh, auf den Weg.

Ich habe die Bemerkung in Kalabrien mehr als einmal gemacht, daß es gut ist, nie Anlaß zu Vermuthungen zu geben, als verstehe man die Sprache des Landes nicht. Man muß immer mitreden, und wird etwas erzählt, und es lachen oder verwundern sich die andern, auch mitlachen oder sich verwundern, selbst wenn man von der ganzen Geschichte wenig oder nichts verstanden hätte. Dadurch benimmt man den Schlechten viel Gelegenheit zu bösen Anschlägen, stellt sich der Nation in gewisser Hinsicht näher und kommt offenbar sicherer davon.

Es war ein frischer Morgen, als ich von Tarsia hinabkam in das Thal von Cosenza. Wie neu gefallener Schnee lag der Reif auf den Matten, und vielfarbig brachen die Strahlen der aufgehenden Sonne sich in den Millionen von kleinen Krystallen. Ich hatte kaum anderthalb Stunden zurückgelegt, als ich wieder auf drei an der Straße gemauerte Säulen, mit eben so vielen aufgesteckten Köpfen traf. Von zweien derselben waren nur die kahlen, verwaschenen und gebleichten Schädel noch übrig, von dem dritten da=

gegen hing noch ein einzelner langer, schwarzer Locken=bündel herab, mit dem der Morgenwind spielte. Unfern dieses schauerlichen Zeichens erreichte ich auch die Eseltreiber, die am vorigen Abend in Tarsia mit mir am Feuer gesessen. Sie grüßten mich lachend, als ich nicht ohne einige Bangigkeit an ihnen vorüber ging, und wünschten mir glückliche Reise. —

Gegen Mittag gelangte ich zu einem Wirthshause, das einzeln am Wege steht, und in dem ich Wein, Brod und getrocknete Feigen fand. Ein in seinem Dienste bereits ergrauter Gensdarme schüttelte, als er meinen Paß gelesen hatte, den Kopf und sprach: „Herr, so wären Sie vor einigen Jahren nicht durch Kalabrien gekommen, und selbst jetzt noch scheint diese Art zu reisen mir etwas verwegen.“ Darauf ließ er neben mir sich nieder und fing mir an zu erzählen, wie man die Kalabresen in den Jahren 1809 bis 1812 gezüchtigt habe, so daß allein in der Gegend von Cosenza an einem Tage oft ihrer hundert geköpft, aufgehängt oder zusammengeschossen worden seien. „Seit dieser Katastrophe,“ fügte er hinzu, „hat Kalabrien aufgehört, ein Land der Räuber zu sein, aber mit der Erinnerung an diese Züchtigung lebt auch der alte Haß gegen die Franzosen unter dem Volke noch fort.“ Ich konnte mir nun leicht erklären, warum die Muranesen,

als man mich zum Richter führte, so gräßlich geschrieen: „Sie haben einen Franzosen gefangen!“

Ehe man nach Cosenza kommt, erblickt man auf einer Anhöhe links die herrlich gelegene Stadt Bisignano, welche Einige für das alte Besidia halten, das in den punischen Kriegen zuerst wieder von Hannibal abgefallen. In der Nähe von Cosenza lag auch Pandosia, wo Alexander, König von Epirus, den die Tarentiner gegen die kriegerischen Bruttier zu Hülfe gerufen, sein Leben verlor. Er glaubte nicht, ein zweites Pandosia, vor welchem das Orakel zu Dodona ihn einst gewarnt hatte, hier zu finden, und erfuhr erst im Augenblick seines Todes sein trauriges Verhängniß. Sein Leichnam wurde, nach Livius und Strabo, in Thurnium begraben.

In völlig zerrissenem und beschmutztem Anzuge, mit nassen Strümpfen und Nastüchern, die ich kaum eine halbe Stunde vorher in einem Flusse gewaschen hatte, an einer Schnur quer über den Tornister zum Trocknen aufgehangen, hielt ich meinen Einzug in Cosenza. Der Mann, bei dem ich mich nach dem beßten Wirthshause erkundigte, betrachtete mich eine Weile vom Kopf bis zu den Füssen und erwiederte darauf mit einem etwas satyrischen Lächeln: „Wenn es Ihr Ernst ist, Herr, in unserm beßten Gasthause

einzukehren, so müssen Sie in den Pallast gehen. Er liegt ganz oben in der Stadt, und Sie dürfen, um ihn zu finden, nur dem Signor Domenico nachfragen." Wie ich die steile Gasse hinauf ging, rief man fast aus jedem Fenster mir zu: „Kehren Sie ein, Herr, hier ist eine gute Lokande!" worauf ich allemal stolz entgegnete: „Ich gehe in den Pallast!"

Obwohl ich mir von diesem Pallaste keine gar große Vorstellung gemacht hatte, so fand ich doch ein wohlgebautes, tüchtiges Haus, auf einem der schönsten Punkte der Stadt. Auf meine Frage, ob ich hier bei Signor Domenico sei, hinkte, mit einem schweren eisernen Stocke dem etwas verkürzten Beine nachhelfend, ein korpulenter Mann von ungefähr vierzig Jahren auf mich zu, faßte freundlich grüßend meine Hand, und führte mich an eine lange Reihe von ziemlich reinlichen Betten, die in einem großen Saale, durch Verschläge von einander abgesondert, standen, und über deren jedem die Taxe des Schlafgeldes, von zwei bis vier Karlin für die Nacht, auf einer Tafel angeschrieben stand. Ich warf meinen Tornister auf eines derselben hin, und ging hinunter, um mich vor dem Nachtessen noch ein wenig in der Stadt umzusehen.

9.

Sie war mir ein Phantom der Wonne,
Aus Nebeln ein Aufglühn der Sonne,
Eine Erscheinung, deren Glück
Vergoldet einen Augenblick.

Wordsworth.

Cosenza, die Hauptstadt der Provinz Kalabria citeriore, liegt auf mehrern Hügeln zwischen den Flüssen Busiento und Crati, am südlichen Ende eines offenen, heitern Thales. Es wurde von Ausonern gegründet und war einst eine mächtige Stadt, ist aber durch die vielen Verwüstungen, die es durch Kriege und Erdbeben erlitten, so herabgekommen, daß es jetzt kaum noch zehntausend Einwohner zählt. Die vielen Kasali oder kleinen Ortschaften, welche auf romantischen Anhöhen um die ungefähr eine Stunde im Umfang haltende Stadt herumliegen, geben derselben etwas überaus Malerisches, man mag sie betrachten, von welcher Seite man will. Der Crati, welcher dicht unter ihr vorbei fließt, und über den eine schöne Brücke führt, ist der Krathis der Alten, den Ovid piscosus amnis — fischreichen Fluß — nennt und ihm, mit Plinius, die Eigenschaft zuschreibt, den Haarwuchs zu befördern und die Haare kraus zu machen. Strabo sagt, er färbe sie gelb, und heile Diejenigen, die in ihm sich waschen,

von vielen Krankheiten. In seinem Bette, da, wo er etwas unterhalb der Stadt mit dem Busiento zusammenfließt, sollen die Gothen ihren König Alarich, mit all seinen Schätzen, begraben haben.

Cosenza hat ein Kollegium, ein Theater und mehrere Kirchen, die aber nichts Interessantes enthalten. Die meisten Gassen sind ziemlich steil. Die Einwohner, ein tüchtiger Schlag von Menschen, scheinen von dem alten bruttischen Geiste noch etwas bewahrt zu haben. Am Tage bemerkte ich wenig Leben in der Stadt, so bald es aber dunkel geworden, und die Früchtehändler ihre brennenden Fakeln aufgepflanzt hatten, begann der furchtbarste Lärm, der bis über Mitternacht hinausdauerte.

Die Gegend um Cosenza ist sehr fruchtreich. Die vorzüglichsten Produkte sind Honig, Oel, Hanf, Getreide und Wein, den Hauptgegenstand des Handels aber macht die Seide aus. Die Seidenwürmer kamen schon unter Justinian aus Indien nach Italien, allein die Zucht derselben wurde wieder vernachläßigt, bis König Roger den Seidenbau in Sizilien und Italien dadurch wieder in Aufnahme brachte, daß er Leute, die das Geschäft verstanden, vom Peloponnes mit sich herüber nahm, worauf dann Kalabrien bald mehr Seide erzeugte, als sonst ganz Italien. Schon im

sechszehnten Jahrhundert berechnete man den Ertrag der Seide in Kalabrien auf drei Tonnen Goldes. Der Erste, welcher eine Abgabe auf dieses Erzeugniß legte, war Karl der Fünfte, doch nur fünf Gran oder ungefähr fünf Kreuzer auf das Pfund. Im siebzehnten Jahrhundert bezahlte man schon sechsunddreißig Gran auf das Pfund, und schon damals betrug der Gewinn für den königlichen Fiskus über zweihundert und sechszigtausend neapolitanische Dukati. Die Menge der erzeugten Seide schätzte man auf drei Millionen Pfund jährlich, die dem Lande, nach Abzug aller Kosten, ungefähr drei Millionen Dukati abwarfen. Der immer steigenden Abgaben wegen fing der Seidenbau wieder zu sinken an, doch schickte Kalabrien noch vor siebzig Jahren alljährlich achtmalhunderttausend Pfund rohe Seide nach Neapel, um sie von da aus weiter zu versenden. Die Abgaben beliefen sich damals auf zweiundvierzig und einen halben Gran für das Pfund, so daß der königliche Fiskus an dreihundert und vierzigtausend Dukati bezog. Die Seide im Durchschnitt zu zwanzig Karlin das Pfund angeschlagen, blieben Kalabrien noch eine Million und sechsmalhunderttausend Dukati. Wie aber die Abgaben noch höher getrieben wurden, kam der Seidenbau immer mehr in Verfall, und liegt gegenwärtig sowohl um Cosenza,

als in ganz Unteritalien sehr darnieder. Die noch stehenden Maulbeerbäume sind auf's schrecklichste vernachläßigt, und auf die Frage, warum man nicht junge nachpflanze, antworteten mir die Bauern überall: „Wir wollen uns selber keine neuen Lasten auflegen.“ — Der beßte und kürzeste Weg, den Regenten einschlagen können, um auch das herrlichste Land zu Grunde zu richten, ist der, daß sie einerseits die Abgaben immer mehr erhöhen und anderseits die Geistesbildung immer mehr herabdrücken. —

Meine Wanderungen durch die Stadt führten mich in eine steile Gasse, wo ein alter Schuster im Freien arbeitete. Schon aus der Ferne gewahrte ich eine Fülle von dunkeln Locken, die aus einer schmalen Fensteröffnung fielen und einem Kopfe angehörten, dessen Gesicht von mir abgewendet war. Wie ich näher kam, drehte sich die Gestalt, und ein Antlitz voll unaussprechlicher Schönheit und Milde, gegen welches selbst Raphaels Madonna im Pallast Pitti zu Florenz mir wie ein Schattenriß jetzt vorkam, schaute nieder auf den Wanderer. Unwillkührlich blieb ich stehen und heftete meine Blicke auf die himmlischen Züge, die Schöne aber zog sich bald zurück.

„Wollt Ihr nicht meine Schuhe ein wenig ausbessern?“ redete ich den alten Schuster an, der ganz

in der Nähe seine Werkstätte aufgeschlagen hatte. Er nickte mit dem Kopf und rückte einen Stuhl zurecht, auf den ich mich niederließ und einen der Schuhe ihm hinstreckte. „Dem fehlt nichts," sprach der Alte: „reicht mir den andern!" Ich reichte ihm den andern, er betrachtete ihn eine Weile, stellte ihn dann mit derselben Bemerkung wieder hin, und fügte lächelnd hinzu: „Bleibt aber dennoch sitzen, mein Herr! Don Antonio's schöne Giuliana ist es werth, daß man sie länger betrachte!" Ich saß noch eine Weile bei dem schlauen Alten, und die schöne Juliane zeigte noch öfter am Fenster das schönste Antlitz, das ich je gesehen. Sollte Einer darüber mich tadeln und mich einen Schwärmer heißen, dem antworte ich mit Bulwer: „In unserer Bewunderung eines schönen Angesichts liegt mehr Weisheit, als der große Haufen ahnt."

Es war spät, als ich wieder in den Pallast zurückkam. Froh, nach vielen mühseligen Tagen wieder einmal in einem ordentlichen Wirthshause mich zu befinden, setzte ich mich zu Tische und ließ es mir trefflich schmecken. Wie der Kellner den Braten hinstellte, faßte er mit der Linken den Zipfel des nicht gar reinlichen Tischtuches, wischte sich ein paar Mal die Nase damit, ließ ihn wieder fallen und ging fort. Nicht

wenig befremdet über diese Art zu bedienen, und dazu noch in einem Pallaste, schaute ich die drei Herren, die noch mit mir zu Tische saßen, einen nach dem andern an; wie ich aber merkte, daß keiner eine Miene darüber verzog, schloß ich daraus, es müsse hier so Sitte sein, und schwieg auch still.

Als ich mich endlich schlafen legen wollte, fand ich meinen Tornister nicht mehr auf dem Bette, das ich mir früher gewählt hatte, sondern auf dem am höchsten taxirten. Ich wollte darüber etwas unsanft mich äußern, aber Signor Domenico, welcher mir nachgehinkt war, faßte mich lächend bei der Hand und sprach: „Sie bedürfen der Ruhe, und schlafen darum in meinem beßten Bette, ohne deßhalb mehr bezahlen zu müssen.“ Ich ließ mir das gefallen, und schlief wieder einmal sanft und wohl.

10.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirthe: „Gott vergelt'
Die Ruhestatt, die milde Labe!“
Zog lustig weiter in die Welt.

Lenau.

Als ich am andern Morgen meine Rechnung verlangte, betrug sie drei Karlin und einen Gran oder

ungefähr fünfzig Kreuzer — also nicht einmal was das Schlafgeld laut Taxe einmal ausgemacht hätte. Dazu waren meine Flasche mit Wein und mein Tornister mit Braten angefüllt. „Sie müssen auch etwas auf den Weg mitnehmen, weil Sie jetzt zwei oder drei Tage wenig mehr finden werden!" sagte Domenico, küßte mich und wünschte mir noch aus dem Fenster herab eine glückliche Reise.

Ich habe den von Domenico geschriebenen Conto zum Angedenken mitgenommen und werde mich stets mit Freuden an den Mann erinnern, von dem ich nur mit Thränen Abschied nahm. Auf einer Reise durch Kalabrien thut eine solche Bewirthung doppelt wohl!

Von Cosenza aus wird die Reise durch den Silawald wieder sehr beschwerlich, selbst wenn man auf der neuangelegten Straße sich hält, die in vielen Windungen über die Berge und durch die Thäler sich fortzieht. Der Silawald, aus welchem Hiero von Syrakus und auch die Römer das Holz zu ihrem Schiffbau, vorzüglich aber zu ihren Masten einst holten, fangt gleich unter Cosenza an und erstreckt sich bis hinunter nach Catanzara und Nikastro. Swinburne schlägt seinen Flächeninhalt auf zweihundert Meilen an. Eine Beschreibung dieses Waldes lesen wir schon in Virgils Aeneide, und auch in seinen Georgicis fin-

den wir ihn wieder berührt. Man muß sich darunter aber keinen zusammenhängenden Wald vorstellen, sondern eine bergige, waldreiche Landstrecke, die zu den fruchtbarsten Gegenden in Kalabrien gehört, und besonders reich ist an Weiden, auf denen das Vieh fast das ganze Jahr über geht. Die beständige Feuchtigkeit des Bodens, unterhalten durch den auf den Bergspitzen schmelzenden Schnee, ist die Hauptursache dieser oft außerordentlichen Fruchtbarkeit. Hin und wieder aber bilden die von den Höhen herabrinnenden Wasser auch Sümpfe und Moräste, die im Sommer verpestende Dünste aushauchen und die Hirten zwingen, ihre Triften oft plötzlich zu verlassen und auf die Berge sich zu flüchten. Pyrrhus, von den Tarentinern zu Hülfe gerufen, führte einst seine Truppen und Elephanten durch diesen Wald. Von Messina herüber kommend, landete er im terenäischen Meerbusen, da, wo der Fluß Lametus, jetzt Lamata, ins tyrrhenische Meer sich ergießt, und zog über Nicastro, durch das Land der Mamertiner, jetzt Maratañer, von denen er angefallen und verwundet wurde, nach Cosenza und Tarent.

Rotigliano ist das erste Städtchen unter Cosenza. Es hat eine heitere und schöne Lage, und rüstiges Leben und Treiben scheint darin zu herrschen. Von

da fällt die Straße bald in eine tiefe Schlucht hinab, in der ein wildes Waldwasser rauscht, und steigt auf der andern Seite äußerst jäh im Zickzack wieder hinauf nach Carpenzena, einem elenden, ruinenartigen Dorfe, von wo aus sie dann eine Strecke weit durch eine einsame, fast wilde Berglandschaft, wo meist nur hohe Eichen und lange Farrenkräuter stehen, mühsam sich fortwindet bis Soveria. Fünf Gensdarmen zu Pferd waren die einzigen Menschen, die mir von Carpenzena an begegneten. Sie ermahnten mich, zu eilen, um noch vor Nacht aus dieser „etwas unsichern Gegend" herauszukommen. Daß derlei Ermahnungen einen äußerst unangenehmen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers machen, kann man sich leicht vorstellen. Ich weiß wenig von Furcht, aber ich gestehe doch, daß mich öfters, und gerade auch auf diesem Wege wieder ein unheimliches Gefühl anwandelte, und daß ich herzlich froh war, bei eben einbrechender Nacht die elenden Häuser von Soveria vor mir zu erblicken.

Der Wirth, bei welchem ich einkehrte, wollte mir weder zu essen noch zu trinken geben, und erst nachdem ein junger Geistlicher, den ich von der Straße herein zum Fürsprecher gerufen, ihm lang und breit erklärt hatte, daß ich ein Deutscher sei, erlaubte er mir, die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Wie ich den

Tornister abgelegt hatte, zog der Geistliche mich beim Arm. Ich folgte ihm, und er führte mich in ein kleines, nahe stehendes Haus, wo er mit dem Besitzer desselben und zwei anwesenden Gensdarmen um Wein und Eierkuchen zu spielen anfing. Als das Spiel vollendet und die Speisen bereit standen, wurde ich mit zu Tische gezogen, und wie ich meinen Antheil bezahlen wollte, riefen Alle: „Das darf nicht sein, der Herr ist unser Gast!"

Spät kam ich wieder zu meinem Wirthe zurück. Er saß mit einigen Treibern und einer Schaar patrouillirender Bauern am Feuer und erzählte ihnen jetzt die abentheuerlichsten Dinge von Deutschland. Aufmerksam horchten seine Gäste ihm zu und bewunderten in ihm einen Mann, der außerordentliche Weltkenntnisse besitze. Die einzige Frage, die endlich an mich gerichtet wurde, war, ob ich ein Christ, das heißt in Kalabrien, ein Katholik sei, und als ich es bejahte und zum Beweise noch meinen Skapulir zeigte, erheiterten sich plötzlich die finstern Gesichter, man hieß mich näher zum Feuer rücken, reichte mir Wein, ja sogar eine Art von Bett wurde mir eingeräumt.

Der Weg von Soveria nach Triola ist etwas öde, aber eine herrliche Aussicht öffnet sich, so wie man einige hundert Schritte vor dieses, an der Südseite

eines runden Berggipfels reizend gelegene Städtchen hinauskommt. Hier, wo Kalabrien am schmälsten ist, da an der Ostküste der Golf von Squillace, an der Westküste der Golf von S. Eufemia tief ins Land eindringen, so daß die Entfernung von dem einen zum andern nur etwa sechs Stunden beträgt, erblickt man auf einmal beide Meere, das jonische und das tyrrhenische, und in dem letztern die liparischen Inseln mit dem rauchenden Stromboli, der in verschwimmender Ferne aus den grünen Wassern auftaucht und mit seiner Rauchsäule finstere Wolkenhaufen bildet, die gleich ossianischen Geistern über die Meeresfläche dahinschreiten. Ein enges Thal, das nach beiden Küsten hin sich ausbreitet, und in das man von Triola jäh hinabsteigt, durchschneidet hier die Kette der Apenninen, trennt das diesseitige Kalabrien von dem jenseitigen, und führt beiden Meeren beträchtliche Ströme zu, die wie breite Silberstreifen rechts und links hinausschlängeln. Oestlich, unweit der Küste, liegt auf reizenden Hügeln Catanzara, die Hauptstadt von Kalabria ulteriore, und westlich, etwas mehr landeinwärts, gewährt das Städtchen Nicastro, am sonnigen Bergabhange mit seinen rothen Ziegeldächern aus frischgrünen Oelwäldern hervorragend, einen gar freundlichen Anblick. Das unterhalb dieses Thales

gelegene jenseitige Kalabrien, das man von der Höhe von Triola aus größtentheils überblickt, erscheint viel milder und sanfter, als das diesseitige. Halbkreisförmig zieht die Firste der Apenninen, mehr am jonischen Meere hinlaufend, ununterbrochen sich hinab bis zum Kap Spartivento, während ein schönes Hügelland, mit weiten Ebenen, nach dem tyrrhenischen Meere hin sich ausbreitet. Es ist ein einziger Genuß, diese ganze herrliche Landschaft, das einstige Großgriechenland, mit einem Blicke zu überschauen!

Am Meerbusen von S. Eufemia erlitten die Franzosen, nicht lange nach ihrem Siege im Campo Tonese, eine verderbliche Niederlage. Während der vier Monate nämlich, als Regnier Kalabrien besetzt hielt, gelang es dem neapolitanischen Hofe, in Sizilien einen Aufstand vorzubereiten. Wie Alles dazu fertig war, und die Engländer das schwache, blosgestellte Corps überfallen zu können glaubten, landete der General Stuart mit neuntausend Mann im Meerbusen von S. Eufemia. Regnier marschirte ihm mit sechstausend Mann entgegen, wurde aber zurückgeworfen, und mußte sich nach Cortona zurückziehen. Diese Niederlage gab das Signal zum allgemeinen Aufstande. Die Kalabresen, bisher nur durch die französischen Kanonen niedergehalten, folgten jetzt dem

Rufe der Sturmglocken und fielen über die vereinzelten Truppenabtheilungen her. Auf der ganzen Halbinsel wurden alle Franzosen, denen es nicht gelang, mit dem Säbel in der Faust einen Auswĕg sich zu bahnen, ermordet.

11.

Meiner Schwermuth Nacht ist weggesunken,
Träumend steh' ich und vor Wonne trunken,
Und es winken mir im goldnen Lichte
Hesperidenfrüchte!

Neuffer.

Von Triola beugt die Straße, die fast mitten durch das diesseitige Kalabrien hinabführt, plötzlich hinaus nach der tyrrhenischen Küste. Ein Trupp Zigeuner lagerte im Schatten einiger Oelbäume, als ich hinunter kam in das Thal. Auf meine Frage, ob ich ein wenig zu ihnen mich hinsetzen dürfe, breitete einer der Männer ein großes rothes Tuch auf die Erde und hieß mich darauf Platz nehmen. Dann gruppirten sich Alle um mich und schauten mich forschend an, nur ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren blieb ferne, bis die Mutter in einer mir unverständlichen Sprache ihr etwas zurief, worauf sie dann auch herbei kam. Ich erwartete, die Leute werden ihre Wahrsagerkunst

an mir geltend machen wollen, und war schon begierig, was für ein Loos sie mir prophezeien werden. Sie thaten aber nichts dergleichen, sondern boten mir Brod und getrocknete Oliven an, während ein kleiner, fast nakter Knabe in einer Kürbisflasche frisches Wasser zum Trinken herbeiholte. Nachdem wir eine Weile geplaudert hatten, stand ich auf und wollte der Alten, die, wie mir schien, die Haushälterin — wenn man sie so nennen kann — des Trupps war, einige Münze für meine Bewirthung darreichen, sie aber lehnte es ab, unter Beifallsbezeugungen der Männer und übrigen Frauen, die mir alle der Reihe nach die Hand schüttelten und „großes Glück" auf den Weg mir wünschten.

Es war bereits Nacht, als ich in Casino, einem einzelnen, jenseits des Thales auf der Höhe stehenden Hause ankam, wo ich mit Noth ein Unterkommen fand. Wegen Unsicherheit der Gegend riethen mir am andern Morgen einige Gensdarmen, einem Zug mich anzuschließen, der einen Neapolitaner mit seiner Tochter nach Messina brachte und von mehrern bewaffneten Bauern, einer sogenannten Guardia, gedeckt war. Ich ging eine Strecke weit mit, allein das grelle Geklingel der vielen Schellen, womit die Maulesel behangen waren, verleidete mir, ich blieb

zurück und schlenderte lieber, wie früher, allein wieder fort.

Ungefähr eine gute Stunde unterhalb Casino führt die Straße durch einen langen Oelwald hinaus ans Meer in eine paradiesische Gegend. Es war der sechste November, aber so schön ist nie ein Maitag bei uns. Alles blühte und duftete, Vögel sangen, Bienen summten, bunte Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume. Hier schließen die Gärten der Hesperiden sich auf. Um hohe Kaktus, woran Frucht und Blüthe neben einander prangen, schlingt sich die Rebe, Wälder von Zitronen und Orangen bedecken die Bergabhänge, an den gebeugten Zweigen hängen schwer die köstlichen Gaben — es ist, als seien in das dunkle Grün tausende von glühenden Goldkugeln hineingesäet. Rechts unten brechen sich schäumend die rollenden Meereswogen, in dämmernder Ferne taucht Insel an Insel auf, wo das Auge nur hinschaut, liegt eine unbeschreibliche Herrlichkeit ausgegossen, die das Herz mit Wonne und Entzücken erfüllt.

In dieser himmlischen Gegend, auf einer Anhöhe, welche ringsum eine sehr beträchtliche Ebene beherrscht, die zwischen dem Golf von S. Eufemia und dem von Gioja sich ausdehnt, und östlich von der Apenninen-

kette, westlich vom Meere begrenzt wird, liegt Monteleone, die Stadt, welche Proserpina einst von Sizilien aus besuchte, um da an dem Erntefest Theil zu nehmen und Blumen zu pflücken. Sie wurde von dem Erdbeben im Jahr 1783 hart mitgenommen, hatte sich aber durch ihren bedeutenden Handel mit Oel und Seide bald wieder erholt. Mehrere Straßen sind breit, regelmäßig und mit schönen Häusern geschmückt. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr siebentausend Seelen. Ueber der Stadt erhebt sich ein mit herrlichen Bäumen umgebenes Schloß. Gebirge, welche majestätisch im Norden ansteigen, und mit Wäldern gekrönt sind, schützen von den Einflüssen des Nordwindes, während reiche Quellen, die aus dem Fuße der Gebirge entspringen und die Gefilde umher bewässern, die große Hitze des Sommers mäßigen.

Im Kaffeehause, wo ich einkehrte, um mich zu erfrischen, saßen im traulichen Kreise mehrere wohlgekleidete Männer von heiterm Aussehen. Ich setzte mich zu ihnen. Es waren, wie ich aus einem Gespräch mit ihnen vernahm, Bürger der Stadt. Einer derselben hatte in Handelsgeschäften bedeutende Reisen gemacht, und wußte vieles von andern Ländern zu erzählen. Ich bezeugte ihm meine Freude darüber,

mit der Bemerkung, daß ich bisher noch keinen Kalabresen kennen gelernt, der auch einmal über die Grenzen seines Landes hinausgekommen.

„Dazu haben die Kalabresen aber auch wenig Anlaß!“ erwiederte der Mann. „Handel und Verkehr sind in Kalabrien sehr beschränkt. Die Produkte, welche außer Landes gehen und meistens in Oel und Seide bestehen, werden auf Maulthieren und Eseln an die Küsten gebracht und da von Schiffen aus Neapel, Messina oder Palermo aufgenommen. Dann ist der Trieb, in die Fremde zu gehen, vielleicht bei keinem Volke geringer, als bei den Kalabresen. Sie sitzen in ihren Städten und Dörfern, arbeiten gerade so viel, daß sie kümmerlich sich ernähren können, und leben so unbesorgt von einem Tag in den andern. Und endlich im Vertrauen gesagt, was könnte man von dem Volke, das unter der Last der Abgaben seufzt, und bei welchem Geist und Herz der gänzlichen Verwahrlosung Preis gegeben sind, auch anderes erwarten?“

Das Gespräch wurde abgebrochen durch einen furchtbaren Lärm, welcher plötzlich vor dem Hause sich erhob. Wir eilten hinaus, um zu sehen. Es waren zwei halbnakte Kerls, die sich da mit Fäusten und Zähnen zerfleischten, während schon ein Haufe von allerlei Gesindel, lachend und aufhetzend, um die Wüthenden sich

gesammelt hatte. Unter diesem Haufe standen auch zwei junge Priester, deren Gesichter von Freude strahlten, wenn wieder einer der Kämpfenden dem andern eine blutige Wunde versetzt hatte. Der Kampf war über eine Zitrone entstanden, und der ganze Auftritt ein sprechender Kommentar zu der Rede des Mannes im Kaffeehause.

Etwa anderthalb Stunden westlich von Monteleone, wo Gelo den berühmten Hain einst angelegt, den er „Horn des Ueberflusses" nannte, liegen die Trümmer der alten griechischen Stadt Hipponium, die bei den Römern später Vibo Valentia hieß. Sie verdankte ihre Entstehung einem Markte, den Agathokles von Syrakus hier errichtete, und zu dem aus allen Gegenden der Welt Menschen strömten, um Theil zu nehmen an dem überschwänglichen Reichthum des Landes und Blumen zu sammeln für die Altäre ihrer Götter. Damals erscholl Hipponiums Ruhm überall, und auch Orest besuchte den Tempel der Proserpina. Die Stadt wurde in den Sarazenenkriegen zerstört.

12.

Ja, hier könnte die Tage des irdischen Seins ausleben
Ruhig, wie schwimmendes Silbergewölk durch Nächte des Vollmonds,
Irgend ein Herz, nach Stille begierig und süßer Beschränkung.

Platen.

Ungefähr drei Stunden unterhalb Monteleone lag das alte Milet. Das jetzige Mileto, ein unbedeutendes Städtchen, steht auf einer Anhöhe an der neuen Straße, etwa eine Viertelstunde von den Ruinen der alten Stadt entfernt. Seine Häuser sind alle nur einen Stock hoch. Auf einem mit Gras bewachsenen Platze liegt ein Basrelief, das Grabmal der Adelaide, und daneben der Deckel vom Grabe ihres Gatten. In der Hauptkirche befindet sich, nebst andern aus der alten Stadt herauf gebrachten Alterthümern, auch die sitzende Statue eines Bischofs. Sie ist noch sehr gut erhalten, und der Geistliche, welcher die Kirche mir aufgeschlossen, schrieb ihr einen hohen Werth zu.

Es war ein heiterer, schöner Morgen, als ich mich auf den Weg machte, die ehrwürdigen Reste der alten Stadt zu besuchen. Sie liegen auf einem runden, oben abgeplatteten Hügel. Der Boden ist mit Bruchstücken von Säulen und andern Trümmern be-

deckt, die meist das Gepräge der christlichen Zeit tragen. Unter diesen Ueberresten zeichnet sich durch Größe und Schönheit das Grabmal des Gatten der Adelaide aus. Es konnte seiner Schwere wegen nicht hinauf genommen werden in das neue Milet, wohin man den Sarg der Gattin, welcher einst in der alten Basilika gestanden, gebracht hat. Auf der Stelle der zerstörten Stadt ist jetzt ein hübsches Gärtchen angelegt, mit einem buntbemalten Sommerhäuschen, welches ganz von Trümmern, die theils zu Sitzen, theils zu Einfassungen der Blumenbeete dienen, umlagert ist. Unter den Bruchstücken um die Gartenbeete, auf welchen Blumentöpfe und Kürbisse stehen, schaut man ein noch ziemlich gut erhaltenes Stück, worauf Gott Vater abgebildet ist, den gekreuzigten Sohn in den Armen haltend. Neben dem Häuschen ist eine Weinkelter, mit einer kalabresischen Inschrift in Versen, die wörtlich also lautet:

„Dies ist der Ort, wo man preßt
Den schönen Saft des Bacchus,
Der entflammen muß unsere Seele
Mit seiner göttlichen Wärme."

Daneben befindet sich ein Brunnen unter einem tiefen, festen Gewölbe, über welches eine altarähnliche Einfassung gebaut ist, mit alten, in Marmor

gegrabenen Inschriften. Ich habe den Namen des Mannes vergessen, der dieses alles so hergestellt, aber er verdient unsere Achtung, denn ihm verdankt sich die Erhaltung manches interessanten Bruchstückes. Noch nie auf meiner ganzen Reise war ich so froh und so seelenvergnügt gestimmt, wie in diesem Gärtchen. Der wonnige Strahl der Sonne, die tiefe, nur vom Geräusch der Eidechse unterbrochene Stille, der selige Friede rings auf der holden Natur, die schöne Aussicht hinaus auf das blaue Meer, hinüber auf das heitere Messina, an die Berge Siziliens, an den Aetna, der seinen beschneiten, mit Rauchwolken umlagerten Gipfel hoch in den glänzenden Himmel empor trug — dieses alles machte einen unbeschreiblich frohen und süßen Eindruck auf meine Seele.

Milet, eine der vorzüglichsten Städte Großgriechenlands, wurde von den Milesiern, die, nachdem Darius ihre Stadt zerstört hatte, nach Kalabrien herübergekommen, gegründet. Seine wissenschaftliche Bedeutung unter den Griechen ist bekannt. Unter den Normannen war es der Lieblingsort von Roger Basso. Er vergrößerte seinen Bezirk, verschönerte es durch viele Kirchen und verlegte den Sitz des Bischofs dahin. Jetzt sind, wie bereits bemerkt worden, nur schwache Spuren von ihm mehr übrig.

Von Mileto führt die neuangelegte Straße über den Metramafluß nach Rosarno, und von da nach dem am Fuße des hohen und rauhen Berges S. Elia gelegenen, mit uralten Oelbäumen umschatteten Palmi. Das Städtchen ist sehr regelmäßig gebaut und hat einen weiten, mit einem schönen Brunnen verzierten öffentlichen Platz; allein mehrere der größern Gebäude liegen seit dem großen Erdbeben von 1783 noch halb in Schutt. Zur Wiederaufbauung der Kirche S. Nicolo soll der König fünftausend Dukati gegeben haben; allein das Geld wurde zum Theil verschwendet oder anders verbraucht, die Kirche blieb unvollendet und dient jetzt zu einem allgemeinen Mistbehälter, obgleich in dem rechten Seitenschiffe mehrere Glocken hängen, die täglich geläutet werden. Ein ziemlich reges Leben herrscht in dem Städtchen, das bedeutenden Handel mit Oel treibt.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ich in Palmi ankam. Der Wirth, bei welchem ich einkehrte, fragte mich über Vieles, und als ich unter anderm ihm sagte, daß ich Medizin studirt hätte, rief unter der Menge von Neugierigen, die sich herbeigedrängt hatten, eine Stimme: „Gott sei Dank, nun ist mein armes Kind gerettet!“ Es war eine Mutter, die in aller Hast davon eilte und nach wenig Augenblicken mit einem

fieberkranken Mädchen auf den Armen wieder erschien. Unter den vorhandenen Umständen konnte ich nichts anders thun, als einige Hausmittel anrathen, wofür die Frau unter Thränen meine Hände küßte. Nun aber erscholl im ganzen Städtchen der Ruf: „Ein Arzt ist da! Ein englischer Arzt ist da!“ und in weniger, als einer Viertelstunde, war ich von allerlei Kranken und Gebrechlichen so umringt, daß ich in keiner geringen Verlegenheit mich befand. Es blieb mir nichts übrig, als einen nach dem andern vorzunehmen und jedem etwas anzurathen, und so oft ich wieder einen Rath ertheilt hatte, riefen Mehrere aus dem Haufen: „Ja, das scheint uns auch gut zu sein!“

Als ich mit meinem Wirthe, der in allen seinen Reden als ein sehr verständiger Mann sich zu erkennen gab, wieder allein war, erzählte er mir mit bitterm Schmerz von dem elenden Zustande seines Volkes, und schloß mit den Worten: „Kalabrien ist ein herrliches Land, und der Kalabrese ein geistreicher Mensch, aber man drückt uns gewaltsam nieder, und unser Loos ist, zu darben mitten unter allem Segen der Natur.“ — Tief ergriffen von der Wahrheit dieser Worte, reichte ich dem Manne die Hand zur guten Nacht.

13.

Und wenn die Welt sich wollte wohl berathen
Und der Natur Grundlage nicht verhöhnen,
So würden auch die Menschen gut gerathen.
Dante.

Anstatt hinab zu gehen bis nach Reggio, das noch ungefähr eine Tagreise von Palmi entfernt liegt, ließ ich mich bereden, mit einigen Fischern in einer elenden Barke nach Messina zu fahren. Es war ein schöner Sonntagmorgen, als wir aus der Felsenbucht stießen. Das Meer war spiegelglatt, und schnell gleitete das mit Menschen fast überfüllte Schifflein dahin. Da ich jetzt Abschied nehme von Kalabrien, so will ich noch einen Blick zurückwerfen auf das Land, in welchem ich wohl viel gelitten, aber im Anschauen der schönen Natur auch so viel Wonniges genossen habe.

Hohe Berge, vom Hauptzuge der Apenninen nach allen Richtungen auslaufend, oft rauh und kahl, oft üppig bewaldet, mit dazwischen liegenden tiefen Thälern und einzelnen Ebenen, hier wenig bebaut und wild, dort plötzlich wieder mit allem Ueberflusse des Südens gesegnet — dieß ist die Gestalt der Oberfläche des Bodens. Die Städte und Dörfer, oder Paesi, wie der Kalabrese sie nennt, liegen meistens hoch an den

südlichen Gebirgsabhängen, sind eng und gewöhnlich in Form von Pyramiden gebaut, und gewähren aus der Ferne dem Auge einen reizenden Anblick.

Die Kleidung der Einwohner ist fast durchgehends dieselbe. Sie besteht bei den Frauen aus blauen und rothen Tüchern, die um den Leib geschlagen und fest gebunden werden. Arme und Oberleib bedeckt eine Art von Spenser, dessen Aermel mit dem Bruststück nicht zusammen genäht, sondern blos mit Bändern angeknüpft sind, so daß sie nach Belieben abgelöst werden können. Der Kopf wird mit einem weißen, zuweilen gefranzten Tuche, welches in ein Viereck so zusammengefaltet ist, daß ein Theil desselben etwas über den Nacken hinabfällt, bedeckt. Dieser ganze Anzug giebt dem Körper, weil er alle Formen zu sehr verwischt, etwas Steifes, und erinnert nicht selten, besonders wenn die Tücher gar zu enge umgebunden werden, an ägyptische Statuen aus der spätern Zeit. Die Männer tragen blaue oder graue tuchene Hosen und eine lange Jacke aus gleichem Stoffe. Statt der Schuhe ist ein Stück ungegerbte Haut um den Fuß gebunden, und mit demselben Bande, welches diese Art von Sandalen hält, werden auch die vom Knie an um das Bein gewickelten Lumpen befestigt, die statt der Strümpfe dienen. Den Kopf bedeckt ein

wollener Hut, der tief in das Gesicht gedrückt wird, oder dann eine lange blaue oder rothe Mütze. In der kältern Jahreszeit kommt zu dieser Kleidung noch der zerrissene Mantel, wie man ihn in ganz Unteritalien antrifft, und den, wenn er auch noch so zerfetzt ist, der Italiener doch so umzuwerfen und sich darin auf eine Art hinzustellen weiß, daß er imponirt. Die Zigeuner, die oft in zahlreicher Gesellschaft in Oelwäldern oder an Bergabhängen liegen, weichen in ihrem Anzuge wenig von dem beschriebenen ab.

Kalabrien nährt im Durchschnitte einen kräftigen Schlag von Menschen, unter denen schöne Männer und Weiber gar nicht selten sind. Hinsichtlich der Bildung aber steht der Kalabrese sehr tief. Seine Unwissenheit und seine Befangenheit in allen Ansichten übersteigen oft jeden Begriff. Man messe aber die Schuld nicht dem Volke zu, sondern lediglich der Regierung. Es fehlt dem Kalabresen, wie der Wirth in Palmi gar richtig bemerkte, nicht an Geist, und ich bin fest überzeugt, auch nicht an Willen, etwas zu lernen, wenn man ihm nur Gelegenheit dazu verschaffen würde. Aber wo sollen da Licht und Aufklärung herkommen, wo die Regierung, wie dieß im jenseitigen Kalabrien der Fall war, die von den aufgehobenen Klöstern eingezogenen Güter, anstatt sie

für Bildungsanstalten zu verwenden, größtentheils wieder für Erbauung von Kirchen, woran das Land schon längst Ueberfluß hat, vergeudet? Die Schulen, wo noch solche sind, befinden sich in einem schrecklichen Zustande. Ein großer Theil des Volkes, worunter besonders die Weiber, und unter diesen selbst Frauen aus den höhern Klassen, können weder lesen noch schreiben.

Unter den Kalabresen herrscht auch kein wahres religiöses Prinzip. Sie machen die Menge von kirchlichen Zeremonien mit, aber ohne die mindeste Andacht, und sind abergläubisch im höchsten Grade. Der Räuber trägt auf der Brust die Reliquien der Heiligen, und ruft diese um Beistand zu seinem blutigen Gewerbe an. Wo soll aber auch da wahre Religion herkommen, wo ihre Diener selbst so schlecht und so versunken sind. Der kalabresische Klerus ist der verdorbenste, den es nur immer geben kann. Man muß die Geistlichen sehen in ihrem täglichen Leben und Treiben, und dabei denken, daß sie die Vorbilder seien, auf welche das Volk sein Auge richtet, und man kann sich die Handlungen des letztern erklären. Ich erinnere mich, in den Mittheilungen eines französischen Majors gelesen zu haben, daß während der Besetzung Kalabriens durch die Franzosen unter den kalabresischen Geistlichen solche waren, welche gegen geringe Belohnung den

Offizieren Mädchen zuführten. Damals hielt ich diese Aussage für Uebertreibung, jetzt aber nicht mehr.

Nur wenige Kalabresen beschäftigen sich etwas emsiger mit Feldbau, der bei der außerordentlichen Freigebigkeit der Natur überhaupt nicht große Anstrengung erfordert. Das Land gehört den Bearbeitern meist nur lehenweise, und viele Pächter kennen nicht einmal den Eigenthümer desselben, sondern bloß dessen Verwalter. Die ungeheuren Abgaben nöthigen die Besitzer, auch ungeheure Lehenzinse zu fordern, und es bleibt dem Lehenmann am Ende fast nichts mehr übrig. Fragt man dann einen solchen Bauern, wie viel er jährlich gewinne, so zuckt er die Achseln und antwortet: Si campa! Man lebt dabei! Es mag dieser elende Zustand auch ein Grund sein, warum man in Kalabrien, mit Ausnahme der Peccorara und der Tarentella, zwei beliebte Volkstänze, so wenig eigentliche Volksbelustigungen sieht. Der Kalabrese steht an Sonn- und Feiertagen an den Straßenecken herum und plaudert oder blickt auch wohl stundenlang schweigend vor sich hin.

Bartels ist meines Wissens der Einzige, welcher die Kalabresen in Schutz nimmt, sonst werden sie von den wenigen Reisenden, die dieses Land besuch-

ten, als grundschlechte, rohe, räuberische Menschen geschildert. Hätten die Herren doch nur, bevor sie so unbedingt abgesprochen, einen Blick auf die Geschichte des Volkes geworfen, und ihr Urtheil würde gewiß milder ausgefallen sein. Es ist lieblos, die schlimme Seite einer Nation ans Licht zu stellen, ohne zugleich die Ursachen anzugeben, aus denen all die gerügten Fehler nothwendig entspringen mußten. Was war das Volk Gottes einst in der ägyptischen Gefangenschaft? Was sind in neuerer Zeit die Griechen unter dem Joche der Türken geworden, bis der Götterfunke wieder in ihren Herzen schlug? — Uebrigens bin ich auch überzeugt, daß ein großer Theil von dem, was man Böses und Schlechtes von den Kalabresen liest, nur ersonnen wurde, um Reisebeschreibungen damit auszuschmücken. In einem Lande, das einmal wegen Banditen und Straßenräubern in übelm Rufe steht, erblickt eine kranke Fantasie in jeder Schlucht eine Mördergrube, zumal wenn man von der Polizei oder von den Einwohnern selbst immer gewarnt wird, sich da oder dort in Acht zu nehmen. Ich habe in Kalabrien, wo ich bei Tag und bei Nacht, auf der offenen Straße und in unwegsamen Gebirgen, allein reiste, wohl auch böse Menschen angetroffen, aber doch weit mehr gute kennen gelernt,

und bin selbst geneigt, alles, was mir Schlimmes widerfahren, mehr der von oben herab bewirkten, schrecklichen Geistesverwahrlosung zuzuschreiben, als es auf Rechnung unbildsamer, grundschlechter Herzen zu nehmen. Man befreie Kalabrien nur vom Drucke und gebe ihm Volksbildungsanstalten, und in kurzer Zeit wird alles anders sein! —

Die ganze Reise von Neapel bis Messina, während siebzehn Tagen, hat mich kaum sechs Thaler gekostet, und ich habe doch überall bezahlt, was man mir gefordert, ohne irgendwo nur im geringsten zu handeln und markten, wie ich es sonst im übrigen Italien gewohnt war. —

14.

Allmutter Erde schüttelt und stürzt um
Kirchthürm' und moos'ge Burgen.
Shakspeare.

Nach diesen Bemerkungen komme ich wieder auf meine Ueberfahrt nach Sizilien zurück.

An der Mündung des Metaurus, wo einst Orest mit seiner Schwester Iphigenia ausruhte, vorübergleitend, hatten wir bald die berüchtigte Scylla erreicht. Homer und Virgil schildern sie schrecklich,

Seneca dagegen sagt schon, daß sie den Schiffern keineswegs gefährlich sei. Und so ist es auch. Es ist weiter nichts an der Sache, als daß bei stürmischer See die Wogen an einigen aus dem Wasser hervorragenden Klippen und zuletzt am Fuße des weit ins Meer vorstehenden, hohen und senkrecht abgeschnittenen Felsen, auf welchem einst ein Tempel der Minerva stand, jetzt aber ein Kastell aus den Zeiten der Normannen sich erhebt, zerschellen und wieder zurückprallen. Kleinern Schiffen, wenn sie zu nahe kommen, mag dieses allerdings gefährlich werden; bei ruhigem Meere aber ist auch für diese nicht die mindeste Gefahr vorhanden.

Von dem Felsen, auf welchem das Schloß sich erhebt, zieht sich das Städtchen Scylla in zwei Reihen von Häusern am Abhange des Berges hinab bis an's Ufer des Meeres, welches da eine halbkreisförmige Einbuchtung bildet. Seine Bewohner, welche als fleißige und ehrliche Leute gerühmt werden, haben durch das große Erdbeben im Februar 1783 schrecklich gelitten. Das Erdbeben wurde gegen Abend verspürt, zuerst als eine senkrecht aufwärts hebende Bewegung, welcher bald eine schüttelnde und schwankende folgte, während denen die Thürme des Schlosses auf die Stadt fielen, die Häuser zusammenstürzten und hundert und

fünfzig Menschen getödtet wurden. Ein großer Theil der Einwohner flüchtete sich jetzt ans Ufer hinab und errichteten da Zelte oder legte sich auf Barken nieder. Der Himmel war rein, die Nacht sternhell, und die Leute schliefen getrost ein. Einige Minuten nach Mitternacht aber stürzte plötzlich das Vorgebirge Campella in die See, das Meer überfloß die Ufer dreißig Palmen hoch und schwemmte zweitausend und fast fünfhundert Personen in den Abgrund, zum Schrecken und Jammer der höher Gelagerten. Achthundert Leichen wurden, ganz verstümmelt, am Morgen ans Ufer geworfen, die übrigen behielt die Tiefe. Die Ausgeworfenen wurden zu Haufen aufgeschichtet und verbrannt, um Seuche zu verhüten.

Dieselben Stöße, welche hier so großes Unglück angerichtet hatten, waren mit einem andern, der gegen Ende März nachfolgte, fast für ganz Kalabrien verheerend. Zahlreiche Städte, Flecken und Dörfer fielen in Schutt, die Erde zerriß und stinkende Sümpfe voll schwefeligen Wassers bildeten sich und wirkten verpestend. Ueber vierzigtausend Menschen wurden durch das Fallen der Häuser getödtet, fast eben so viele gingen später durch Hunger und Seuche zu Grunde. Zu Palmi hatte der ganze Luftkreis vor und während den Erschütterungen ein so feuriges An-

sehen, daß die Leute glaubten, ein Theil der Stadt stehe in Flammen.

Wir gleiteten sanft am Ufer dahin und befanden uns bald in der fabelreichen Meerenge, wo sich ein Wunderbild von Naturschönheiten mir darstellte, welches nie aus meiner Erinnerung erlöschen wird. Vor mir und hinter mir breitete das lichtglänzende Meer sich aus, während rechts und links paradiesische Küstenlande, mit heitern Städten geschmückt, aus den Wassern emporsteigen, ein Anblick, der nicht zu beschreiben ist.

Dieser Genuß sollte nicht lange ungetrübt bleiben; ein Wind, dessen Anzug der Steuermann aus gewissen Zeichen des Aetnarauches lange schon gefürchtet hatte, brach plötzlich aus den Gebirgen der Insel hervor, und in wenig Minuten ging das Meer so hoch, daß mir zu grausen begann. Die Weiber im Schiffe heulten und hingen sich an ihre Männer, die Schiffer ermahnten zum Gebete, und einer der beiden Geistlichen, die mit uns fuhren, umklammerte so fest meine Knie, daß ich ihn nicht von mir losbringen konnte, während der andere in halber Betäubung dalag und unaufhörlich «Madonna Santissima!» schrie. Anstatt nach Messina hinüber zu kommen, wurden wir immer weiter hinaufgetrieben nach der Gegend der gefürch-

teten Charybdis. Oft waren wir, durch kräftiges und besonnenes Wirken des Steuermanns dem Lande nahe gekommen, aber die Brandung an der Küste schleuderte das Schifflein immer wieder zurück. So schwankten wir, von den Wellen ganz durchnäßt, eine geraume Zeit hin und her, jetzt hoch auf der Spitze einer Welle, und jetzt wieder tief unten zwischen hochgethürmten Wogen, bis wir endlich auf eine Stelle gelangten, die so wenig tief war, daß wir Männer alle hinausspringen und dann an einem Stricke, mit dem der Steuermann sich hinausgeworfen hatte, das Fahrzeug mit den heulenden Weibern ans Land ziehen konnten.

So endigte meine kalabresische Reise. Doppelt froh nun, auf sizilianischem Boden zu stehen, zog ich, durchnäßt bis auf die Haut und mit dem triefenden Tornister am Rücken, hinab gen Messina.

Der erste Fund, den ich unterwegs machte, war ein gemeiner Fliegfisch, welcher noch lebend auf dem Strande lag, und entweder von den Wellen ausgeworfen oder von einem Thunnfische hinausgejagt worden war. Dieser merkwürdige Fisch findet sich im ganzen Mittelmeer, am häufigsten aber um Sizilien herum. Er gehört in die Gattung der Hechte, wird etwas über fußlang, hat einen stumpfen Kopf, einen fast vierkantigen Leib und ungewöhnlich

lange Brustflossen, mit deren Hülfe er aus dem Wasser sich erheben und einige hundert Schritte weit fliegen kann. Zuweilen erheben sich ihrer Mehrere und fliegen, wie es scheint, zur Lust, gewöhnlich aber suchen sie durch ihren Flug den Thunnfischen, Haien oder andern Fischen, von denen sie verfolgt werden, zu entfliehen, und fallen dabei oft auf den Strand oder werden von Seevögeln aufgefangen, so daß ihnen im Wasser und in der Luft fast beständig Gefahr droht. Das Fleisch ist sehr geschätzt, und wird dem des gewöhnlichen Hechtes noch vorgezogen. Wenn die Fische bei hellem Sonnenschein fliegen, so gewähren ihre silberglänzenden Seiten und ihre tiefblauen Flossen in der Nähe einen hübschen Anblick.

III.

Wanderungen in Sizilien.

Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier liegt der Schlüssel zu Allem.

Göthe.

Wanderungen in Sizilien.

1.

Auf der Sikuler Eiland
Komm!

Theokrit.

Der Wind hatte sich wieder gelegt, aber das aufgeregte Meer ging immer noch hoch, und laut brachen die Wellen sich am Ufer, als ich die westliche Vorstadt von Messina erreichte. In den geräumigen Straßen war alles so reinlich und nett, vor den niedlichen, oft größtentheils mit den Früchten des Kaktus umhängten Häusern standen bunte Gruppen von wohlgekleideten Menschen, und alles verkündigte den Eintritt in eine volkreiche, durch Handel und Gewerbsamkeit beglückte Stadt. Wie wohlthätig wirkt dieser Anblick auf das Gemüth desjenigen, der herüberkommt aus den in Armuth und Elend versunkenen Ortschaften Kalabriens.

Messina, unmittelbar an der Meeresenge zwischen Kalabrien und Sizilien erbaut, hat eine herrliche Lage. Die Stadt selber mit ihrem bequemen und sichern Hafen, ihren schönen Straßen und öffentlichen Plätzen, worunter besonders der große, mit einer Reihe pallastartiger Häuser gezierte Platz am Hafen sich auszeichnet, bietet dem Auge ein schönes und kräftiges Bild. Die erste Handelsstadt Siziliens, zählt sie gegen fünfzigtausend Einwohner, unter denen ein regsames Leben sich kund giebt. Am belebtesten ist der Platz am Hafen, nicht allein durch das Aus- und Einladen der Waaren, sondern auch durch die Menge der Spaziergänger, die da zu jeder Stunde des Tages sich einfinden. Man genießt von diesem Platze aus eine entzückende Aussicht, zunächst auf die vielen Schiffe im Hafen, dann hinüber über die Meeresenge an die terrassenförmig aus den Wellen emporsteigende, mit Städten, Flecken und Dörfern geschmückte Küste von Kalabrien, und endlich hinauf an die südlich hinter Messina sich erhebenden pelorischen Gebirge, bei den Alten die Berge des Neptuns genannt, an deren vielfach zerrissene Felsgipfel die Ruinen von drei mittelalterlichen Schlössern malerisch sich anlehnen.

Unter den vielen schönen Straßen der Stadt zeichnen sich vorzüglich die Strada Ferdinanda, der Corso und die Strada Austriaca aus. Die beiden erstern sind besonders am Abend ungemein belebt. Die Häuser an diesen Straßen sind alle sehr wohl gebaut, und durchweg mit Balkonen versehen, auf denen die schöne Welt gerne sich zeigt. Zahlreiche Kirchen tragen ihre Kuppeln hoch in die Luft, unter ihnen die alte, düstere, im zwölften Jahrhundert durch König Roger erbaute Kathedrale mit einigen antiken Säulen, einem ungemein kostbaren Hauptaltar, und der chinesischen Kopie eines Briefes, den die Mutter Gottes einst an die Messiner geschrieben. Der Domplatz ist mit einem prächtigen Brunnen und der Reiterstatue Karl des Zweiten geschmückt. Von außen wird die Stadt durch starke Festungswerke, unter denen vorzüglich die sternförmige Citadelle am Hafen in die Augen fällt, geschützt. Alles dieses überschaut man mit einem Blicke auf dem Monte dei Capucini, der eine prachtvolle Aussicht über Messina und seine Umgebungen gewährt. Und man freut sich dieses schönen Anblicks um so mehr, wenn man dabei der schweren Unglücksfälle gedenkt, welche Messina durch Pest und Erdbeben zu verschiedenen Zeiten erlitten. Besonders wurde die Stadt

durch die letzte, im Jahr 1783 stattgehabte Erderschütterung schwer heimgesucht, so daß der größte Theil ihrer Häuser, worunter die lange Reihe von Pallästen am Hafen, ganz in Schutt verwandelt und über sechshundert Einwohner erschlagen worden. Jetzt ist von diesem furchtbaren Ereigniß, von dem im gegenüber liegenden Kalabrien noch tausend öde Trümmer reden, in Messina kaum eine Spur mehr vorhanden, so kräftig haben Handel und Betriebsamkeit über die zerstörenden Elemente der Natur gesiegt.

Bei meinem Einzuge in die Stadt las ich an allen Ecken gedruckte Sonette zum Lob einer Sängerin, mit der Anzeige, daß dieselbe diesen Abend in der Oper „Der letzte Tag von Pompeji“ zum letzten Mal in Messina singen werde. Ich wollte nicht versäumen, eine so gefeierte Künstlerin anzuhören, und begab mich daher zeitig in das Theater, wo die Aufführung der berühmten Oper stattfinden sollte. Aber schon waren das Parterre und alle Logen so angefüllt, daß ich nur durch besondere Begünstigung eines der Aufseher noch ein Plätzchen erhalten konnte. Der Vorhang ging endlich auf und das Stück begann, allein der Lärm der Zuschauer dauerte fort, so wild, daß mir darüber fast schwindlicht ward, bis

plötzlich, wie durch Zauber, die tiefste Stille eintrat. Es war aber auch in der That ein Zauber, denn ein engelschönes Wesen erschien und erfüllte mit himmlischen Tönen das athemlose Haus.

Als ich das Theater verlassen, und in die Strada Ferdinanda hinabkam, öffnete sich meinen Augen ein neues Schauspiel. Die ganze lange Straße war, von einem Ende bis zum andern, von unzähligen Fackeln taghell erleuchtet, und furchtbar erscholl bis in die fernsten Winkel der Stadt das Geschrei der halbnackten Kerls, die da Melonen, Orangen und andere erquickende Früchte des Südens feilboten, während Tausende von Menschen, nicht minder lärmend, auf und nieder wogten. Lange schaute ich dem Treiben und Drängen, von dem man sich im Norden der Alpen keine Vorstellung machen kann, zu, und würde noch länger daran mich ergötzt haben, hätte nicht die eckelhafte Zuflüsterung »Signor, vuol' andar al suo piacer?« die mir fast bei jedem Schritte gemacht wurde, mich heim in meine Lokande getrieben.

Am andern Morgen wollte ich mein Empfehlungsschreiben an den baierschen Konsul abgeben, mußte aber zuerst meine Schuhe erwarten, die ich über Nacht einem Schuster zum Flicken zugeschickt hatte.

Der Mann brachte endlich die Schuhe, verlangte aber mehr Flickerlohn, als meine Börse noch enthielt. Ich rief die Tochter des Wirths herbei und bat sie, einstweilen den Schuster zu befriedigen. Sie aber schaute mich mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und lief davon. Der Schuster wollte mit den Schuhen auch wieder gehen, allein ich trat ihm in den Weg und hielt ihn zurück. Nach einem kurzen Wortwechsel, der die Szene begleitete, öffnete sich neben mir eine Thür, aus der ein junger Mann heraustrat und mich im stärksten Schweizerdeutsch fragte, ob ich etwa Geld nöthig hätte? — Es war ein junger Maler aus Basel, der mich nicht blos aus der augenblicklichen Verlegenheit zog, sondern mit dem ich nachher noch manche angenehme Stunde verlebte.

Der treffliche Konsul versah mich mit Geld und Empfehlungen. Durch ihn lernte ich auch mehrere wissenschaftliche Männer in Messina kennen, was für mich um so angenehmer war, da drei derselben mit Naturkunde sich beschäftigten. Ihre Namen sind Mariano Cesario, Anastasio Cocco und Arosto, Professor der Botanik. Durch ihre Beihülfe hatte ich bald eine werthvolle Sammlung von Seethieren zu Stande gebracht. Die Meerenge von Messina ist

ziemlich reich an Fischen, besonders kommen die Meergrundeln und Lippfische in großer Menge auf den Fischmarkt. Auch findet sich da zuweilen das schöne Papierboot, wovon ich bei einem der oben genannten Naturforscher eine Sammlung von mehr als zwanzig größern und kleinern Exemplaren gesehen habe. Ich wunderte mich, in einer Stadt, wie Messina, wo doch höhere wissenschaftliche Bildung betrieben wird, keine große öffentliche Sammlung zu finden, obgleich die Anlegung einer solchen da so leicht wäre. Blos ein botanischer Garten ist vorhanden, der zwar nicht sehr reichhaltig, aber durch Herrn Arosto wohl besorgt wird. Er steht mit dem großen, ansehnlichen Spital in Verbindung, dessen Einrichtung in jeder Beziehung Lob verdient.

Bevor ich Messina verließ, machte ich noch einen kleinen Ausflug auf die romantischen Höhen südlich über der Stadt, wo die Ruinen der Schlösser San Salvador, Griffone und Gonzago liegen, die im Mittelalter erbaut worden, um die oft unruhigen Messinesen leichter im Zaum zu halten. Es war ein heller Nachmittag, die Strahlen der Sonne erwärmten so stark, wie in Deutschland mitten im Sommer. Die Bäume standen in reichem Blätterschmucke, und von dem Gartengemäuer der Landhäuser hingen hie

und da Gesträuche voll Blüthen herab. An den grotesken Stämmen des Kaktus, der hier baumartig aufwächst, entwickelten neben reifen Früchten sich neue Blüthentriebe, so daß man nicht wußte, ob es Herbst oder Frühling sei. Aus den Gipfeln der Mannaesche ließen einzelne Singcicaden ihren Gesang hören, obwohl nicht so schön, daß ich, wie Anakreon, diese Insekten deshalb mit den Göttern hätte vergleichen können. Hinaufgekommen zu einer Höhe, auf der eine weite Aussicht den Blicken sich erschloß, ließ ich, am Vorsprunge eines malerischen Felsens, auf ein grünes Stück Rasen mich nieder, um recht behaglich mit Augen und Brust die Wonne einzutrinken, die von allen Seiten her auf mich einströmte. Und wie die Luft um mich so milde war, das Meer unter mir so spiegelglatt sich ausbreitete und aus seinen durchsichtigen Tiefen das Bild der Küsten so zauberisch heraufwarf, da war auch in meinem Innern alles so ruhig, daß in mir nicht einmal die Begierde erwachte, nach der großen, grünen Eidechse zu haschen, die im Gesträuche über mir hin und herwandelte und dann und wann mit ihren klaren Augen mich anblickte.

Auf dem Rückwege nach der Stadt vernahm ich schon aus der Ferne Trommelschlag. Ich verdoppelte

meine Schritte, in der Hoffnung, einen Militäraufzug zu schauen. Wie ich aber hinabkam in den Corso, waren es fünf oder sechs in gelbe Mäntel gehüllte und mit Helmen, worauf lange Federbüsche schwankten, bedeckte Männer, welche mit zwei Tambouren durch die Stadt zogen, um — Almosen für den heiligen Martin einzusammeln.

Ich brachte den Abend noch im Theater zu, um ein Lustspiel anzusehen, welches, wie der Anschlagzettel meldete, zum einundzwanzigsten Mal aufgeführt wurde. Der Inhalt war folgender. Ein Alter hatte drei hübsche Töchter, von denen jede ihren Liebhaber auf den Abend, und zwar, ohne es zu wissen, in das nämliche Zimmer bestellt hatte. Auf einmal fiel es dem wunderlichen Alten, welcher nicht schlafen konnte, ein, einen Spaziergang auf eines seiner Landgüter zu machen, wobei ihn die Töchter, nebst einem Bedienten mit der Laterne, begleiten mußten. Während ihrer Abwesenheit tappten die drei Liebhaber im Finstern herum und machten allerlei Spektakel. Von dem zurückgekehrten Vater entdeckt, bekannte Jeder seine Liebe, und das Ende war eine dreifache Hochzeit. Ein stürmischer Beifall wurde zum einundzwanzigsten Mal dem „unübertrefflichen Stücke“ zu Theil.

2.

Göttliche Gestade dieser Insel,
Welche Schätze trägt ihr im Schoße!
Götz.

Der Weg von Messina hinab an der östlichen Küste der Insel ist ungemein malerisch. Zur Rechten immer die romantischen Felshöhen, mit Reben, Oelbäumen, Feigen, Orangen und Kaktus bewachsen, zur Linken das schimmernde Meer, und jenseits der Meeresenge die Berge Kalabriens. Warme Regentropfen fielen vom Himmel, als ich einsam dahin pilgerte, aber in der dämmerigen Luft brachen die Strahlen der kaum etwas verhüllten Sonne sich nur um so schöner, und gossen auf Meer und Land ein zauberisches Licht. Bald hatte ich die Höhe von Scaletta erreicht, wo die Straße durch Felsen gebrochen ist, auf denen ein mittelalterlicher Thurm sich erhebt und eine weite Aussicht zurück auf Messina und abwärts gegen Catania und Syrakus dem Auge sich aufschließt.

„Was willst du so eilen, als müßtest du noch heute die Insel umlaufen?“ sprach ich zu mir selber: „Setze dich lieber nieder auf dieses Gemäuer und genieße ein wenig des herrlichen Anblicks!“ Ich that

so und ließ meine Blicke träumerisch hinausschweifen über das Meer, aus dessen spiegelnder Fläche dann und wann ein glänzender Fisch auftauchte, um spielende Mücken zu haschen. Nach einer Weile kam es mir vor, als ob das Blut rascher in meinen Adern flöße, ich fühlte an den Puls, aber kaum hatte ich einige Schläge gezählt, so überfiel mich ein Schwindel, der mir kaum gestattete, von dem jäh abschüssigen Ufer mich zurückzuziehen und am innern Rande der Straße mich niederzulassen. Der Anfall ging bald vorüber, aber eine unbeschreibliche Mattigkeit in allen Gliedern blieb zurück, so daß ich in St. Alessio, einer kleinen, am Meere gelegenen Ortschaft zu verweilen beschloß, obschon es noch hoch am Tage war.

„Der Fremde hat das Fieber!" riefen mehrere zerlumpte Männer, die um eine Flasche Wein saßen, mir entgegen, als ich in das Wirthshaus trat. Ich wollte auf einen Stuhl mich niederlassen, der Wirth aber faßte mich beim Arm und führte mich hinauf in ein kleines, niederes Stübchen, worin ein elendes Bett sich befand. „Ich werde bald wieder bei Ihnen sein, unterdessen legen Sie sich nieder in mein Bett!" sprach der Mann im Weggehen. Ich folgte seinem Rathe und erlag bald einem heftigen Schüttelfroste.

Nach einer kleinen Viertelstunde stand der Wirth mit einer dampfenden Schüssel vor mir, worin eine Art von Punsch enthalten war, den er mir auf einen Zug zu trinken befahl, um, wie er sagte, das Fieber im Entstehen zu ersticken. Eh' ich die Schüssel völlig geleert hatte, begann in der Küche unter mir eine grelle Musik, in der ich die Töne einer Geige, eines Dudelsacks und einer Pfeife unterschied. „Es sind kalabresische Musiker, die zu einem Feste nach Catania ziehen und allemal bei mir einkehren," sagte der Wirth, indem er mit dem Versprechen, mich später wieder zu besuchen, die Kammerthür hinter sich schloß.

Eine brennende Hitze folgte dem eisigen Frost. Immer verworrener drangen die Töne der Musik in mein Ohr, während fantastische Gestalten, wie herbeigelockt durch die wilden Akkorde, vor meinen geschlossenen Augen vorübergaukelten. Ich weiß nicht, wie lange der quälende Fiebertraum angedauert, aber als ich die Augen wieder aufschlug, stand ein liebliches Frauenbild, in der einen Hand eine irdene Lampe von antiker Form, in der andern ein Glas haltend, an meinem Bette. Ungewiß ob es Trug oder Wahrheit sei, richtete ich mich auf und wischte den Schweiß von der Stirne, sie aber bot das mit

Wasser und Zitronensaft gefüllte Glas mir dar, indem sie sprach: „Trinken Sie Herr! Mein Vater, ein großer Liebhaber der Musik, sitzt drunten bei seinen Bekannten, und hat mir die Sorge für Sie übertragen.“ Gerührt von so viel Freundlichkeit in einem so fremden Lande, küßte ich der scheidenden Wärterin die Hand, horchte noch eine Weile der Musik, die nun auch von Gesang begleitet wurde, und fiel darauf in ruhigen Schlummer.

Herrlich stieg die Sonne aus dem purpurenen Meer empor, als ich am Morgen den Laden meines Schlafgemachs öffnete. Mein Kopf war noch schwer, aber doch fühlte ich mich wieder stark genug, meine Wanderungen fortzusetzen. Ich nahm daher bald Abschied von den menschenfreundlichen Leuten und schlenderte sorglos weiter, über das Flimmern und Glühen des Meeres herzinnig mich freuend. Nach einer halben Stunde Wegs gesellte sich ein Mann zu mir, der sich Maestro Giacinto nannte, und aus Taormina war, wohin eben die Straße mich führte. Wie er hörte, daß ich noch etwas fieberkrank sei, nahm er den Tornister mir ab und versprach mir, mit den Alterthümern seiner Stadt mich bekannt zu machen, indessen seine Frau ein erquickendes Mittags-

mahl für mich bereiten werde. Wir stiegen die steile Straße hinauf und hatten bald die Stadt erreicht.

Taormina, das alte Tauromenium, liegt auf dem felsigen Vorsprung eines Berges, der bei den Alten Mons Taurus geheißen und seiner Marmorbrüche wegen berühmt war. Die Straße vom Meere an führt jäh hinauf zu der Stadt, auf welche, fast vom höchsten Gipfel des zum Theil nakten, zum Theil mit Fruchtbäumen und Wald bewachsenen Berges, das von den Sarazenen erbaute Städtchen Mola mit einem festen Kastell ungemein malerisch herabschaut. Das alte Tauromenium, von Flüchtlingen aus dem von Dionys zerstörten Naxus, um das Jahr 366 vor Christus, gegründet, erhob sich bald zu einer der glänzendsten Städte des Alterthums, von deren Pracht die vielen und großartigen Ruinen noch zeugen. Die jetzige Stadt ist klein und unansehnlich, und zählt kaum sechstausend Einwohner, worunter eine große Anzahl Mönche, die da nicht weniger, als fünf Klöster haben. An den Häusern sieht man allenthalben Säulen und andere Bruchstücke aus der alten Stadt, auch sind von dieser noch ein großer Theil der Ringmauer, ungeheure Wasserbehälter, Ruinen von Tempeln und andere mächtige Trümmer übrig. Vor allen aber erregt das Theater unsere Bewunderung.

Es liegt auf einer ins Meer sich erstreckenden Landzunge, hatte Raum für dreißigtausend Zuschauer, und ist so gut erhalten, daß man seine innere Einrichtung noch ganz vor Augen hat. Die Sitze sind in den Felsen eingehauen, der übrige Theil ist von Backsteinen aufgeführt. Die Aussicht, welche man auf dieser erhabenen Ruine, wo jetzt die Palme ihre mächtige Blätterkrone empor trägt, genießt, gehört vielleicht zu den schönsten in Italien. Man überschaut da mit einem Blicke die ganze Meerenge von Messina, die südliche Spitze von Kalabrien, das glänzende jonische Meer, die mannigfaltig gestaltete Küste Siziliens bis hinab zum Capo Passaro, während landeinwärts zur Rechten der rauchende Aetna in seiner ganzen Größe, wahrhaft eine „Säule des Himmels", wie Pindar ihn nennt, sich aufthürmt.

Nachdem ich an einem der schönsten Novembertage dieses herrlichen Anblicks lange genossen hatte, folgte ich gerne der Einladung des Maestro Giacinto, der unter allerlei verständigen Bemerkungen in seine kleine Wohnung am Eingange der Stadt mich führte, wo seine Frau, mit zwei muntern Buben an der Hand, uns freundlich willkommen hieß.

3.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Göthe.

Von Taormina windet sich die Straße wieder äußerst steil hinunter nach dem am Fuße des Berges gelegenen Dörfchen Giardino. Einige hundert Schritte südlich von diesem erschließt sich, beim Rückblicke nach Taormina, dem Auge ein wunderherrliches Gemälde. Vom Meere herein auf der Höhe zuerst das ungeheure Theater, etwas tiefer, in einer Einsenkung des Gebirgsvorsprungs, die Stadt, hoch über ihr das feste Kastell, steil über diesem das Städtchen Mola, weiter hinauf die waldigen Gipfel des Berges, durch eine tiefe, schwarze Schlucht vom Aetna getrennt, und allenthalben, wo nur ein wenig Erde auf den minder abschüssigen Stellen haften geblieben, eine gigantische Pflanzenwelt von Aloe, Kaktus, Zitronen, Feigen und Palmen. In der Gegend von Giardino, auf einem aus Lava gebildeten Vorgebirge, hat einst die Stadt Naxus gestanden, durch eine von der Insel Naxos, ungefähr siebenhundert Jahre vor Christus, dahin hingeführte Kolonie ge-

gründet. In der Nähe befanden sich auch der berühmte Tempel des Apollo Archagetas, noch zu Kaiser Hadrians Zeit vorhanden, und ein berühmter Tempel der Venus. Von all' diesem aber ist längst keine Spur mehr zu sehen.

Bald unterhalb Giardino kommt man zu der Brücke Caltabiano, welche über den Cantarafluß, den Onobala der Griechen, führt. Weiter hinab, in geringer Entfernung vom Meere, entspringt der Fiume freddo, der Asines der Alten. Die Ebene, welche er durchfließt, bis er ins jonische Meer sich ergießt, ist von Bergströmen, die zu gewissen Zeiten von den Seiten des Feuerbergs herabstürzen, vielfach zerrissen, und es bietet diese ganze Landschaft über Giarrica nach Jaci Reale hinunter einen düstern Anblick, wo jede Stelle des aus schwarzer, verwitterter Lava bestehenden und mit Reben und Weizen bepflanzten Bodens von der furchtbaren Kraft des Feuers zeugt.

Es war Abend, als ich im Flecken Giarrica ankam. Vor der Kirche spielten die kalabresischen Musikanten, die ich schon in der Fiebernacht zu St. Alessio gehört hatte. Eine Menge Menschen standen um sie versammelt und klatschten ihnen Beifall, wozu von Zeit zu Zeit ein Knallen, ähnlich einem Rot-

tenfeuer, sich gesellte. Es kam aus einer Reihe von Mörsern, die längs der Kirche so geordnet waren, daß auf mehrere kleinere immer wieder ein größerer folgte, wodurch eine Art von Rhythmus hervorgebracht wurde, wenn das Feuer an dem sie verbindenden Schwefelfaden hinlief und einen nach dem andern entzündete. Hatte der letzte und größte geknallt, so erhob die Menge ein wildes Jauchzen, die Musikanten spielten und in den Thürmen aller Kirchen ertönte ein helles Glockenspiel. Das war die Vorfeier eines Festes.

Als ich am Morgen die Hauptkirche betrat, in der das Fest gefeiert wurde, ward eben zum Sanctus geläutet. Während auf dem Thurm alle Glocken erklangen, drehte neben dem Hauptaltar ein Kirchendiener ein großes Rad im Kreise herum, woran wenigstens zwanzig größere und kleinere Schellen hingen, deren Geklingel die Ohren betäubte. Der Schluß des Festes machte eine Prozession, wobei die kalabresischen Musikanten noch von einer Schaar Buben mit Kastagnetten begleitet waren, während zu Anfang und zu Ende des Zuges Raketen in die Höhe gelassen wurden, deren Feuerstrahlen die Andächtigen, unter dem Ausruf der Bewunderung, mit ihren Augen verfolgten. Das ist ein Stück von

sizilianischem Gottesdienst — wir werden aber noch schönere kennen lernen!

Gegen Mittag brach ich nach Jaci Reale auf. Die Straße führt immer am Fuße des Aetna dahin. Der Boden besteht durchweg aus verwitterter Lava und ist meistens mit einer üppigen Vegetation bedeckt. In Mungano, einer kleinen, aus wenigen Häusern bestehenden Ortschaft, spielten wieder die Kalabresen, wozu einige Männer tanzten, während zwei halbnakte Kerls so heftig um eine Wurst sich stritten, daß sie sicher einander mißhandelt haben würden, hätte nicht der klügere Wirth den Gegenstand ihres Streites mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in zwei Hälften zerschnitten und jedem seinen Theil zugeworfen, den dieser unter allerlei Verwünschungen verschlang.

Jaci Reale, auf dem Grunde der alten Xiphonia, ist eine kleine Stadt am Fuße des Aetna, nicht weit von der Meeresküste, zu der ein romantischer Felsweg hinabführt. Es ist ganz aus Lava gebaut, hat regelmäßige Straßen und einige schöne Kirchen, doch liegen viele Häuser in Ruinen da, so daß nur die vordern Mauern noch stehen und hinter denselben Alles mit vulkanischem Schutte aufgefüllt ist. Die Landschaft rings umher hat, trotz der

üppigen Vegetation, ein eigenthümlich düsteres Aussehen, wo der tiefschwarze Lavaboden mit der frischgrünen Saat, die eben aus demselben hervorsproßte, in seltsamem Kontraste stand. Hie und da überziehen gelbliche Krustenflechten große Strecken weit die noch nicht verwitterten Basaltenblöcke, welche wild über einandergeworfen da liegen. Unweit von dem Städtchen ragen drei zackige Basaltfelsen aus dem Meere hervor, unter dem Namen der Cyclopeninseln bekannt. Der kleine Meerbusen, aus welchem sie in geringer Entfernung vom Ufer sich erheben, wird der Hafen des Ulysses geheißen, weil Ulysses hier gelandet haben soll, als er den Polyphem auf dem Aetna besuchte. Einer der Felsen, an den eine kleine Insel grenzt, auf welcher der eifersüchtige Riese den Acis getödtet, wird auch Rocca d'Aci genannt. Ueberhaupt ist die ganze Küste von Taormina bis Catania hinab ein Land der Fabel, die hier in geheimnißvollem Zusammenhang mit dem über sie emporragenden Feuerberge steht.

Bald unterhalb Jaci Reale, wo ich die Nacht zugebracht hatte, verließ ich die Straße nach Catania und schlug den Weg rechts nach St. Antonio ein, um auf den Aetna zu gelangen. Man wandelt fortwährend über verwitterte Lava, die in verschiedenen

Strömen von den Höhen des Berges herabgekommen und bald nakt, bald wieder mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt ist, von dem man sich, ohne ihn selbst gesehen zu haben, kaum eine Vorstellung machen kann. Vor St. Antonio, einem artigen und schon ziemlich hoch gelegenen Flecken, begegnete ich dem Richter des Ortes. Als er von mir hörte, daß ich den Aetna besteigen wolle, kehrte er wieder mit mir zurück und gab mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Kollegen, den würdigen Gemmellaro in Nicolosi mit, dessen Name mir schon aus Reisebeschreibungen bekannt war.

Ich erreichte Nicolosi früh am Nachmittag, als eben ein heftiger Sciroko zu wehen begann.

4.

Und noch Niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Schiller.

Nicolosi, ein kleines Dorf, mit einigen wohlgebauten Häusern, ist die oberste Ortschaft am Aetna. Einige hundert Fuß höher liegt noch das Kloster St. Nicolo d'Arena, der letzte von Menschen bewohnte Punkt.

Ich ließ meinen Tornister beim Wirthe zurück und bestieg, ohne auszuruhen, den Monte Rosso, den größten unter den vielen Nebenkratern, aus welchem im Jahr 1669 einer der fürchterlichsten und verheerendsten Ausbrüche stattgefunden. Auf demselben angelangt, zählte ich über fünfzig kleinere und größere vulkanische Hügel, alle südlich und östlich unter dem rauchenden Gipfel des Berges gelegen, und gebildet durch eben so viele, zu verschiedenen Zeiten erfolgte mehr oder minder starke Lavaergüsse. Der Monte Rosso selbst hat zwei Krateröffnungen, auf deren Rand man eine schöne Aussicht genießt, hinab über Catania nach der äußersten Spitze Siziliens, hinein in die Thäler und auf die Berge der Insel, hinaus über das weite jonische Meer, und endlich aufwärts an den riesigen Feuerberg, an dessen Seiten, trotz der vielen aus ihm hervorbrechenden Verheerungen, der Mensch immer wieder sich angesiedelt, mit einer furchtbaren Zuversicht sein Haus auf die kaum erkalteten Lavaströme wieder aufbauend.

Ich würde noch lange bei diesem erhabenen Anblicke verweilt haben, hätte der Wind aus Süden her nicht bald so an Stärke gewonnen, daß ich oft, um nicht von der Höhe herabgeworfen zu werden, auf den Boden mich niederlegen mußte. Wie

ich zurückkam in meine Lokanda, hatte der Wirth ein großes Feuer in der Küche angezündet, dessen Wärme sehr wohlthätig auf mich einwirkte. Denn es war der sechszehnte November, und der Abend auf dieser Höhe ziemlich frisch. Nach kurzer Rast begab ich mich zu Signor Gemmellaro, der mich aufs freundlichste empfing, aber keine Hoffnung mir machen wollte, am kommenden Morgen den Berg ersteigen zu können. Ich brachte den ganzen Abend bei dem trefflichen Manne zu, der schon dreiundzwanzig Jahre den Vulkan beobachtet, mehrere seiner Ausbrüche beschrieben hat, und sich scherzweise „Wächter des Aetna“ nennt.

Auf meine Frage, welches wohl die Ursache sei, daß in spätern Zeiten die Ausbrüche des Vulkans fast immer nach Süden hin statt fanden, wie die Menge der vulkanischen Hügel auf dieser Seite zeige, erwiederte mir Gemmellaro: „Man müsse annehmen, daß vor Jahrtausenden das Meer zwischen dem felsigen Vorgebirge von Taormina und dem von Syrakus eine tiefe Einbuchtung gemacht, in welcher der Vulkan als Insel oder Halbinsel gelegen habe. Durch seine Ausbrüche einerseits, und anderseits durch die Anschwemmungen, welche der aus dem Innern der Insel kommende Fluß Symäthus nach und nach ge-

bildet, sei diese Meeresbucht allmälig ausgefüllt und so die Ebene von Catania, südöstlich vom Aetna, erzeugt worden. Dieses neugebildete Land aber sei wenig fest gewesen, und deßhalb haben die spätern Feuerausbrüche leichter dahin geschehen können."

Ueber den Ursprung der Sage von den Cyclopen an der Nordseite des Vulkans bemerkte er: „Es sei aus den oben angegebenen Gründen die nördliche und zum Theil auch die östliche Seite des Berges schon vor Jahrtausenden ruhig geworden, ein üppiger Pflanzenwuchs habe auf der verwitterten Lavamasse sich angesetzt, Menschen seien gekommen, um da sich anzusiedeln, haben aber, in Ermanglung von Häusern, in Grotten und Höhlen gewohnt, und daraus seien die Fabeln von den Cyclopen entstanden."

Dieses sind einige von Gemmellaro's Ansichten. Wenn seine Erklärungen auch manches dunkel lassen, so zeugen sie doch, daß er über die Erscheinungen des merkwürdigen Berges nachgedacht habe.

Uebernacht hatte der am Abend noch sternhelle Himmel mit finstern Wolken sich überzogen, und der Aetna war bis weit hinab mit Schnee bedeckt, als ich am Morgen erwachte. Da war nun an kein Ersteigen des Berges zu denken, um so weniger, weil der Wind mit fürchterlicher Gewalt wehte und

die aus dem Innern des Vulkans ununterbrochen emporsteigenden Rauchmassen weit gegen Norden trieb. Ich begab mich wieder zu Gemmellaro und unterhielt mich den ganzen Vormittag über mit dem Manne, dessen treffliche Eigenschaften mir immer mehr Achtung und Liebe zu ihm einflößten. Er zeigte mir seine schöne Sammlung von Lavaarten, die er während seines langen Aufenthalts am Aetna gemacht, und die, mit seinen Bemerkungen darüber, sehr belehrend ist. Nicht minder freute es mich, mehrere seiner Abhandlungen über die Erscheinungen des Berges von ihm zum Geschenke zu erhalten. Unter den vielen Reisenden, die ihn in Nikolosi besucht, und deren Namen er alle in einem Buche aufbewahrt, erinnerte er sich mit besonderm Interesse an Rehfueß. Ueberhaupt scheinen die Deutschen einen viel tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als die Franzosen und Engländer, was er auch offen gestand.

Den Nachmittag brachte ich, trotz des heftigen Windes, mit Untersuchungen am Monte Rosso und dessen Umgebungen, und den Abend wieder bei Gemmellaro zu. Er saß beim Schein einer Lampe an seinem Schreibtische und hatte vor sich ein Buch aufgeschlagen, als ich in sein Zimmer trat. Eine

stille Heiterkeit lag auf dem schönem Angesichte des Greisen, und wie er das Auge emporhob zu mir, sprach aus seinen Blicken jene innere Ruhe, die nur nach Besiegung vieler Zweifel gewonnen werden mag. Aus Furcht, in seinen Betrachtungen ihn zu stören, wollte ich mich mit einer Entschuldigung wieder entfernen, er aber stand auf, ergriff meine Hand und bat mich zu bleiben.

„Es ist mir so zum Bedürfniß geworden, in einsamen Stunden, deren ich hier oben so viele habe, einen Blick in die zukünftige Welt zu werfen," sprach er, als wir uns beide gesetzt hatten. „Das Buch, welches ich da lese, handelt über jene Welt, und bezeichnet auch den Pfad, der eingeschlagen werden müsse, um glücklich dorthin zu gelangen. Ich bin aber mit dem Verfasser nicht einverstanden. Er meint, man müsse von seinen Mitmenschen sich zurückziehen und allem Genusse des Lebens entsagen, ich hingegen glaube, der Mensch soll unter den Menschen leben, soll ihnen beistehen mit Rath und That, und soll genießen, was ohne Nachreue sich genießen läßt. Das war von jeher mein Grundsatz, und ich bin demselben treu geblieben bis in mein hohes Alter. Wozu die herrliche Natur, wenn nicht zur Freude des Menschen? Nicht in engen, finstern Zellen,

sondern unter dem weiten, heitern Himmel lernen wir Gottes Herrlichkeit erkennen, und achten wir nur immer auf die Gesetze der Natur, so wandeln wir sicher den rechten Weg." Der ehrwürdige Greis sprach diese Worte mit einer Wärme und Zuversicht, die keinen Zweifel zuließen, daß sie nicht aus seiner innersten Ueberzeugung geflossen. „Es ist sonderbar," fuhr er nach einer Weile wieder fort, „daß die Menschen so sehr geneigt sind, ihren Gott als einen finstern Tyrannen darzustellen, in dessen Auge jede freudige Regung seiner Geschöpfe als Sünde erscheinen, und der uns seinen Himmel nur um den Preis der Entsagungen öffnen soll, während doch im Gegentheil alles auf der Erde und am Himmel nur von seiner Liebe redet. Nein, ich denke nicht so, wie diese Menschen, und daß ich nicht im Irrthum sei, sagt mir eine Stimme in meinem Innern!"

In diesem Sinne redete der „Wächter des Aetna" noch länger fort, und als er endlich zu sprechen aufgehört, seine Hand auf der meinigen lag und seine Blicke den meinigen begegneten, leuchtete aus seinen Augen ein Feuer, das nur eine so heitere und reine Ansicht des Lebens zu entzünden vermag.

Es war schon spät, als wir schieden. Wie ich hinaustrat aus der Thür des gastlichen Hauses und

hinaufschaute nach der Spitze des Berges, schwankte eine hohe Feuersäule über dessen Gipfel, in deren rothem Widerschein der Schnee wundersam erglühte, während von Zeit zu Zeit ein dumpfes Dröhnen sich vernehmen ließ und durch die stille Mitternacht grausenhaft verzitterte.

5.

Traun, diese Stadt ist wohlgethan,
Wie fangen das die Bürger an?
An Haus, an Gut, im Schooß der Ehen,
Mit allem sind sie wohl versehen.

G. Schwab.

Am Morgen zeigte sich immer noch keine Aussicht, den Berg zu besteigen. Auch hatte der lähmende Sciroko eine solche Mattigkeit in mir hervorgerufen, daß ich für den Augenblick den Versuch gerne aufgab, und mich entschloß, meine Reise nach Syrakus fortzusetzen.

Den Saumweg von Nicolosi nach Catania hinabsteigend, gelangt man durch mehrere größere und kleinere Ortschaften, die alle auf verwitterten Lavaströmen gebaut und vom üppigsten Pflanzenwuchse umgeben sind. Trotz dieser unvergleichlichen Fruchtbarkeit des Bodens, durch welche die Natur in ruhi-

gen Zwischenräumen wieder ersetzen zu wollen scheint, was sie in stürmischen Augenblicken verwüstet, spricht aus den Einwohnern nur Armuth und Elend. So wie man aber der Lavastadt sich nähert und in die lange, herrliche Straße, welche vom Aetna her dieselbe in gerader Richtung durchschneidet, eintritt, gewinnt alles auf einmal eine ganz andere Gestalt, und man erstaunt über die Pracht und Ordnung, die bei jedem Schritte sich kund geben.

Catania, eine der ältesten griechischen Kolonien, siebenhundert und zwanzig Jahre vor Christus gegründet und im Laufe der Zeit durch Kriege, Erdbeben und Ausbrüche des Feuerberges so oft verwüstet, ist noch heute eine prächtige Stadt, mit ungefähr fünfzigtausend Einwohnern. Sie liegt hart am Meere, am Fuße des Aetna, und ist rings von gewaltigen Lavaströmen umgeben, die an der Küste felsartig sich aufthürmen, und auf deren zerbörkeltem Rücken Reben, Oelbäume, Feigen, Granaten, Mandeln, Kastanien, Kaktus, Cypressen, Pinien und Palmen üppig emporwachsen. Ein ewiger Frühling herrscht da, denn wenn die Kastanien reifen, stehen die Mandelbäume oft schon wieder in voller Blüthe. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut, die meist prächtigen Häuser an den langen und breiten Stra=

ßen, welche dieselbe in verschiedenen Richtungen durchschneiden, sind mit Balkonen versehen, und alles hat ein reinliches und freundliches Aussehen, was dem Auge, wenn man aus dem Schmutz und dem Elend der kleinern sizilischen Städte herauskommt, ungemein wohl thut. Unter mehrern öffentlichen Plätzen zeichnen der Marktplatz und der Domplatz sich aus, ersterer mit schönen Gebäuden, worunter das prachtvolle Universitätsgebäude, letzterer mit einem hohen Obelisken geziert. An der Domkirche sieht man mehrere schöne Säulen, welche aus dem griechischen Theater genommen worden. Eine andere von da herstammende Säule steht am Eingange des langen und prächtigen Corso, am Meere, und trägt die Statue der heiligen Agatha, der Schutzpatronin der Stadt. Die Gebeine dieser von den Catanern hoch verehrten Heiligen ruhen in der Kathedrale, wo man auch ihren Schleier noch aufbewahrt, als Schutzmittel gegen die Ausbrüche und Verheerungen des Vulkans. Die Einwohner bilden einen schönen und kräftigen Schlag von Menschen, unter denen immer noch Handel und Betriebsamkeit herrschen, obschon der einst geräumige und schöne Hafen durch einen Lavastrom fast ganz verschüttet worden. Auch die Wissenschaften werden in Catania,

dessen Hochschule zu den ältesten in Europa gehört, immer noch mit Eifer gepflogen. Die akademische Gesellschaft, die sich vorzüglich mit Untersuchungen des Aetna beschäftigt, das prächtige Museum des Prinzen Biscari, so wie andere verdienstvolle Sammlungen aus dem Gebiete der Kunst und der Natur sind sprechende Beweise dafür.

Es war gegen Abend, als ich die Stadt betrat. So sehr mein Kopf von dem immer noch heftig brausenden Sciroko eingenommen war, so wollte ich doch nicht versäumen, das Theater zu besuchen, wo die „Jungfrau vom See“ gegeben wurde. Das Haus war gedrängt voll, und manch bezauberndes Angesicht, getragen von einer edeln Gestalt und umschattet von einer Fülle von dunkeln Locken, schaute aus den zierlichen Logen herab, das Spiel hingegen war so ohne allen Anstand, daß ich mich wahrhaft darüber entsetzte. Polizeidiener und Szenenstoßer standen als Zuschauer auf der Bühne und machten da ihre Glossen, während die Spielenden laut gähnten und statt abzutreten oft nur im Hintergrund auf Bänke sich setzten — ein Spektakel, wie ich es hier zum ersten Mal gesehen.

Am andern Morgen besuchte ich mit einem Empfehlungsschreiben Don Carlo Gemmellaro, Bruder

des „Wächters am Aetna,“ und Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Catania. Er empfing mich freundlich und gab mir seinen wohlunterrichteten Sohn als Begleiter in das Benediktinerkloster St. Nicolo mit, das eine große Bibliothek und ein ziemlich reichhaltiges Museum besitzt, worin besonders die verschiedenartigen Lavaarten des Aetna höchst interessant sind. Das berühmte Kloster liegt südwestlich über der Stadt, und ist das prächtigste Gebäude in ganz Catania. Man steigt auf einer herrlichen Marmortreppe zu demselben hinan. Die Kirche, eine der schönsten in Italien, enthält einige gute Gemälde und eine ausgezeichnete Orgel. Hinter dem Klostergebäude breitet, auf einen Lavastrom gebaut, ein üppiger Garten sich aus, voll köstlicher Gewächse des Südens. Von ihm genießt das Auge eine unvergleichlich schöne Aussicht auf den rauchenden Aetna und das aus seinen Lavaströmen emporgewachsene Pflanzenparadies. Unter diesen Strömen ist besonders der, welcher im Jahr 1669 aus dem Monte Rosso sich ergossen, höchst merkwürdig. Er kam bis hinunter nach Catania, zerstörte auf seinem vier Stunden langen Zuge neunzehn blühende Flecken und Dörfer, und fast die Hälfte der Stadt, und drang über achtzig Fuß weit in das Meer hinaus.

Es ist ein schrecklicher Anblick, diesen ungeheuern Lavastrom vom Garten des Klosters aus in all seinen Wallungen, die nun erkaltet da stehen, zu überschauen. Wie ein starrer, schwarzer, riesiger Leichnam liegt er da an der Seite des Berges, bedeckt an seinem Fuße mit weißen Tüchern, welche die lärmende Schaar der Wäscherweiber täglich zum Trocknen da ausbreitet.

Den Nachmittag brachte ich damit zu, die Alterthümer, welche Catania noch besitzt, zu besuchen. Es ist aber davon wenig mehr zu sehen, weil durch die häufigen Verheerungen, welche der Feuerberg auf die Stadt herabgesendet, das Meiste zerstört und unter Lava begraben worden ist. Die größte unter den noch vorhandenen Ruinen ist das griechische Theater, am westlichen Ende der Stadt gelegen und zum Theil mit Lava bedeckt. Man steigt mit einer Fackel hinab und sieht da noch einen Theil der Sitze. Bei den Nachgrabungen, welche der Prinz Biscari darin hat machen lassen, fanden sich einige Statuen und Inschriften, die jetzt im Museum desselben aufbewahrt werden. Am Thor nach Jaci Reale zu sind noch Ueberbleibsel eines Amphitheaters vorhanden, und unter der Kathedrale befindet sich ein ansehnliches Bad, das auf vier Pilastern ruht

und in mehrere Kammern und Gänge abgetheilt ist. Von dem einst so berühmten Tempel der Ceres ist nur noch ein Stück von einer Mauer übrig. Endlich liegen auf einem Gute des Barons Gioeni die wenigen Trümmer einer alten Wasserleitung, die das Wasser einst über fünf Stunden weit her in die Stadt brachte.

Gegen Abend machte ich noch einen Gang hinaus auf die ungeheuern Lavamassen, welche am Ufer gegen Jaci Reale hin sich aufthürmen. Da ruht ein erkalteter Strom über dem andern, oft senkrecht gegen das Meer hin abgeschnitten, oft überhängende Klippen bildend, in deren Höhlungen die Wellen dumpf sich brechen. Das leicht bewegliche Element war von dem immer noch anhaltenden Sciroko in gewaltigem Aufruhr, und der milchweiße Schaum der flettschenden Brandung erschien in grellem Kontraste zu den tiefschwarzen Massen, die er überspritzte. Zahlreiche Muscheln, worunter verschiedene Arten der Patella und Fisurella, wurden aus der Tiefe auf die an einigen Stellen über hundert Fuß hohe Küste hinaufgeschleudert und fielen da zu meinen Füßen nieder. Es war, als ob das Meer, erzürnt über das frühe Erkalten und Erstarren der einst auch flüssigen Lava, diese wieder hätte

aufweichen mögen, um eine neue feurige Umarmung von ihr zu empfangen.

Mit Einbruch der Nacht war der ganze Corso, zur Feier des Namensfestes der Königin, beleuchtet. In einem prächtigen Galawagen fuhr der Tenente oder Statthalter daher, und alle Balkone waren mit glänzenden Damen angefüllt. Vor der Säule der heiligen Agatha war Musik, und bunte Gruppen hielten da ihre malerischen Tänze. Aus der mit Hunderten von Fackeln erhellten Ferdinandsstraße herab erscholl durch die ganze Stadt der Lärm der Früchtehändler, während nakte Bettler, nur um die Lenden mit einem schmutzigen Lumpen bedeckt, ihre gierigen Blicke auf die an den Ecken stehenden Kastanienbrater warfen, die da mit mörderischem Geschrei die Vortrefflichkeit der Früchte lobten, welche sie unter wilden Grimassen in ihren Bratpfannen rüttelten.

Mitten unter diesem Lärm lag vor der mit Votiftafeln angefüllten Kapelle der Agatha ein wohlgekleideter Mann auf seinen Knien. Er war in tiefes Gebet versunken zu der Heiligen, und schien nichts zu hören von dem wilden Taumel seiner Mitbürger.

6.

Erd' und Himmel sind ja mein:
Rede muß mir alles geben,
Vögel, die in Lüften schweben,
Wälder, Blumen und Gestein!
Schreiber.

Von Catania führt nur ein elender Saumweg nach Syrakus, obgleich diese beiden Städte zu den größten und volkreichsten der Insel gehören. Man geht, wenn man die Stadt verläßt, über den Fuß des großen Lavastroms vom Monte Rosso und gelangt bald hinaus in die Ebene von Catania. Diese herrliche, schon im Alterthum wegen ihrer großen Fruchtbarkeit berühmte Ebene erstreckt sich vom ionischen Meere weit hinein zwischen dem Aetna und den Höhen von Lentini, und wird im Südwesten von einem röthlich grauen Kalkgebirge, dem Hybla der Alten, begrenzt. Aus dem Innern der Insel kommend, durchfließt sie der Symäthus in mancherlei Krümmungen, bis er ins Meer sich ergießt. Sie trägt offenbar den Charakter eines alten Meeresbodens, und mag zum Theil durch die Gewalt des Feuers aus dem Meere emporgehoben, zum Theil aber auch durch Anschwemmungen des Flusses, der

da, wo er ins Meer fällt, immer noch neue Ablagerungen macht, gebildet worden sein. Eine seltsame optische Täuschung, wie man sie häufig auf der Campagna Roms und nicht selten auch auf den sandigen Ebenen an der Ostsee wahrnimmt, läßt alle Gegenstände auf ihr sehr groß erscheinen. Die Pflüger, welche mit rothen, langgehörnten Ochsen am Symäthus ackerten, kamen mir aus der Ferne riesenhaft vor, und schienen mehr in der Luft zu schweben, als auf der Erde zu stehen — eine Erscheinung, nahe an die eigentliche Luftspiegelung gränzend, die an der Ostküste Siziliens nicht selten sich zeigen soll.

Es war gegen Mittag, als ich den Symäthus, jetzt Giaretta genannt, erreichte. Er fließt trübe und langsam zwischen hohen Binsen dahin, und wird in einer Barke übersetzt. Am rechten Ufer des Flusses steht ein kleines Fährhaus, vor welchem man eine schöne Aussicht auf den Aetna genießt, der nordwestlich aus der Ebene emporsteigt, dunkle Wolken um sein Haupt versammelnd. Noch schöner und großartiger aber wird dieser Rückblick auf den riesigen Feuerberg und seine Umgebungen, wenn man das kleine Dörfchen in der Nähe des Flusses hinter sich hat und auf dem zerklüfteten Steinlager von Premosoli steht, welches voll versteinerter Muscheln und

offenbar durch die Gewalt des Feuers aus dem Meere einst empor gehoben worden ist. Hier schaut man den Aetna in seiner ganzen Größe, einen Theil des jonischen Meeres, die Ebene von Catania, den schlängelnden Lauf des Symäthus und landeinwärts die malerische Gebirgskette, welche die Aussicht nach Westen und Süden schließt.

Nach Professor Daubeny's Ansichten gehören die vulkanischen Berge Siziliens, die an der südlichen Grenze des pelorischen Gebirges beginnen und über Lentini und Syrakus sich hinabziehen bis zum Capo Passaro, zwei verschiedenen Perioden an: diejenigen, welche mit Kalkgebirgen wechseln, einer antidiluvianischen, dagegen die, so den größten Theil der aus dem Aetna geflossenen Lava umfassen, einer postdiluvianischen. Wie ich hier so stand und diese Berge anblickte, und dabei die Beobachtungen, die ich bereits von Taormina bis nach Nicolosi gemacht hatte, zu Rathe zog, da blieb mir auch nicht der mindeste Zweifel mehr übrig, daß der Aetna einst eine Insel gewesen, wie es der brennende Stromboli unter den, der Nordküste Siziliens gegenüber gelegenen liparischen Inseln jetzt noch ist, und daß er erst in Folge langer Zeit, mittelst allmähliger Ausdehnung seines Umfangs durch Ausbrüche, von denen keine geschicht-

liche Kunde zu uns gelangt ist, mit den pelorischen und hybläischen Gebirgen zusammengestoßen. Die Gründe dafür auseinanderzusetzen, würde mehr Raum erfordern, als ich diesen flüchtigen Darstellungen zugedacht habe. Die Fabel, daß die Cyclopen Berge auf Berge thürmten, um den Olymp zu erstürmen, bis Zevs die Frevelhaften durch seine Blitze niederschlug und unter Trümmer begrub, unter denen sie jetzt noch seufzen, ist eine schöne allegorische Darstellung des durch gewaltige Auswürfe höher und immer höher sich aufthürmenden Aetna, der in gleichem Maße auch an Umfang gewinnen mußte. So kann auch unter dem Riesen Polyphem, der, wie der Name schon andeutet, mit so starker Stimme um die Geliebte seufzte, daß er weit durch Kalabrien hinauf gehört wurde, wohl nur der Aetna, unter Galathea dagegen das Meer, und unter Acis ein Fluß verstanden werden, der in dieses sich ergoß, bis der Eifersüchtige mit einem Stein ihm die Stirn zerschmetterte, das heißt, bis sein Lauf von einem Ausbruche des Aetna verschüttet wurde. Das „Blut des Acis," von dem Virgil und ältere Dichter schon reden, fließt zu dieser Stunde noch — ein in der Nähe der Cyclopenfelsen von Ocher geröthetes und über eine steile, schwarze Lavawand bei Jaci Reale ins Meer hinab-

rinnendes Wasser. Ueberhaupt ist in den allegorischen Darstellungen der Alten, die gewiß alle aus der Natur geschöpft sind, viel mehr Wahrheit, als wir oft wähnen, nur liegt gar Vieles zu ferne, als daß wir es jetzt noch richtig zu deuten vermöchten.

Das Steinlager von Premosoli besteht aus einem weichen tuffartigen Kalkstein, der nur stellenweise mit Erde bedeckt, häufig aber von schwarzen, vulkanischen Massen durchbrochen ist. Im Innern desselben müssen weite Höhlen verhanden sein, indem die Hufschläge der Pferde, die darauf weideten, ein dumpfes, lang anhaltendes Dröhnen hervorriefen. Hat man eine gute halbe Stunde über diese steinige Anhöhe zurückgelegt, so erblickt man an ihrem westlichen Ende den See von Biveri, wo Pluto mit der geraubten Proserpina zur Unterwelt hinabgestiegen, und südlich über demselben, an der Bergseite, das anmuthig gelegene Städtchen Lentini, das alte Leontium, berühmt wegen der Fruchtbarkeit seiner Gefilde, wo nach Diodor der Weizen wild aufsproßte, nach Plinius der Boden hundertfältige Früchte trug, und deren Bewohner Cicero die Häupter des Weizenhandels nannte. Der See hat eine fast dreieckige Gestalt, und ist offenbar der Krater eines ausgebrannten Vulkans. Auf ihm leben zahlreiche schwarze

Wasserhühner, die im Uferschilf ihre Nester bauen. An der Straße, die neben der Südspitze des See's vorüber führt, stehen einige elende Fischerwohnungen, deren bleichen Bewohnern man es deutlich ansieht, daß an den Ufern dieses schwärzlich schmutzigen Wassers die Mal' Aria in hohem Grade herrsche.

7.

Lauschend hält dich Volk umfangen,
Elend in dem hohlem Blick,
Hungers Furchen in den Wangen,
Last der Knechtschaft im Genick!
A. Grün.

Das heutige Lentini, mit ungefähr fünftausend Einwohnern, ist ein schmutziges Städtchen, aber seine Lage an einem vielfach zerklüfteten, mit Kaktus und Oelbäumen bewachsenen Felsabhange ist sehr romantisch. Etwas südlich über ihm, auf der Höhe des Felsens, erhebt sich das regelmäßige, aber völlig ruinenartige Carlentini, von Karl dem Fünften erbaut. Die Sonne war bereits untergegangen und ein weißgrauer giftiger Dunst lag über dem See ausgebreitet, als ich das Städtchen erreichte. Ich hatte die vom Wirthe mir angewiesene Kammer kaum in Besitz genommen, als Männer, Weiber und

Kinder, alle in zerlumpter Kleidung und voll Schmutz, in das Haus sich drängten, die Zimmerthür öffneten und unter allerlei Grimassen mich angafften. Um der lästigen Neugierde zu entgehen, trat ich auf den Balkon vor das Fenster hinaus, und kam vom Regen unter die Traufe. Denn kaum daß ich da erschien, erscholl von unten herauf der Ruf: „Ein Fremder ist angekommen!“ und Schaaren drängten sich herbei. Zum Glück aber erhielt die Neugierde bald einen andern Gegenstand, indem ein Mann mit einem Affen daher kam und denselben seine Künste machen ließ, denen die Menge lärmend sich zuwandte. Es war dieses das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich freute, einem Affen nachgesetzt zu werden.

Der Morgen war hell und klar, herrlich leuchtete der beschneite Gipfel des Aetna, und über dem Meere lag ein wunderbares Rosenlicht ausgegossen, als ich nach Syrakus aufbrach. Mein Herz schlug hoch bei dem Gedanken, heute das langersehnte Ziel meiner Reise zu erreichen. Ich war noch nicht weit gegangen, als jede Spur eines Weges sich verlor, und nichts vor mir lag, als ein weites, pfadloses Steinfeld. Zwei Männer, welche die Rinde der Korkeichen, deren mehrere in der Gegend stehen, abschälten, bemerkten aus der Ferne meine Verlegenheit

und deutete auf einen weißen Fleck am Meere hin, dem ich zuwandern sollte. Ich folgte ihrer Weisung, schaute im Hinabsteigen westlich auf hohen Felsen das Städtchen Melelli, wo früher in Menge das Zuckerrohr angebaut worden, östlich hingegen, auf einer Insel im Meere, die alte, mit Festungswerken umgebene Augusta, und gelangte nach ungefähr zwei Stunden zu den Salinen neben der Halbinsel Magnisi, dem alten Thapsos, an deren Spitze eine der reichsten Thunnfischereien des Mittelmeeres liegt.

Der Thunnfisch, in Sizilien Tonno genannt, gehört zur Gattung der Makrelen. Er wird gewöhnlich zwei Fuß lang und an sieben Pfund schwer, kann aber auch eine Länge von acht bis zehn Fuß und ein Gewicht von mehrern hundert Pfunden erreichen. Seine Gestalt ist ziemlich spindelförmig, die Farbe oberhalb stahlblau, an der untern Hälfte der Seiten und am Bauche silberglänzend. Hinter den beiden Rückenflossen stehen noch acht bis zehn Flössel. Er kommt vorzüglich im Mittelmeer vor, und wird besonders an den Küsten von Sardinien, und an der Nord- und Ostküste Siziliens gefangen. Man fängt ihn mit Angeln an starken Schnüren, hauptsächlich aber mit großen, eigens dazu eingerichteten Netzen, welche in Sizilien Tonnari heißen.

Wie in Sardinien, so ist der Thunnfischfang auch in Sizilien eine Art von Volksfest, woran Tausende aus allen Ständen sich belustigen. Die Thunnfische halten, wie man jetzt glaubt, in der Tiefe des Meeres sich auf, und kommen zur Laichzeit, welche in den Mai und Juni fällt, in ungeheuern Schaaren an die Küste, wo ihnen die Netze gestellt werden. An der Spitze jedes Geschwaders schwimmt ein großer starker Fisch, gleichsam als Anführer, dem die andern instinktmäßig nachziehen. Haben sie sich in hinlänglicher Anzahl in den Netzen gesammelt, so werden sie von den Fischern, die da in Booten auf sie warten, mit Speeren, Harpunen und Wurfspießen getödtet und nachher haufenweise in die Boote gezogen. Das Springen und Schlagen der getroffenen Fische, das schäumende Blutmeer, das Geschrei und der Jubel der Fischer sind es, was dem Fange seinen Reiz verleiht und die Tausende von Zuschauern herbeilokt und belustigt.

Schon bei den alten Völkern wurde der Thunnfisch sehr geschätzt. Die Griechen hatten ihn sogar der Göttin Diana geweiht. Das Fleisch sieht fast wie Rindfleisch aus, wird durch Kochen blaß, und schmeckt wie Salm. Es wird frisch genossen, aber auch eingesalzen und in Handel gebracht. Bei Pa=

lermo, an der Nordküste Siziliens, wo der Fang am reichsten ist, sollen jährlich an zwanzigtausend Fässer Thunnfische eingesalzen werden. Fängt der Fisch an, in Fäulniß zu übergehen, so wirkt sein Genuß höchst nachtheilig auf die Gesundheit, indem er Entzündung im Schlund, heftige Magenschmerzen und Durchfälle, und reichlich genossen selbst den Tod verursacht. Die Polizei ist daher auf die ankommenden Ladungen immer sehr wachsam, und oft, besonders wenn der warme Sciroko weht, müssen ganze Ladungen wieder ins Meer geworfen werden.

Was die Gewinnung des Seesalzes betrifft, so ist dieselbe sehr einfach. In das flache Ufer sind mehrere breite, anderthalb bis zwei Fuß tiefe Gräben gemacht, in welche das Meerwasser hineingeleitet und durch einen Damm vom Meere abgeschlossen wird. Durch die Sonnenwärme verdunstet nun das Wasser, und das Salz bleibt auf dem Boden der Gräben als schmutzig weiße Kruste zurück, die dann zu großen, zuckerhutförmigen Haufen zusammengeschaufelt wird, um sie hernach von den erdigen und andern Beimischungen zu reinigen. Diese Haufen, die da in großer Anzahl sich erheben, bieten aus der Ferne einen seltsamen Anblick dar, wenn die Strahlen

der Sonne in den Krystallflächen des Salzes vielfältig sich brechen.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als ich aus dem Schlummer erwachte, der mich im Schatten eines Oelbaumes beschlichen hatte. Wie ich die Augen aufschlug, kam ein dicker Pfaff auf einem keuchenden Esel daher geritten. Ich richtete mich auf, grüßte den Reiter und fragte, wie weit es noch sei bis Syrakus? „Auf meinem Esel bin ich zeitig dort, Ihr aber werdet wohl etwas später hinkommen," antwortete dieser, mit dem gewundenen Palmenstocke dem Thierlein einige derbe Hiebe versetzend. Während ich über die allerdings richtige, aber doch etwas seltsame Antwort noch staunte, stolperte das gepeischte Vieh über einen Stein, und Pfaff und Esel lagen auf dem Boden. „Der Hochmuth kommt vor dem Fall!" dachte ich still bei mir, nahm meinen Tornister auf den Rücken und zog auch wieder weiter.

Der Weg führte mich lange durch ein ödes, steiniges, zum Theil mit Disteln bewachsenes Gefilde, bis er endlich sich hinaufwand durch die sogenannte Scala Greca auf die felsige Landzunge, an deren südöstlichem Abhange ich das Ziel meiner Wanderschaft erblicken sollte.

8.

Umsonst blickt Titan hier so milde,
Umsonst bekrönet er im Jahr
Zwei Mal mit Ernte die Gefilde;
Du suchst von Allem, was einst war,
Umsonst die Spur!

Seume.

Golden sank die Sonne hinter dem honigreichen Hybla hinab, ihre letzten Strahlen rötheten des jonischen Meeres ruhige Spiegelfläche und ein sanfter Widerschein sprang über die felsige Küste herein, als ich den Boden betrat, wo Syrakus, mit anderthalb Millionen Einwohnern bevölkert, einst glänzte. Die Stadt, mit welcher nur Athen verglichen werden durfte — die Stadt, welche die Athener und Karthager besiegt, und den Römern so lange Widerstand geleistet — die Stadt, in welcher Timoleon, nachdem er die Tyrannen vertrieben, so lange glücklich lebte, Hierons Tugenden glänzten, Theokrit seine Idyllen gedichtet und Pindar viele seiner begeisternden Oden gesungen — Syrakus wollte ich sehen. Erreicht war nun das Ziel meiner Reise, gestillt der jahrelangen Sehnsucht heisses Drängen, mit klopfendem Herzen stand ich da und schaute mich um in dem weiten Raum, und sah Nichts! Ein weißer, dürrer

Kalkfels, blos hin und wieder mit wenig Erde bedeckt, dehnte stundenweit um mich sich aus, und nur was in diesen eingehauen worden, steht in halbverwischter Form noch da, so daß man zweifeln möchte, ob denn solcher Glanz und solche Größe, wie sie die Geschichte uns beschreibt, je hier geherrschet haben.

Mit Ungeduld erwartete ich den Morgen, um hinaufsteigen zu können auf den Felsabhang, den einst das alte Syrakus bedeckte. Endlich fing es im Osten zu dämmern an, und ein heller Sonntagsmorgen zog herauf aus dem gerötheten Meere, als ich die Stadt verließ, in der noch tiefe Stille herrschte. Bald hatte ich die Höhe über dem Ohr des Dionys erreicht, wo eine weite Aussicht dem Auge sich erschloß. Ich setzte auf die Trümmer der alten Wasserleitung mich nieder und überließ mich den Empfindungen, die der Schauplatz so großer Ereignisse hervorrief.

Syrakus, von Archias, einem Herakliden aus Korinth und Anführer einer griechischen Kolonie, im Jahr 781 vor Christus gegründet, wuchs unter günstigen Umständen schnell zu einer blühenden Stadt, deren rasch zunehmende Bevölkerung bald eine Erweiterung ihrer Grenzen nöthig machte. Akradina,

Tyche und Neapolis wurden nach und nach angelegt, bis endlich die Epipolis, auf der Spitze des Felsens, als äußerster Punkt angenommen und die kolossale, aus fünf Abtheilungen bestehende Stadt mit einer Mauer, welche fünf und eine halbe geographische Meilen im Umfang hatte, umzogen wurde.

Mit der wachsenden Macht nach Außen wachsen aber auch die Zwiste im Innern, bis Syrakus, der bürgerlichen Unruhen müde, im Jahr 492 vor Christus dem Gelon die oberste Gewalt anbietet. Der neue Herrscher zeigt des großen Vertrauens sich würdig, indem er die Gesetze verbessert, Handel, Industrie und Ackerbau hebt, dreißigtausend karthagische Feinde unter den Mauern von Himera vernichtet, und das Maß seines Ruhmes dadurch voll macht, daß er sich freiwillig erbietet, vom Throne zu steigen, und den Syrakusern ihre Freiheit wieder zurückzugeben, was diese aber nicht wollen. Sein Nachfolger Hieron, anfangs heftig und leidenschaftlich, später milde und gerecht, erhebt Syrakus zum Sitze der Musen: Simonides, Pindar und Aeschylus lesen da ihre unsterblichen Dichtungen dem Volke vor, und griechische Künstler schmücken mit ihren Meisterwerken die Insel. Thrasybul besteigt den Thron, macht durch seine Grausamkeiten sich verhaßt, und flüchtet sich nach

Locri. Die Syrakuser feiern ihre Befreiung durch glänzende Feste, ihrem Beispiel folgen andere Städte, und die Zeit der Republiken bricht für Sizilien an.

Aber Syrakus wird übermüthig und drückt seine Nachbarn, die Leontiner. Diese rufen die Athener zu Hülfe, und ein furchtbares Heer belagert, im Jahr 460 vor Christus, die Stadt. Hermokrates weiß seine Mitbürger zu begeistern, daß sie einen Ausfall machen und die feindlichen Heere in die Sümpfe des Anapus zurückschlagen, wo die Seuche sie heimsucht, bis endlich die wenigen Trümmer in die Hände der Sieger fallen, welche die Feldherren Nicias und Demosthenes hinrichten und die gefangenen Soldaten in den Steinbrüchen verschmachten lassen, so daß von vierhundert Schiffen kein einziges mehr nach Athen zurückkehrte.

Neue Unruhen brechen aus, die Karthager werden ins Land gerufen, zerstören, im Jahr 409 vor Christus, das prächtige Selinus und Himera, und erobern Agrigent. Diese Zerwürfnisse benutzt der ehrgeizige Dionys, reizt gegen die Magistrate der Stadt, erhebt sich zum Günstling des Volkes, dann zum Tyrannen desselben, stiftet Bündnisse mit den Feinden, füllt mit den edelsten Bürgern die Gewölbe der Steinbrüche, macht Verse, welche von

Schmeichlern im Theater zu Athen für preiswürdig erklärt werden, und stirbt in Folge der Schwelgereien, denen er aus Freude darüber sich hingiebt.

Eine Reihe trauriger Jahre unter Dionys dem Jüngern folgen, bis im Jahr 345 vor Christus, auf Ansuchen einer Gesandtschaft, Timoleon aus Korinth mit Hülfstruppen erscheint, den Tyrannen zur Uebergabe zwingt, die Karthager schlägt, die Burgen und Festungen zerstört, den Syrakusern die Freiheit gibt, die verödete Stadt aus ihren Trümmern hebt und durch Kolonisten aus dem Peleponnes wieder bevölkert, die Rotten der fremden Söldlingen auflöst, die Gesetze verbessert, Handel und Industrie erhebt, und Ruhe und Glück über die ganze Insel verbreitet.

Allein dieses Glück sollte nicht lange dauern. Ein Töpferssohn, Agathokles, wirft sich wieder zum Tyrannen auf, und bringt ganz Sizilien in die kläglichste Lage. Er fällt. Pyrrhus wird zu Hülfe gerufen, mißbraucht das Vertrauen und wird wieder vertrieben. Syrakus kommt, im Jahr 275 vor Christus, unter Hieron, und erhebt sich während einer langen Reihe glücklicher Jahre, in denen Theokrit seine Idyllen gedichtet, noch einmal zu seinem alten Glanze. Unterdessen aber wird das übrige Sizilien

der Schauplatz blutiger Kriege zwischen den Römern und Karthagern, bis endlich, nach dreijähriger Belagerung, Hamilkar, auf dem Berge Ercta, sich ergibt.

Jetzt erfolgt abermals Ruhe, Handel und Ackerbau erheben sich, und die Städte der Insel blühen wieder auf. Allein Hieron's unkluge Nachfolger wissen die Freundschaft der mächtigen Römer nicht zu schätzen, wie ihr Vorgänger. Marcellus erscheint mit einer Armee vor Syrakus, erobert nach langem Widerstande, wo der erfindungsreiche Archimed seine furchtbaren Maschinen auf die Wälle pflanzte, die Stadt, und die ganze Insel wird römische Provinz, und theilt von nun an die Schicksale Roms, unter der Republik und dem Kaiserreich, unter den Sarazenen und Normannen. Schon unter August ist nur noch die Insel Ortygia, wo die Gründung der Stadt begonnen, und auch das heutige Syrakus noch steht, bevölkert, so daß Anfang und Ende auf derselben Scholle sich begegnen. —

Das sind die gewaltigen Ereignisse, deren Schauplatz diese felsigen Küsten einst waren, und die wie Ebbe und Fluth des Meeres sich folgten. Und jetzt geht über die Stätte der Pflug, um die wenigen, mit Erde bedeckten Stellen zu durchfurchen. Ja, es

ist, als wären Millionen Hände beschäftigt gewesen, Stein um Stein vom Grunde wegzuräumen, bis auf einige wenige Trümmer, die, wie zu Spott und Hohn des Menschen und seines Dünkels von Ruhm und Größe, allein noch übrig sind. —

Akradina, nördlich von Ortygia, am Meere gelegen, war der berühmteste Theil der ungeheuern Stadt. Alle Schriftsteller des Alterthums vereinigen sich, die Pracht und den Glanz seiner Tempel und Palläste zu preisen. Jetzt hausen da noch einige Mönche in einem elenden Kloster.

Südlich gegen die Syraka hin, einem weiten, vom Flusse Anapus durchzogenen Sumpf, von dem Syrakus seinen Namen erhalten, lag Neapolis, mit dem großen, zum Theil in Felsen gehauenen Theater. In diesem Theater, in welchem jetzt eine, von einer alten Wasserleitung getriebene Mühle klappert, wurde einst der Retter der Freiheit, Timoleon, mit Jubelgeschrei empfangen, wenn er, um über wichtige Dinge zu entscheiden, in die Versammlung kam. Neapolis war der fruchtbarste Theil der Stadt, und noch blühen daselbst um einige elende Hütten die herrlichsten Gärten, mit allem, was der Süden nur Schönes und Köstliches erzeugt, prangend.

Neben dem Theater, am südwestlichen Ende der ungeheuern Steinbrüche, befindet sich das berüchtigte Ohr des Dionys, eine ungefähr achtundzwanzig Fuß hohe und unten gegen vierzig Fuß breite, pyramidenförmig in den Felsen gehauen und in Gestalt eines S sich windende Höhle, in der man noch mehrere Eisenringe sieht, woran die Gefangenen einst befestigt waren. Mag diese Höhle auch schwerlich absichtlich so ausgehauen worden sein, um die Gefangenen darin belauschen zu können, so ist der Widerhall, der in ihr sich vernehmen läßt, immer sehr merkwürdig. Spricht man nur leise in ihr, oder zerreißt man blos ein Stück Papier, so verursacht dies schon ein lautes, lange andauerndes Geräusch, das endlich in einem zitternden Summen erstirbt. Am entgegengesetzten Ende der Steinbrüche will man in zwei übereinander gebauten Grabstätten die Gräber Archimeds und Timoleons gefunden haben, und weiter nach Osten liegt, neben der Kirche St. Giovanni, der Eingang in die großen Katakomben.

Auf der Spitze der Felsenpyramide, da, wo die Ruine der Festung Euryalos, der alten Burg, liegen, überschaut man mit einem Blicke den ganzen weiten Raum, den die glänzende Stadt einst eingenommen, so wie auch die Felder und den Hafen,

wo die Karthager, Athener und Römer ihre Heere und Flotten, die sie gegen Syrakus ausgesendet, bis die Letztern nach dreijähriger Belagerung es endlich überwunden, aufgestellt hatten. Hier vielleicht hat auch Marcellus gestanden, als er, nach Einnahme der Stadt, die syrakusische Welt überschaute, ein Anblick, der ihm mitten im stolzen Gefühl seines Sieges Thränen auspreßte. —

9.

Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.
Göthe.

Das heutige Syrakus, mit ungefähr zwanzigtausend Einwohnern, liegt auf der von zwei Häfen eingeschlossenen und durch einen breiten Damm mit dem festen Lande verbundenen Insel Ortygia, gegenüber dem Vorgebirge Plemmyrium, auf dem noch einige Ruinen eines athenienſischen Schlosses zu sehen sind. Die Stadt, mit starken Festungswerken umgeben, hat etwas über eine halbe Stunde im Umfang, und ist, wie der berühmte Ritter von Landolina mehrmals gegen Reisende, welche ihn in Syrakus besuchten, sich ausgedrückt haben soll, „ein Erdwinkel, der zur tiefsten Barbarei herab gesunken, wo

man Bücher und Bibliotheken vergebens sucht.“ Das Sittenverderbniß hat hier den höchsten Grad erreicht, so daß Mütter ihre Töchter, oft noch im Kindesalter, Männer ihre Frauen den hier wohnenden Wollüstlingen gleichsam auf offenem Markte feilbieten. Dafür heiligt man sich wieder durch Prozessionen, worunter oft eine einzige für ein halbes Leben Ablaß verleiht.

Die Alterthümer, welche noch auf der Halbinsel sich finden, sind die in die Mauern der Domkirche verflochtenen vierundzwanzig dorischen Säulen des ehemaligen Tempels der Minerva, dann im Hause eines Privatmanns einige Säulenreste des Dianentempels, dessen Cicero in seiner Rede gegen den Prätor Verres erwähnt, endlich noch ein Stück des Marmorhafens, jetzt Porto Piccolo genannt. Das Museum bewahrt unter anderm einige herrliche Bildsäulen. Die aus der Mythenzeit so berühmte Quelle der Arethusa, welche Pindar „das Bad der Diana“ nennt, fließt dicht neben dem Kastell in den fast zirkelrunden, beinahe zwei Stunden im Umkreise haltenden, großen Hafen, und ist den ganzen Tag über mit einer Schaar schreiender Waschweiber besetzt.

Am folgenden Tag besuchte ich noch die Quelle der Cyane. Sie entspringt ungefähr anderthalb Stunden westlich von der Stadt und fließt, mit dem

Anapus vereinigt, in den großen Hafen von Syrakus. Ihr Wasser ist ungemein klar und sehr fischreich. Der Papyrus, ein Binsengewächs, woraus die Alten eine Art von Papier zu bereiten gewußt, gedeiht, nebst andern Wasserpflanzen, darin in großer Vollkommenheit. Auf der Anhöhe westlich über der Quelle stehen auf einem beackerten Felde noch zwei Säulen von dem berühmten Tempel des Jupiter Olympios, dessen Statue Gelon nach dem Siege über die Karthager mit einem goldenen Mantel geschmückt, den aber der Tyrann Dionys, unter dem Vorwande, daß er dem Gott im Winter zu kalt und im Sommer zu schwer sei, wieder herunternehmen und einschmelzen ließ. Den Gott selbst entführte endlich der räuberische Prätor Verres. Ein Bauer mit zwei mächtig großen Ochsen pflügte eben um die beiden Säulen, als ich auf die Höhe hinaufkam, um sie näher zu betrachten. Ihr Anblick macht immer noch einen großartigen Eindruck.

Müde von meinen Wanderungen und niedergebeugt vom Gedanken an die Zerstörung von so viel Herrlichem und Großem, kam ich gegen Abend wieder in die Lokande „zum schwarzen Adler“ zurück. Ich war noch nicht lange da, so erschien ein alter, freundlicher Mann und bat mich, mit ihm zu einer kranken

Dame zu gehen. Er führte mich in ein einfach verziertes, aber niedliches Gemach, wo hinter grünseidenen Gardinen eine Kranke lag, die ich eher für ein junges Mädchen, als für eine Gattin und Mutter angesehen haben würde, hätte sie nicht ein kleines Kind in ihren Armen gehalten. Sie war fünfzehn Jahre alt, seit anderthalb Jahren verheirathet, und seit vier Monaten Mutter. Eine tiefe Blässe, durch die schwarzen, aufgelösten Haare und die großen, dunkeln Augen noch mehr hervorgehoben, lag auf ihrem abgemagerten, aber immer noch schönen Angesichte.

„Ich bedaure sehr, mein Herr, Sie belästigen zu müssen, aber man hat mir heute von Ihnen gesprochen, und ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, Sie durch unsern Nachbar auf einige Augenblicke zu mir bitten zu lassen," redete die Kranke mit schwacher Stimme mich an, indem sie ihre feuchte Hand in die meinige legte. Nach einigen Unterredungen mit ihr äußerte ich den Wunsch, man möchte den behandelnden Arzt rufen lassen, um mich mit ihm besprechen zu können. Die Person, welche dahin abgesendet worden war, kam mit der Nachricht zurück, der Doktor sei auf die Jagd gegangen und werde vor drei oder vier Tagen

nicht nach Hause kommen. Man schickte zu einem alten Regimentschirurgen, welcher sogleich erschien. Ich zog ihn bei Seite und äußerte ihm meine Vermuthung, die ich nicht laut auszusprechen wagte. Er aber führte mich zu der Kranken zurück und gab in Gegenwart mehrerer Personen, mit einer Offenheit, die mich erröthen machte, meine Ansichten kund.

„Der Herr Doktor urtheilt ganz richtig!“ erwiederte die junge Kranke eben so unumwunden. „Ich habe an dem Uebel schon in meinem eilften Jahre gelitten,“ fügte sie eben so kaltblütig hinzu. Wir vereinigten uns über einige anzuwendende Mittel, und ich verließ tief betrübt das Haus. — Wer das schauererregende Sittenverderbniß der Syrakuser näher kennen lernen will, der lese „Ziermann, über die vorherrschenden Krankheiten in Sizilien.“

Den Abend brachte ich noch im Theater zu, wo ich die Gabrielle von Caraffa hörte. Es ist klein, besitzt aber einige hübsche, vom alten Politi gemalte Szenen. Der rauschende Beifall, womit die Prima Donna überhäuft wurde, konnte wohl ihrer Schönheit, nicht aber ihrem Gesange gelten. Doch wurde hier die Gabrielle nicht so schändlich mißhandelt, wie vor einigen Tagen die Donna del Lago in Catania.

Am kommenden Morgen schied ich dann wieder von Syrakus, und fühle jetzt keine Sehnsucht mehr nach ihm.

10.

Schön ist's, von Aetna's Haupt des Meeres Plan,
Voll grüner Eiland, und die Fabelauen
Siziliens und Stromboli's Vulkan,
Beglänzt von Phöbus erstem Strahl, zu schauen!

Mathisson.

Mein Plan war sonst gewesen, von Syrakus aus die Südküste der Insel zu bereisen, da ich aber den Aetna noch nicht erstiegen hatte und die Witterung dazu jetzt günstig sich zeigte, so war der Entschluß bald gefaßt, wieder nach Nicolosi zurückzukehren, und dann von dort aus, nach Ersteigung des Berges, durch das Innere der Insel nach Palermo zu gehen. Ich nahm meinen Rückweg über Agnuni, wo ich die Nacht in einem Schiffe zubringen mußte, und langte am andern Tag, nach einem kurzen Aufenthalte in Catania, gegen Abend wieder in Nicolosi an. Es war der sechsundzwanzigste November. Der alte Gemmellaro hieß mich freundlich willkommen und prophezeite mir das herrlichste Wetter. Ich ließ daher gleich meinen Führer, Maestro Antonio, rufen und alles zum frühen Aufbruch für den kommenden Morgen durch ihn besorgen. Der Gedanke, nach wenigen Stunden auf der Spitze des

Aetna zu stehen, beschäftigte mich so, daß ich keines andern mehr fähig war.

Der Aetna, von den Einwohnern der Insel Monte Gibello genannt, erhebt sich an der Ostküste Siziliens, nordwestlich von Catania, zu einer Höhe von zehntausend vierhundert und vierundachtzig Fuß über die Meeresfläche. Finstere Rauchwolken, die ununterbrochen dem riesenhaften Feuerherde entsteigen und bald in Gestalt einer Säule sich erheben, bald in ungeheuern Massen um die fast beständig beschneiten Gipfel sich lagern, lassen ihn in einer Entfernung von mehrern Tagreisen schon erkennen. Nördlich vom pelorischen und westlich vom hybläischen Gebirge, nach Süden von der Ebene von Catania und nach Osten vom Meere begränzt, ragt er in Gestalt eines kolossalen Kegels hoch über all seine Umgebungen empor, nach seinem Gipfel hin öde und kahl, tiefer hinab aber mit Städten und Dörfern besetzt, um welche auf schwarzen, verwitterten Lavaströmen paradiesische Gärten blühen, in denen ein ewiger Frühling herrscht. Eine Menge größerer und kleinerer Hügel, die besonders an seinem südlichen Abhange, wie Knospen aus einem Stamme, aus ihm hervorgebrochen sind, bezeichnen die Stellen, wo die fürchterlichen Ausbrüche alle stattgefunden haben, die

das, was Natur und Menschenfleiß gebaut, so oft wieder zerstörten und tief unter geschmolzenes Gestein begruben.

Es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht, als Antonio an meiner Thür pochte. Der Himmel hing voll glänzender Sterne, und rothe Feuersäulen stiegen, abwechselnd mit lichtgrauen Rauchwolken, die wie Riesengeister durch die stille Nacht nach Osten zogen, aus dem donnernden Berge auf. Eine Gesellschaft Engländer, die schon von dem drei Stunden entfernten Catania heraufgekommen waren, ritt, von vielen Führern und Treibern begleitet, unter fürchterlichem Lärm und Schellengeklingel eben durch das Dorf. Wir schlossen uns dem Zuge an, verließen ihn aber bald wieder, weil wir leichter und schneller, als die Maulthiere mit ihren Reitern, über die vielfach zerrissenen und zerklüfteten Lavatrümmer, über die der Weg von Nicolosi bis hinauf in die Waldregion führt, hinwegschritten. Ich wollte eines Pferdes, obgleich es allgemein gebräuchlich ist, mich darum nicht bedienen, weil ich, die Fahrt über den Comersee und die Meerenge abgerechnet, die ganze Reise, von der Universität München an, zu Fuß gemacht hatte, und daher einen Werth darauf setzte, auch den Aetna so zu ersteigen. Mit einer

Laterne in der Hand, schritt mein Führer mir voran, ohne Unterlaß mich ermahnend, bedachtsam ihm nachzufolgen, bis wir nach ungefähr einer halben Stunde in die Waldregion gelangten, wo der Weg zwar steiler, aber besser wurde.

Bekanntlich wird der Aetna in drei Regionen abgetheilt. Die unterste, oder die Regione colta reicht hinauf bis zu dem dritthalbtausend Fuß über der Meeresfläche gelegenen Kloster St. Nicolo dell' Arena, und prangt mit den vielen Dörfern, Städten, Flecken und paradiesischen Gärten, von denen ich schon geredet. Gleich über dem Kloster beginnt die mittlere oder die Regione remorosa, in welcher nichts mehr gebaut wird. Ein dichter Wald von Eichen, untermischt mit andern Bäumen, zieht sich, eine halbe bis eine ganze Stunde breit, gleich einem Kranze um den Berg herum, seine Majestät ungemein erhöhend. Darüber endlich liegt die dritte oder die Regione nevosa, den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee und Eis bedeckt. Kein Baum, kein Strauch, nur noch einige Kräuter keimen in diesen öden Gefilden, wo Asche und ungeheure Lavamassen, gleich Gletschermauern über einandergeschoben und aufgethürmt, des Feuers furchtbare Macht beurkunden.

Herr Carlo Gemmellaro hat in einer Abhandlung, welche er im Jahr 1827 der naturforschenden Gesellschaft in Catania vorgelegt, folgende Angaben über die Höhe, bis zu welcher gewisse Pflanzengattungen an der südlichen und östlichen Seite des Berges vorkommen, gemacht. Der gemeine Winterweizen wird rings um den Aetna angepflanzt und gedeiht in einer Höhe von sechszehnhundert Fuß noch sehr gut. Der Oelbaum, der Zitronenbaum, der Orangenbaum und der gemeine Kaktus steigen am südlichen Abhang dreitausend bis dreitausend und zweihundert Fuß hoch. Der Feigenbaum und der Weinstock erheben sich auf dreitausend, der letztere an der Morgenseite, in der Gegend von Milo, bis auf viertausend Fuß. Der Kastanienbaum wächst auf den Hügeln von Zafarana und St. Giacomo noch in einer Höhe von fünftausend bis fünftausend und fünfhundert Fuß. Die Wintereiche, die Steineiche, die Buche, die Birke und die Fichte erheben sich zu sechstausend und achthundert, der Wachholder zu siebentausend und fünfhundert, der Astragalus zu siebentausend neunhundert und fünfzig Fuß, und eine Art von Kreuzkraut findet sich noch unter den Mauern des sogenannten Philosophenthurms, in einer Höhe von achttausend achthundert und fünfzig Fuß. Vergleicht man diese An-

gaben, die auf genaue und richtige Beobachtungen sich gründen, mit den Verhältnissen, wie sie etwa in der Schweiz sind, wo auf einer Höhe von viertausend und achthundert Fuß schon keine Bäume, und einer Höhe von sechstausend Fuß auch keine Moose mehr gedeihen, so ergibt sich daraus ein bedeutender Unterschied in Bezug auf die Vegetationslinie. Die mittlere Temperatur auf dem Gipfel des Aetna beträgt, nach Gemmellaro's Beobachtungen, im Juli achtunddreißig, im August sechsunddreißig Grad Farenheit.

Als wir bei der sogenannten Ziegenhöhle, einer kleinen Grotte am Ende des Waldes, angelangt waren, machte mein Führer aus zusammengelesenen Reisern ein Feuer an, bei dessen wohlthätiger Wärme wir etwas ausruhten, und uns mit Wein und Brod für den bei weitem beschwerlichern Theil des Weges stärkten. Im Osten fing es zu dämmerm an, die Sterne funkelten blässer und röthlichte Lichtstreifen zuckten schon über das weite jonische Meer herein, als wir wieder aufbrachen. Bald tauchte auch die glühende Sonnenkugel, der Erde Rand mit Gold umsäumend, aus den flammenden Wassern empor, ein purpurfarbner Schein sprang von den Berggipfeln nieder in alle Thäler und Tiefen, und in wenig Au-

genblicken lag das herrliche Eiland hell und licht, wie ein großer Zaubergarten, vor meinen trunkenen Blicken aufgeschlossen da. Wenn ich je so unglücklich würde, daß die Erde mir verleiden sollte, so will ich dieses Sonnenaufgangs mich erinnern, und ich weiß, meine Seele wird sich wieder aufheitern und ich werde mich wieder versöhnen mit dem Leben! —

Bald über zerrissene Lavaströme, bald über Schneefelder, bald über weite Aschenstrecken, wo der Fuß tief einsank und das Steigen ungemein beschwerlich wurde, uns hinaufarbeitend, erreichten wir gegen zehn Uhr die Casa di Gemmellaro, eine kleine, auf einer Ebene unter dem Aschenkegel des großen Kraters zum Schutze und zur Bequemlichkeit der Aetnabesteiger erbaute Hütte, neuntausend und dreihundert Fuß über der Meeresfläche erhaben. Bis hieher kann man auf Maulthieren kommen, der übrige Theil aber muß zu Fuß gemacht werden. Die Sehnsucht, auf der Spitze zu stehen und hinabzuschauen in den Feuerschlund, aus dem unter schrecklichem Krachen eine Rauchmasse die andere emporjagte, ließ mir keine Ruhe, und wir brachen nach kurzer Rast, ohne die Engländer zu erwarten, wieder auf.

Hat man von dieser in Eis gehüllten Hütte aus eine Strecke von ungefähr einer Viertelstunde über

Eis und Schnee zurückgelegt, so steht man endlich am Fuße des großen, fast senkrecht sich aufthürmenden, schwarzen Aschenkegels, aus dessen Seiten erstickende Schwefeldämpfe ausströmen, oft so heiß, daß man es mit der Hand kaum einige Sekunden lang vor einer solchen Oeffnung auszuhalten im Stande ist, daher denn auch der Schnee hier gleich wieder zu kleinern und größern Bächen schmilzt, die tiefe Einrisse in die lockere, mit ausgeworfenen Steinen gemischte Asche machen und wildrauschend an den jähen Abhängen herabstürzen. Das Ersteigen dieses Kegels ist äußerst beschwerlich, aber ein Genuß, wie vielleicht die ganze Erde keinen schönern gewähren mag, lohnt, besonders an einem so heitern Tage, wie der war, an welchem ich hinauf kam, endlich die überstandenen Mühen. Eine Aussicht, welche zu beschreiben die Sprache keine Worte hat, bietet dem Auge sich dar. Sizilien, vom Meere rings umflossen, im Süden die Inselgruppen von Malta, im Norden die liparischen Inseln und Kalabrien, gegen Westen die Küste von Afrika, wie ein Nebelgebilde den glänzenden Wellen entsteigend, nach Osten das offene ionische Meer, mit weiß besegelten Schiffen auf seinem blauen Rücken — das alles liegt vor deinen Blicken entfaltet da, und es kommt dir bei

längerem Hinschauen auf dieses Riesengemälde fast vor, als lösest du dich allmählig und leise ab von der Erde, bis plötzlich unter entsetzlichem Krachen eine finstere Wolke aus dem gähnenden Feuerschlunde aufjagt und dich mit Nacht und Schrecken umhüllt. —

Ich hatte bereits über eine Stunde auf der Spitze des Berges gestanden, als der englische Kapitän, dessen Gesellschaft in der Casa di Gemmellaro zurückgeblieben war, daselbst ankam, mit dem Ausrufe Yes! einen Blick in den Krater warf, und, ohne sich im mindesten umzusehen, wieder hinunterging. Im Hinabsteigen fand ich seine Tochter, ein zartgebautes Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, halb ohnmächtig auf einem Lavastück sitzend. Sie hatte dem Vater folgen wollen, war aber vor Mattigkeit nicht weiter gekommen, als etwas über die Hälfte des Aschenkegels hinauf. Ich trug sie, da mein Führer einen andern Weg eingeschlagen hatte und mir schon weit voraus geeilt war, auf meinen Armen mühsam hinab in die Hütte, wo der alte Kapitän schon längst wieder bei den Uebrigen am Feuer saß, so gemächlich seine Tasse Thee trinkend, daß er nicht einmal aufstand, als ich mit dem halbtodten Kinde hereinkam. Erst nach einiger Zeit, da sie sich schon ziemlich wieder erholt hatte, trat er zu ihr und erkundigte sich

flüchtig nach ihrem Befinden. Von der ganzen Gesellschaft verstand niemand ein Wort italienisch, und nur der Bediente des Kapitäns einzelne Worte französisch. Um so reisen zu können, muß man wirklich Engländer sein.

Es war gegen drei Uhr, als ich mit meinem Führer die Casa di Gemmellaro verließ, und zeitig gelangten wir wieder hinab nach Nicolosi, wo ich bei meinem herrlichen alten Freunde, dem unvergeßlichen „Wächter des Aetna“, den schönsten Tag meines Lebens mit einem eben so schönen Abend beschloß.

11.

Ju crija, cui lu voli, ju comei mia,
Chi sunnu tri li grazii nu lu criju.

Glaubs, wer da will, ich glaub es nicht,
Daß nur drei Grazien seien.

Sizilianisches Lied.

Ich verließ Nicolosi am frühen Morgen, von Maestro Antonio noch eine Strecke weit begleitet. „Sie werden fünf oder sechs beschwerliche Tagereisen bekommen, bis Sie nach Palermo gelangen, aber die Leute im Innern der Insel sind gut, Sie dürfen sich deßhalb keine Sorgen machen!“ Mit diesen Worten nahm der treffliche Meister Abschied,

und ich zog wohlgemuth weiter. Der Weg führte mich über verwitterte Lava dahin, bis ich ungefähr eine Viertelstunde vor Biancavilla die neue Straße, welche von Catania herkommt, erreichte.

Biancavilla ist ein elendes, an der südlichen Seite des Aetna gelegenes Dörfchen, aber die Landschaft von da bis Aderno ist ungemein fruchtbar. Zur Rechten, den Feuerberg hinan, sproßt eine gigantische Pflanzenwelt, über welcher blendend weiße Schneefelder sich ausdehnten, zur Linken breiten gesegnete Aecker, mit Getreide und Baumwolle bepflanzt, sich aus, hier sanfter, dort steiler hinab sich senkend in das reizende Thal des Symäthus, aus welchem der Hybla sich erhebt. Ueberall, wohin das Auge sich wendet, erblickt es ein wahres Paradies, das hier, wie auf allen Seiten, den Verheerden umblüht.

Aderno, das alte Adranum, ist gegenwärtig ein unbedeutendes Städtchen, ziemlich hoch am Aetna gelegen. Von dem einst so berühmten Tempel des sizilianischen Gottes Adranus ist nur ein kleines Stück Mauer noch übrig, und auch die großen Wasserleitungen, welche hier begonnen, um das Wasser nach Catania zu führen, sind bis auf einige geringe Spuren verschwunden. Dagegen steht jetzt da ein

prächtiges Kloster, angefüllt mit Mönchen, deren Korpulenz gegen das hungrige, eingetrocknete Wesen der übrigen Einwohner gar sehr absticht. Wenn man aus den alten Dichtern nicht wüßte, daß die Cyclopen unter den Trümmern des Berges seufzten, so möchte man fast meinen, sie hätten in diese Kutten sich gesteckt, um ihr frevelhaftes Beginnen, den Himmel erstürmen zu wollen, durch Fraß und Völlerei zu büßen.

Etwas westlich von Aderno liegt, auf der Spitze eines Hügels, die Stadt Centorbi, das alte Centeripä, einst eine der größten Städte Siziliens, berühmt wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit ihrer Felder, deren Cicero in seiner Rede gegen den Prätor Verres erwähnt. Auch Thucydides spricht von dieser ansehnlichen Stadt. Zwei bleierne Särge, die man da aufgefunden, befinden sich jetzt im Museum des Prinzen Biscari in Catania.

Von Aderno windet die Straße in vielen Krümmungen sich hinab in das Thal, wo der Symäthus, über ungeheure Lavablöcke sich stürzend, mehrere schöne Wasserfälle bildet. Mit dem Ueberschreiten des Flusses scheidet man vom Aetna, dem paradiesischen, und betritt eine Landschaft von ganz anderem Charakter, wo die kahlen, meist baumlosen Gebirgs-

abhänge dem an Ueppigkeit gewöhnten Auge anfangs sehr öde und traurig erscheinen.

In Ragalbuto, wo ich gegen Mittag ankam, merkte ich bald, daß ich von den Küsten der Insel mich entfernt und eine Gegend betreten habe, welche von Reisenden selten besucht wird. Es war ein Festtag, und von allen Seiten strömten die Leute herbei, um den Fremdling zu sehen. Unter diese Neugierigen mischten sich auch vier Mädchen, die Arm in Arm von einem nahen Hügel dahertanzten, und die ich, wären es nur drei gewesen, für die Grazien würde angeschaut haben. Die Aelteste mochte fünfzehn, die Jüngste zwölf Jahre zählen. Sie waren rein und zierlich gekleidet, und jede trug einen Myrtenzweig am Busen. Es war weniger regelmäßige Schönheit, als jene unbeschreibliche Verschmelzung von Lieblichkeit und Anmuth, welche bei sizilianischen Mädchen von diesem Alter so häufig vorkommt, was meine Augen fesselte. Das seltsame Gemisch von Neugierde und Staunen, womit sie den fremden Wandersmann betrachteten, verlieh ihren Gesichtern einen zauberischen Ausdruck. Von meinem Wirthe vernahm ich, daß sie bei der Prozession, welche am Morgen stattgefunden, die Begleiterinen der Madonna gewesen.

Die Felder um Ragalbuto sind zum Theil mit Baumwolle bepflanzt. Die krautartige Baumwollenstaude, welche die meiste Baumwolle in den Handel liefert, stammt ursprünglich aus den heißern Gegenden der Erde, wird aber auch in der asiatischen und europäischen Türkei, in Griechenland, im südlichen Italien und Spanien, und vorzüglich in einem großen Theile des nördlichen Amerika angebaut. Sie wird zwei bis drei Fuß hoch, hat einen ästigen, etwas holzigen Stengel, hellgrüne, fünflappige Blätter und große, gelbe, mit röthlichen Streifen durchzogene Blumen, welche viel Aehnlichkeit mit den Blüthen der Malven zeigen. Die Frucht ist eine Kapsel, fast von der Größe eines Taubeneies. Die darin sich entwickelnden Saamen sind von einer weißlichen, weichen, flaumigen, fest zusammengepreßten Masse umgeben, welche, wenn die Kapsel zur Reife gelangt ist und aufspringt, aus derselben hervorquillt, eingesammelt und theils von Hand, meist aber mittelst Maschinen von den Saamenkernen und andern Unreinlichkeiten gesäubert wird. Der jährliche Ertrag an Baumwolle ist in Sizilien immer noch beträchtlich. Die Pflanze wird, obschon sie sonst zu den ausdauernden Gewächsen gehört, alljährlich frisch aus Saamen gezogen.

Es war gegen Abend, als ich San Filippo d'Argiro, das alte Argyrium, die Vaterstadt des Diodor, erreichte. Nachdem ich für ein Nachtquartier gesorgt hatte, ging ich in einen Spezereiladen, um Taback zu kaufen. Wie gewöhnlich, saßen auch hier wieder mehrere Geistliche bei einer Flasche Liqueur mit Rosinen und Zuckerbrod, um sich die Langeweile zu vertreiben. Woher und wohin? waren die gewohnten Fragen, die an mich gestellt wurden. Auf die Antwort, daß ich aus Deutschland komme, um die Vaterstadt des Diodor zu sehen, bot mir der Aelteste die Hand, indem er sprach: „Ja, ja, die Deutschen sind lauter gute Katholiken, darum seien Sie uns auch herzlich willkommen!“ Ich würde aus dieser Erwiederung geschlossen haben, der alte Diodor sei hier zum Schutzpatron erhoben worden, hätte nicht ein jüngerer Priester mit bedeutsamer Miene mich versichert, daß die Stadt jetzt eines viel größern Ruhmes sich erfreue, dadurch daß der heilige Philipp sie in seinen ganz besondern Schutz genommen. Unterdessen hatte der Spezereihändler meinen Beutel mit seinem besten Taback gefüllt und bat mich, denselben „zur Erinnerung“ mitzunehmen.

12.

Es zog mich fort mit niegefühlten Banden
Zu Ceres Sitz in diesen Wonnelanden.
Harring.

Die Landschaft von San Filippo d'Argiro bis Castrogiovanni bleibt sich immer so ziemlich gleich. Die Straße windet sich in vielen Krümmungen durch die Gebirgsthäler, die meist so eng sind, daß sie eher Schluchten genannt werden können. In den kleinen Ebenen, die hin und wieder vorkommen, wird häufig die Baumwollenstaude gezogen, während die Gebirgsabhänge, wo sie nicht kahler Fels sind, größtentheils mit Getreide bepflanzt werden. Zwischen den Städten und Dörfern, die alle auf den höchsten Gipfeln der pyramidenförmig sich zuspitzenden Berge kleben, trifft man äußerst selten ein Haus, auch sieht man wenig Bäume, außer in der Nähe der Ortschaften, wo dann auf einmal wieder der üppigste Baumwuchs herrscht. Man fühlt sich, wenn man so allein diese Gegenden durchwandert, gewissermaßen in einer Oede, die um so tiefer auf das Gemüth einwirkt, je seltner die außerordentliche Stille von den Tönen eines Vogels oder vom Rauschen eines Gebirgswassers unterbrochen wird.

Castrogiovanni, das Enna der Alten, liegt auf einem hohen und steilen Berge, fast im Mittelpunkte Siziliens, daher es von Cicero auch „Nabel der Insel“ genannt wird. Es wurde achtzig Jahre nach Erbauung von Syrakus gegründet, und war noch unter den Römern eine wichtige Stadt. Die Gegend ist reich an Sagen aus der alten mythischen Zeit. Hier hatte die wohlthätige Göttin Ceres den Weizenbau erfunden. Auf den blumenreichen Gefilden, deren Düfte nach Diodor und Aristoteles so stark waren, daß die Hunde darüber die Spur des verfolgten Wildes verloren, spielte ihre Tochter Proserpina, als Pluto, von ihren Reizen gefesselt, sie raubte und in das düstere Reich der Schatten entführte. Gegenwärtig zählt die Stadt kaum mehr zehntausend Einwohner, und ist so im Zerfall, daß viele Häuser halb eingestürzt, andere ohne Dach sind. Von dem berühmten Tempel der Ceres werden nur noch zwei Stücke von Mauern gezeigt, bedeutender dagegen sind die Ruinen eines Schlosses, das wahrscheinlich aus den Zeiten der Normannen stammt, und auf der äußersten Spitze des Felsens sich erhebt. Auf ihnen genießt man eine weite und schöne Aussicht, indem man den größten Theil der Insel überschaut, die mit ihren vielgestalteten Bergen und

Thälern einen eigenthümlichen Anblick, wie man ihn kaum anderswo wieder finden mag, gewährt. Die Bergabhänge rings umher sind immer noch mit verschiedenen Arten von Weizen bepflanzt, und noch ist hier, wenn jene blumenreichen Gefilde auch längst verwelkt, das Vaterland der Ceres.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ich nach einer langen und beschwerlichen Tagreise die Stadt erreichte. Vor dem Wirthshause, in welchem ich einkehrte, standen um ein großes, mitten in der Straße angezündetes Feuer mehrere Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, die alle, wie sie mich erblickten, wie aus einem Munde riefen: „Ein Fremder zu Fuß und ohne Mantel!“ Ich war kaum im Stande, mich durch die Schaar hindurchzudrängen, und eh' ich den Eingang zur Lokande erreicht hatte, sangen die Mädchen und Buben schon ein Spottlied auf den mantellosen Reisenden, das immer mit dem Refrain endigte: „Armer Mann, er hat keinen Mantel!“

Der Wirth führte mich in eine dunkle Kammer, deren kahle Wände so zerrissen waren, daß man jeden Augenblick ihren Einsturz fürchten mußte. Wie ich noch so da stand und die kalte Wohnung betrachtete, kam der Mann, der sich unterdessen entfernt hatte,

wieder zurück, in der einen Hand eine Gabel voll zubereiteter Maccaroni, in der andern einen alten zerfetzten Mantel tragend, und beide mit den Worten mir darbietend: „Wir sind alle Katholiken, und es lebe die allerheiligste Jungfrau!“

„Und der Herr Jesus Christus!“ erwiederte ich nach Gebrauch, und griff mit Vergnügen nach den dargebotenen Gegenständen, schon gewöhnt, die Maccaroni aus den Fingern zu essen.

Nach dem einstimmigen Zeugniß der Alten genoß die Göttin der Ernte in der Stadt Enna ihre höchste Verehrung. Als nach Ermordung des T. Graccchus Unruhen in der römischen Republick ausbrachen und die sibyllischen Bücher verlangten, man müsse die Ceres versöhnen, kamen selbst Abgeordnete von Rom zur Bildsäule der Göttin nach Enna, um da ihre Opfer darzubringen. Nur Frauen und Jungfrauen aber durften dem heiligen Altare sich nähern. Aus dem zu schließen, was Cicero gegen den tyrannischen Verres sagt, muß hier die Fruchtbarkeit des Bodens aber auch außerordentlich gewesen sein, wenn ein einziges Landgut dem Apronius einen jährlichen Gewinn von fünfzigtausend Sesterzien eintrug. Ist der Landbau in Sizilien auch tief gesunken, so erzeugt die Insel doch immer noch eine solche Menge Getreide,

daß nach Anfüllung der Magazine, wodurch das Land immer auf achtzehn Monate versorgt werden muß, noch eine ungeheure Masse zur Ausfuhr übrig bleibt. Und dazu liefern die Gegenden um Castrogiovanni einen großen Theil, und würden noch weit mehr liefern, wären der Ausfuhr, durch die übermäßigen Gebühren, die darauf lasten, nicht so große Hindernisse in den Weg gelegt, wodurch der Ackerbau nothwendig mehr und mehr sinken muß.

Unter den drei Arten von Weizen, welche auf Sizilien angebaut werden, ist die Majorca, unser gemeine Winterweizen, die am häufigsten angepflanzte. Die Felder werden nur leicht umgepflügt, der Saame über die weit auseinander gezogenen Furchen ausgestreut, und das Ganze selten mit Eggen, sondern meist mittelst eines mit Steinen beschwerten Dornbusches ausgeebnet. So geringe Mühe kostet der Anbau. Nach der Ernte wird das auf den Feldern abgedroschene Stroh um eingepfählte Aloeblüthenstengel aufgehäuft und dient beim Pflügen den Zugochsen wieder zur Fütterung. Nebst den verschiedenen Arten von Weizen wird häufig auch Gerste angepflanzt, die ebenfalls eine reichliche Ernte liefert. Was könnte ein Land, wo die Natur die geringste Mühe des Menschen so reichlich lohnt, und

welches einst die Kornkammer von ganz Italien war, unter einer vernünftigen Regierung auch heute noch sein!

In den benachbarten Gebirgen von Castrogiovanni liegen auch die reichsten Salzgruben von Sizilien, aber freilich auch in einem völlig vernachläßigten Zustande. Aus ihnen nimmt der Salso zum Theil seinen Ursprung, der unter die größten Flüsse der Insel gehört, und bei Alicata ins lybische Meer sich ergießt. Er durchfließt eine Strecke weit das Thal, durch welches die Straße führt, und verleiht demselben durch mehrere kleine Fälle, so wie durch das üppige Grün an seinen Ufern einen romantischen Anblick.

13.

Das ist äußerst interessant.
Von meinen Abentheuern allen
Hat mir noch keins so gut gefallen,
Als das ich hier so unerwarret fand.

Menzel.

Ein röthliches Licht webte um die Gipfel der Berge, zuerst nur ihre höchsten Spitzen umglühend, dann aber allmählig die tiefer liegenden Punkte beleuchtend, bis endlich auch der rauschende Bach im

engen Thalboden davon erglänzte, als ich früh am Morgen Castrogiovanni wieder verließ. Im Hinabsteigen von der Höhe des Felsens wehte ein frischer Nordost mir entgegen, der lispelnd durch die Blätter des Oelbaums strich, die bei jedem Schwanken der Zweige ihre silberglänzende Unterseite dem Blicke zuwandten, ähnlich wie oft auf Seen zwischen dunklern Flächen hellere Streifen dahinzittern. Mit jedem Schritte hinunter wurde die Aussicht begrenzter, und Spitze um Spitze versank hinter den immer höher emporwachsenden Thalwänden. Endlich als ich hinabgekommen an den Fuß des Berges und zurückblickte auf den steilen Weg, den ich gewandelt, schaute die Stadt so lieblich auf mich nieder, als wäre all der Zauber, der sie einst umgeben, von Neuem wieder erwacht, und ein silberfarbiger Dunst, wie Opferrauch, dem Altar der Ceres entstiegen, lag über ihren Häusern verbreitet.

Gegen Mittag erreichte ich den Flecken Santa Catarina. Er liegt auf einer lieblichen Anhöhe, umgeben von fruchtbaren Feldern, wo uralte Oelwälder, und dunkelgrüne Zitronenhaine dem durch die kahlen Gebirgsabhänge ermüdeten Auge einen erquickenden Ruhepunkt darbieten. Angezogen von der Lieblichkeit dieser Gegend, gedachte ich, einige Stun-

den da zu verweilen, aber die Bemerkung des Wirthes, daß ich bis Vallelongo, welches noch ziemlich weit entfernt lag, keinen Ort zum Uebernachten mehr finden werde, ließ mich bald wieder aufbrechen. Es war der erste Dezember, aber die Sonne schien warm und wonnig auf die Felder, wo die junge Saat kräftig sproßte, während die Blüthenknospen der Mandelbäume schon wieder am Aufbrechen waren. Die Gegend, welche mich umgab, glich dem Gemälde meines Lebens, das, als ich so einsam dahin pilgerte, vor meinen innern Blicken wieder einmal leise sich zu entfalten begann. Hier ein lustiges Bergwasser, das rauschend über die Felsen sprang, dort ein verzagter, melancholischer Abhang, in der Tiefe überall grüner Boden, auf den Bergvorsprüngen ringsumher allerlei verworrenes Gesträuch, mit Cypressen und Oelbäumen gemischt, und über Allem der blaue, hoffnungsvolle Himmel!

Einige Stunden von Santa Catarina ließ ich an den Rand der Straße mich nieder, um da ein wenig auszuruhen und dann meinen Durst aus einer Quelle zu stillen, die silberhell unter einem Ginsterstrauche hervorsprang. Wie ich mich bückte, zu trinken, begegneten meine Blicke einem furchtbaren Kampfe. Ein Raubkäfer hatte einen Regenwurm angefallen

und ihm mit seinen starken Kinnladen bereits mehrere Wunden beigebracht. Der Wurm, ohne andere Waffen, suchte sich durch krampfhafte Krümmungen zu vertheidigen, und hatte seinen Feind oft ganz umstrikt. Dieser aber packte ihn bald vorn, bald hinten, bald wieder in der Mitte, und drückte seine scharfen Zangen jedesmal so tief in den weichen Leib seines wehrlosen Opfers ein, daß die Zuckungen desselben immer schwächer wurden und endlich ganz erstarben. Ich hätte, anstatt dem Kampfe begierig zuzusehen, vielleicht den armen Wurm von seinem Dränger befreien sollen? Aber bin ich es nicht selbst, der Tausende von allerlei Thieren an Nadeln spießt oder in Weingeist wirft und sie langsam sterben läßt, um hernach an ihnen — Gottes Allmacht und Weisheit zu bewundern!

Eine merkwürdige Käferart, die ich auf meinen Wanderungen durch Sizilien auch häufig gefunden, ist der heilige Pillenkäfer, der sonst vorzüglich in Aegypten vorkommt. Er gehört zur Gattung der Mistkäfer. Der Leib ist sehr gewölbt, der Kopf schildförmig, mit sechs Kerben am Rande, was ihm das Ansehen einer strahlenden Sonne giebt. Die Farbe ist tiefschwarz. Er erreicht die Größe des allenthalben bekannten Roßkäfers, macht sich Pillen

oder kleine Kugeln von Viehmist, in welche er seine Eier legt, und wälzt diese mit großer Mühe an irgend einen sichern Ort, um sie da mehrere Zoll tief in die Erde zu verscharren. Er wurde von den alten Aegyptiern, wahrscheinlich wegen der strahligen Form seines Kopfes, unter die heiligen Thiere gezählt und häufig in Tempeln, so wie auf Obelisken, Statuen und selbst auf Gemmen und in Gold bildlich dargestellt.

Ich hatte bereits fünfzehn gute Wegstunden von Castrogiovanni aus zurückgelegt, es war spät in der Nacht und am Himmel glänzten in vollem Lichte die Sterne, als ich auf einmal mitten auf der Straße in Koth versank, woraus ich schloß, daß ich am Ziele meiner heutigen Wanderung sei. Und wirklich erhoben sich, wie ich aufschaute, rechts und links dunkle Häuserreihen, aber kein Licht blickte mir entgegen. Ich tappte auf eine Thür zu und klopfte heftig, doch keine Antwort erscholl. Ich ging zu einer andern und klopfte heftiger, worauf endlich ein Mann erschien, der, nach vielen und umständlichen Erklärungen über meine Person und mein Gesuch, mich in eine Lokande führte. Der Wirth und die Wirthin waren noch in der Küche, bedauerten aber sehr, daß ihr Gastzimmer von einem Herrn

aus Palermo schon eingenommen sei, der mit seinem Diener auch alles aufgegessen habe, was sie für Reisende vorräthig gehabt hätten.

„So gebt mir von eurer Kost und laßt mich in der Küche schlafen!" erwiederte ich, wohlzufrieden, nach einem so langen Marsche nur unter Dach ausruhen zu können. Die Wirthin langte hierauf aus einem schmutzigen Kübel ein Stück von eingesalzenem Fisch hervor, zerbröckelte es mit den Fingern, goß Essig und Oel darauf, und das Gericht stand fertig. Während ich mir's schmecken ließ, richtete der Wirth ein Lager für mich her. Er stellte zu diesem Ende neben das Bett, worin er mit seiner Frau und einem Kinde schlief, zwei Holzblöcke, legte auf diese und die Bettstelle zwei Balken, darauf einige Bretter, auf diese einen Strohsack und einen alten Mantel als Decke, und auch die Schlafstätte war hergerichtet, und wir legten uns alle zur Ruhe — zur Linken der Wirth, neben ihm das Kind, neben demselben die Wirthin, und neben dieser der Gast.

„Die Noth führt den Menschen mit wunderlichen Schlafgesellen zusammen!" sprach ich mit Shakespeare, als ich mich neben die junge, schwarzaugige Frau hinbettete.

14.

Ich will es geben
Um keine Welt,
Daß sich mein Leben
Oft ohne Geld
So freudig hält.
S. Dach.

Als ich nach einem süßen Schlummer erwachte, waren Wirth und Wirthin schon aufgestanden, nur die Kleine lag noch neben mir im Bette. Sie war aber bereits auch wach und fing heftig zu schreien an, als ich mich aufrichtete, und sie auf einmal den fremden Mann neben sich erblickte. Der Herr aus Palermo und sein Diener waren abgereist, und auch ich befand mich bald wieder auf der Straße, auf welcher der freundliche Wirth mich noch eine Strecke weit begleitete.

Die Landschaft, welche ich heute durchzog, trägt im Allgemeinen denselben Charakter, wie die Gegenden über San Filippo d'Argiro und Castrogiovanni hin, nur daß die Gebirgsabhänge weniger steil und die Thäler dadurch etwas offener sind. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist allenthalben sehr groß, blos hie und da zeigen sich sandige Strecken, die für den Anbau minder günstig sein mögen. In den Thälern trifft man selten auf Wohnungen, indem

die Ortschaften überall auf den Spitzen der Gebirge liegen, und einzelne Höfe, wie man sie etwa in der Schweiz und andern Gebirgsländern findet, hier fast nie gesehen werden. Deßhalb erscheinen auch die Gegenden, trotz ihrer großen Fruchtbarkeit, meist ungemein öde, und man glaubt, durch ein Land zu reisen, dessen Bevölkerung größtentheils ausgestorben. Es ist aber auch in Wahrheit so, wenn man die erstaunliche Volksmenge, welche die Insel einst nährte, mit der geringen Anzahl der gegenwärtigen Einwohner vergleicht.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, und Hunger und Mattigkeit hatten in hohem Grade sich eingestellt, als ich zu einer kleinen Ortschaft gelangte. Sie bestand blos aus vier kleinen, von alten Oelbäumen beschatteten Häusern, die auf einer Anhöhe rechts über der Straße lagen. Ein Mann, der an zwei Krücken ging, kam mir entgegen, als ich in der Hoffnung, etwas zu essen zu bekommen, nach denselben ablenkte. Ich äußerte dem Manne meinen Wunsch. Er nikte mit dem Kopfe und begleitete mich in eines der Häuschen, wo eine ältliche Frau mit drei fast nackten Kindern saß. Das Gemach, in welches ich eintrat, nahm den ganzen Raum des aus Steinen aufgemauerten, blos einen Stock hohen

Hauses ein. Auf einer etwas erhöhten Stelle standen längs der Mauer zwei armselige Betten. Diesen gegenüber lag in einem Winkel der Herd zum Kochen, mit einem kleinen Einschlag daneben, der zur Vorrathskammer diente. An eine dritte Wand war der Hühnerstall hingebaut, und neben demselben fand sich noch Raum für eine junge, schwarze Sau. Ein Tisch, zwei Stühle und drei Holzblöcke zum Sitzen, nebst einigem Kochgeschirr, waren sämmtliche übrige Geräthschaften, die das kahle, oben blos vom durchlöcherten Hausdache bedeckte Gemach einschloß.

Das Essen, welches die Frau mir zubereitete, bestand aus drei gebratenen Eiern, wovon eines aus dem Nachbarhause geborgt war, nebst einer Handvoll eingesalzener Oliven, etwas schlechtem Brod und Wasser. Auf meine Frage, womit die Leute im Innern der Insel sich hauptsächlich ernähren, antwortete mir der Mann mit den Krücken: „Wir essen meistens Brod und Eier, Maccaroni, Oliven und Fische, welche letztern wir von den Küsten her, durch Austausch gegen Korn, beziehen, hin und wieder haben wir auch Fleisch und Wein." Die Antwort stimmte mit denen, die mir auf die gleiche Frage an verschiedenen Orten ertheilt worden waren, völlig überein.

„Aber das Land ist doch so außerordentlich fruchtbar, mich dünkt, man sollte dabei etwas besser leben können," entgegnete ich.

„Der König, die Fürsten, Grafen und Baronen, denen die Ländereien angehören, und die in Neapel, Palermo, Messina und andern großen Städten sich aufhalten, leben allerdings besser," versetzte der Mann mit den Krücken. „Auch die Oberpächter," fügte er hinzu, „leben besser, wir aber sind nur die Pächter aus zweiter oder dritter Hand, und müssen, der großen Zinsen wegen, mit weniger uns begnügen." Das Räthsel war damit hinlänglich gelöst.

Da die Frau mir keine Rechnung machen wollte, so gab ich ihr so viel, als ich entbehren zu können glaubte. Denn der spanische Thaler, den mir gestern, weil der Wirth „ein so großes Silberstück" nicht zu werthen verstand, der Pfarrer in Santa Catarina gewechselt hatte, war mein letzter gewesen, und mußte ausreichen bis Palermo.

Nachdem ich wieder dreizehn starke Wegstunden von Vallelongo aus zurückgelegt hatte, brachte ich die Nacht in einer einsamen Lokande zu und befand mich mit Anbruch des Tages wieder auf dem Marsche. Berge und Thäler wurden jetzt immer schöner, der Anbau üppiger, die Ortschaften volkreicher, und

alles ließ mich ahnen, daß ich der Hauptstadt der Insel mich näherte. Voll Verlangen, das herrliche Palermo zu schauen, verdoppelte ich meine Schritte und kam gegen Mittag auf eine Anhöhe hinaus, wo mit einmal die Aussicht auf das Meer, die Küsten und die Stadt sich erschloß. Ich setzte mich vor einem Schenkhause an den Rand der Straße, gab meine letzten zwei Gran für ein Glas Wein, knüpfte die Schnüre, womit ich meine Schuhe vor dem Auseinanderfallen bewahrte, fester und zog singend den Abhang hinunter, obgleich ich weder Kreditbrief noch Empfehlungsschreiben im Sacke trug, sondern blos zufällig vernommen hatte, daß ein schweizerisches Handelshaus in Palermo sei.

Die Stadt macht einen großartigen Eindruck, wenn man aus dem Innern der Insel kommt, und ihre Lage auf einer immerwährend grünen Ebene am Ufer des Meeres ist ungemein schön. Mit Staunen trat ich in die langen, breiten Straßen und schaute voll Verwunderung auf die prächtigen Häuserreihen, in deren Erdgeschossen ein unbeschreiblicher Reichthum von Kaufmannswaaren und Kostbarkeiten aller Art aufgehäuft liegt. Der Mann, bei dem ich mich um ein Quartier erkundigte, war zufällig der Besitzer der „Lokanda dell' Europa“.

Er führte mich in sein Gasthaus und wies mir zwei schöne Zimmer an, mit der Versicherung, daß darin schon öfter „brave Deutsche" gewohnt hätten. Mein erstes Geschäft war, nachdem ich meinen Anzug etwas ausgebessert hatte, wobei ich selber Schneider und Schuster machte, das schweizerische Handelshaus aufzusuchen, wo ich auch auf bloßes Vorweisen meines Reisepasses die freundlichste Aufnahme und Unterstützung fand.

15.

Die alte Stadt
Mitten im Lächeln der Natur, wie sitzt sie
So üppig da!

Young.

Palermo, das alte Panormus, die schöne und große Hauptstadt Siziliens, liegt an der Nordküste der Insel, im Mittelpunkte eines weiten und tiefen Meerbusens. Nordwestlich, in geringer Entfernung, starrt der Monte Pellegrino, der Ercta der Alten, auf welchem der Karthager Hamilkar im ersten punischen Kriege drei Jahre lang gegen die Römer sich vertheidigte, mit rauher, düsterer Felsenstirne zum Himmel, während nach Süden und Osten hin fast immer blühende, von einem herrlichen Gebirgskranze

umschlossene Ebenen sich ausbreiten. Eine groteske Pflanzenwelt, wie sie das nahe Afrika erzeugt, blüht um die schöne Stadt und wechselt an den hohen Bergseiten mit schroffen, kahlen, röthlich-grauen Felsabhängen, während auf der andern Seite das offene tyrrhenische Meer unabsehbar sich ausdehnt. Ich kenne in Italien und Sizilien keine Gegend, die mich so angesprochen, wie diese. Mögen Tausende das weiche Neapel preisen, Palermo's kräftig schöne Natur gefällt mir doch besser.

Die Stadt ist im Ganzen wohlgebaut. Die Straße Cassaro, auch Toledo genannt, die in gerader Richtung vom Meere aus nach der monrealischen Ebene hin die Stadt durchzieht, ist mit den schönsten Palästen und den reichsten Kaufmannsläden geziert. Fast eben so schön ist die Straße Macqueda, welche von Westen nach Osten geht und ungefähr in der Mitte den Cassaro durchschneidet. Auf dem mit einem Brunnen und vielen Statuen geschmückten Platze, wo diese beiden Straßen, welche die Stadt in vier Quartiere abtheilen, sich kreuzen, bietet sich dem Auge eine hübsche Fernsicht hinab auf das Meer, und hinaus gen Westen, Süden und Osten auf die umliegenden Hügel und Berge. Eine Menge prächtiger Landhäuser umgeben die Stadt.

Unter den Kirchen, in denen viel Luxus herrscht, zeichnet sich die Kathedrale, von den Einwohnern Madre Chiesa genannt, aus. Sie ist in arabisch-gothischem Style erbaut und enthält die Porphyrsärge Heinrich des Vierten, Friedrich des Zweiten und Rogers von Sizilien. Das Innere, nicht überladen von Ziererei, ist heiter und freundlich. Unter den vielen Altären befindet sich einer, wo nach päpstlichem Ausspruche durch jede Messe, die auf demselben gelesen wird, eine Seele aus dem Fegfeuer erlöst wird. Es muß aber den Geistlichen in Palermo wenig an der Seelenerlösung gelegen sein, sonst würden sie auf diesem Altare häufiger Messe lesen, als es wirklich geschieht.

Palermo zählt hundert zweiundfünfzigtausend Einwohner. Die Männer sind hier schöner, als die Weiber. Im Allgemeinen aber sind die sizilischen Mädchen und Frauen sehr schön. Ein griechisches Antlitz, mit brennenden Augen und umschattet von rabenschwarzen Locken, ruht auf einer schwellenden Gestalt, die sich mit edelm Anstand, der selbst den Landmädchen in so hohem Grade eigen ist, bewegt. Schade, daß diese Blüthen mit der wundervollen Kaktusblüthe das traurige Loos eines schnellen Hinwelkens gemein haben müssen. Die Kleidung ist,

wie in allen größern Städten der Insel, die französische. Beim Ausgehen tragen die Frauen, welche Gewohnheit auch im Innern des Landes herrscht, schwarze Mäntel mit einer Art von Kapuzen, die sie aber nie über den Kopf ziehen. Gleichwohl verliert unter dieser Verhüllung die schöne Form des Leibes sehr viel.

Das Leben in Palermo ist sehr bunt. Die Straßen sind bis Mitternacht mit Menschen aus allen Klassen angefüllt. Auf der Piazza della Marina hört man alle Abend Militärmusik, und am Hafen, aus dem ein Wald von Masten aussteigt, herrscht Tag und Nacht ein wildes Drängen und Treiben. Da sitzt auch der öffentliche Erzähler und unterhält für einige Kupfermünze von früh bis spät die Müßigen mit allerlei Geschichten aus der Ritterzeit und Feenwelt, die alle mit dem Era una volta — Es war einmal — anfangen. Neben ihm sucht der Improvisatore das Zwerchfell seiner Zuhörer durch witzige Einfälle zu erschüttern, und läßt sich nicht stören durch den ungestümen Deklamator, der mit sprühenden Augen seine Verse herunterdonnert. Einige hundert Bettler von jedem Alter und Geschlecht, die, außer einem kothigen Lumpen um die Mitte des Leibes, nichts auf dem verbrannten Körper tragen, rennen, gleich

Besessenen, durch alle Gassen, oder liegen ausgestreckt im Staub und im Kothe da und halten, jämmerlich winselnd, einem die Hand entgegen, ohne den hin- und herrollenden Equipagen aus dem Wege zu gehen, so daß die Kutscher genöthigt sind, sie zu umfahren. Ich kannte einen Mann, über siebzig Jahre alt, der täglich bei heißem Sonnenschein, wie bei frostigem Regen, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, auf dem nämlichen Flecke mitten in einer Straße lag, nackt, wie Gott ihn erschaffen, und oft mit Koth so überspritzt, daß man in ihm kaum einen Menschen erkannte. Ein wohlgenährter Domherr, dessen Bekanntschaft ich zufällig gemacht, und mit dem ich eines Tages bei dem Alten vorüberging, antwortete mir auf die Frage, wie doch so etwas geduldet werden könne, ganz gelassen: „Ach, mein lieber Herr Giovanni, wir sind hier an dergleichen Dinge ja längst gewöhnt!“ Palermo bietet dem aufmerksamen Reisenden überhaupt viel Stoff zur Beobachtung dar, in der höhern wie in der niedern Sphäre des Lebens. In letzterer ist besonders auch der Fischmarkt, wo ich mich zum Behufe meiner Sammlungen täglich herumtrieb, reich an interessanten Szenen. Hier, wo in ungeheuern Kesseln gekocht wird, verzehrt der Bettler des Nachts, was

er am Tage zusammengebracht hat, und legt sich dann in den ersten besten Winkel zum Schlafen nieder, noch ein paar Mal gräßlich auffluchend, wenn ein Anderer ihm auf den Kopf seine Nothdurft verrichtet. Geschieht dies blos auf seine Füße, so lauten die Flüche und Verwünschungen gelinder. Hier und am Hafen ist auch der Schauplatz der wildesten Orgien, wo der Mensch mit einer Wuth seinen Lüsten sich hingibt, die man im ganzen Thierreich vergebens suchen würde. O du Ebenbild Gottes, wie tief kannst du sinken, und dies gerade in dem Lande, wo so viele Tausende zur Verkündung des ewigen Wortes gesalbet sind!

Vom Hafen gelangt man über die Piazza della Marina bald in den Zaubergarten der „Flora." Es ist dieses eine der schönsten und reizendsten Gartenanlagen, die man sehen kann. Duftige Laubgänge, Springbrunnen mit Becken voll klaren Wassers, und ein Reichthum der seltensten Pflanzen schmücken ihn. Vor dem prächtigen Glashause, das mehr nur zum Schutze, als zur künstlichen Treibung vieler edler Gewächse, wie des Kaffeebaums und anderer, dient, steigt eine mächtige Dattelpalme hoch in die Luft und breitet da ihre wundervolle Blätterkrone aus, an deren Grund die langen Frucht-

trauben eben zur Reife gediehen. Hier findet an schönen Abenden die schöne Welt zahlreich sich ein, und mancher Strahl aus flammenden Augen trifft durch dunkles Laubgewölbe auf irgend ein schmachtend Herz, während eine leichte, dem Ungeübten kaum bemerkbare Bewegung der Hand oder eines Fingers Zeit und Ort der Gewährung so bestimmt bezeichnet, daß der Beglückte sie unmöglich verfehlen kann. Welch ein Unterschied, hier und am Hafen!

16.

Von dem Morgen bis zum Abend
Laufend, rennend, schnaufend, trabend,
Hab ich doch in manchen Straßen
Manches unbesehn gelassen

Rückert.

Palermo ist der Sitz eines Erzbischofs, der zugleich Primas von Sizilien ist. Auch halten da der Statthalter, die Regierung und ein zahlreicher Adel sich auf, worunter viele Prinzen, Herzoge, Grafen und Barone. Diese Titel sind die Ursache von großem Aufwand, und, wie der Graf von Borch sehr richtig hinzusetzt, auch von großem Verderben, indem Jeder seinem Range gemäß glänzen will. Daher das Heer von Dienerschaften und die Anzahl präch-

tiger Equipagen, womit der Cassaro und die Marina, ein herrlicher Damm am Meeresufer, den ganzen Tag, bis tief in die Nacht, angefüllt sind. Die öffentlichen Kaffee, wohin auch die Damen kommen, sind sehr besucht, und bieten dem Beobachter Stoff zu mancherlei Betrachtungen, die nicht immer sehr erbaulich sind. Ueberhaupt herrscht in Palermo ein fast übertriebener Hang zum gesellschaftlichen Leben.

Die Universität wird stark besucht. Der Abbate Ferrara, nach der öffentlichen Meinung der gelehrteste Mann in Sizilien, und wie die Sizilianer behaupten, in der ganzen Welt, hält Vorlesungen über Mineralogie und Chemie, in einem Hörsaale, wo unmittelbar vorher Theologie vorgetragen wird. Auf dem Lehrstuhle der Gottesgelahrtheit, unter einem großen dunkelgrünen Baldachin sitzend, spricht der Professor über Säuren und Basen, über Reagentien und Niederschläge, ohne das mindeste von all diesen Dingen, ja ohne nur irgend etwas von einem chemischen Apparate um sich zu haben. Die Zuhörer sind gewaltig erstaunt darüber, daß ein Chemiker aus Schwarz Weiß zu machen verstehe, und auf jedem Angesichte liest man den Wunsch, die Teufelskunst doch auch mit Augen ansehen zu können. So

ungefähr sah es auch in andern Fächern, welche ich anhörte, aus.

Ich hatte von einem deutschen Naturforscher den Auftrag, alles Naturhistorische, was seit dreißig Jahren in Sizilien im Drucke erschienen, zu kaufen, und wandte mich deshalb an Abbate Ferrara, mit der Bitte, mir mit einem Verzeichniß wenigstens des Wichtigsten an die Hand zu gehen. Er diktirte mir, in Gegenwart seiner Schüler, dreizehn Werke, die er selbst geschrieben, meistens, wie ich später in Neapel zu erfahren Gelegenheit hatte, kleine, zwei bis drei Bogen starke Broschüren, worüber seine Zuhörer so aufgebläht waren, daß, wie bereits „Nummer zehn“ erschien, Einer derselben mit der Frage an mich sich wandte, ob Deutschland wohl je einen Mann besessen, der so viel geschrieben? Trotz der Mühe aber, die ich mir gab, konnte ich doch bei allen Buchhändlern Palermos von den genannten dreizehn Werken nur drei auftreiben, worunter der „Führer für Reisende in Sizilien“ sich befand. Und so bestand denn das Beste, was ich an naturhistorischen Schriften aus Sizilien brachte, nebst den Abhandlungen der beiden Gemmellaro über den Aetna, in einem Hefte eines Journals, in welchem der junge, rüstige und talentvolle Dr. Cocco in Messina

sechszehn neue Arten von Fischen beschrieben. Dagegen dürfte es jedem palermitanischen Buchhändler ein Leichtes sein, mit Gebetbüchern und allerlei geistlichen Traktätlein ein großes Schiff zu befrachten.

Palermo besitzt auch eine ansehnliche Sternwarte, die durch den heitern Himmel und ihre südliche Lage sehr begünstigt wird. Auf ihr entdeckte der fleißige Piazzi, am ersten Tage unsers Jahrhunderts, den Planeten Ceres, welche Entdeckung bald auch die der übrigen drei kleinen Planeten, der Pallas, der Juno und der Vesta, durch deutsche Astronomen zur Folge hatte.

Der Spital hat Raum für viele Kranke, die ziemlich gut verpflegt werden. Das Armenhaus ist ein großartiges Gebäude, von Karl dem Dritten erbaut, dem Sizilien so viel Gutes verdankt. Es besteht aus drei abgesonderten Wohnungsräumen, jeder mit einem großen Hofe versehen, und enthält zweihundert Männer und eben so viele Weiber, welche zur Arbeit unfähig, dann gegen vierhundert Frauen und Mädchen im kräftigen Alter, und endlich eine kleine Anzahl von Kindern. Die Arbeitfähigen sind mit Spinnen von Baumwolle, mit Weben von Leinwand, mit Zubereitung der Seide und Verfertigung von allerlei Seidenstoffen beschäftigt.

Auch besitzt die Anstalt eine Maccaronifabrik, die sehr im Gang ist. Im Durchschnitte wird der tägliche Unterhalt auf ungefähr dreißig Kreuzer auf die Person gerechnet. Die Mädchen verlassen die Anstalt, entweder um zu heirathen, oder dann um irgend einen Platz einzunehmen, durch den ihr Auskommen gesichert ist.

Das Findelhaus besteht blos aus Privatbeiträgen und aus jährlichen Zuschüssen der Stadt. Es nimmt nur Mädchen auf, die zuerst auf dem Lande erzogen und erst mit dem fünften Jahr in die Anstalt kommen. Ihre Zahl belauft sich auf ungefähr vierhundert. Sie werden in allerlei weiblichen Arbeiten, so wie auch in der Musik unterrichtet. Die Anstalt steht unter Leitung eines Frauenausschusses, der jährliche Ertrag der Arbeiten wird zur Bildung von Aussteuern, die sich gewöhnlich auf hundert und fünfzig Gulden belaufen, verwendet. Die männlichen Findelkinder werden auf dem Lande erzogen, kommen mit dem siebenten Jahr in die Militärschule, und verlassen diese, um in die Armee einzutreten.

Die Krone aber von Palermo's Wohlthätigkeitsanstalten ist das Irrenhaus. Die Regierung gab zur Gründung dieser Anstalt bloß viertausend Dukati, das Uebrige floß aus Privatbeiträgen. Früher

befanden sich darin auch andere Kranke, seit dem Jahr 1824 aber nur Irrsinnige. Die Zahl dieser Unglücklichen, welche da versorgt werden, belauft sich gewöhnlich auf siebzig bis achtzig Individuen. Das Verhältniß unter den Geisteskranken beiderlei Geschlechts steht so, daß in der Regel einmal so viel Männer als Weiber sind. Die Mehrzahl ist mit Manie, theils einfacher, theils mit Fallsucht verbundener, behaftet. Im Allgemeinen ist die Jugend mehr der Manie, das Greisenalter mehr dem Wahnsinne unterworfen. Bei Männern tritt die Narrheit am häufigsten zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten, bei Weibern dagegen zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Altersjahre ein. Bei den erstern ist die Sterblichkeit im Winter, bei den letztern im Herbst am größten. Bei den Männern fällt die zur Heilung günstige Zeit zwischen das zwanzigste und vierzigste, bei Weibern gegen das zwanzigste Jahr. In einem Zeitraum von zehn Jahren, auf den diese Beobachtungen sich stützen, sind hundert und eilf Männer und neunundvierzig Frauen, zusammen hundert und sechzig Personen geheilt worden. Gestorben sind während dieses Zeitraums fünfundachtzig Männer und sechsundvierzig Frauen, zusammen hundert einunddreißig Individuen. Sechsunddreißig

Männer und einundzwanzig Frauen wurden auf Verlangen von Verwandten, dreißig Männer und sechszehn Frauen als nicht irrsinnig aus der Anstalt wieder entlassen. Keine heftigen Mittel werden zur Heilung angewendet. Die meisten Irren sind mit allerlei Arbeiten beschäftigt, und fast alle der Anstalt nützlich. Um den Verstand der minder Kranken wieder aufzurichten, werden dieselben zu Wächtern von andern Irren bestellt, und zwar so, daß man gewöhnlich zwei mit einander arbeiten läßt und jedem von ihnen heimlich den Auftrag ertheilt, den andern zu beaufsichtigen, weil er der Vernünftige sei — ein Verfahren, welches mit dem glücklichsten Erfolge angewendet wird. Im Durchschnitte verlassen zwei Fünftheile geheilt die Anstalt.

Unter den drei Theatern zeichnet sich das Theatro Carlino aus. Es ist ziemlich groß und schön, und hat fünf Reihen von Logen. In den Stücken, welche ich darin aufführen sah, herrschte wenigstens Anstand, den man sonst nicht in allen italienischen Theatern antrifft. Auf den beiden andern Bühnen werden bloß Lustspiele gegeben, worunter ich einige gesehen, die voll Witz und munterer Laune waren.

17.

Schaut her, nie wird die Bühne leer!
Schiller.

Um den Leser mit dem Geiste der Palermitaner, so wie der Sizilianer überhaupt, näher bekannt zu machen, will ich das Madonnafest beschreiben, welches ich da feiern sah.

Eines Abends kam ein hier angesiedelter Deutscher zu mir, um mich zu einem Spektakel, wie er sagte, abzuholen. Ich nahm die Einladung an, und folgte begierig. Es war bereits dunkel, als wir die Lokande verließen. Durch alle Gassen zogen Prozessionen, jede von zwei oder drei Dudelsäcken, einigen Castagnetten, und einem Feuerwerker, der alle zwei bis drei Minuten eine Rakete in die Luft steigen ließ, angeführt. Links und rechts standen Buden an Buden, mit allerlei Sorten von Liqueurs und einer Art von süßem Backwerke, welches die Palermitaner Pietra fenola heißen, zierlich angefüllt. Die Dudler dudelten, die Castagnetten klapperten, die Raketen knallten, die Prozessionsgänger, begleitet von einem Priester, der wie ein Exerziermeister kommandirend nebenher gieng, schrien ihre Rosenkränze, indeß die

Liqueursverkäufler überall ihr »O che bello Liquore!« wie rasend den Vorüberziehenden in die Ohren brüllten. Auf dem Fleischmarkte wurde gekocht, gebraten und gebacken, als hielte ganz Palermo hier offene Tafel, und vor der mit tausend Kerzen beleuchteten Kirche San Francesco, wohin alle die Prozessionen zogen, standen, von Fackelträgern umringt, die Galawagen der Senatoren, die der Madonna immaculata alljährlich an diesem Abend zweitausend Gulden zum Geschenke bringen. Gegen eilf Uhr hörten die Betzüge allmählig auf, aber der Lärm und der Tumult dauerten noch mehrere Stunden lang fort, so daß ich noch gegen drei Uhr einzelne Raketen, unter furchtbarem Gebrüll der Menge, verknallen hörte.

Am andern Morgen früh fing das Hauptspektakel an. Der Cassaro war mit Menschen aus allen Ständen so angefüllt, daß man sich nur mit größter Mühe hindurchdrängen konnte, und alle Fenster und Balkone waren mit Damen besetzt. Gegen zehn Uhr begann die Prozession von der Kirche San Francesco aus nach der Kathedrale. Voraus zieht die Jugend, paarweise, von ihren Lehrern begleitet, und mit Besen in der Hand, dem Scheine nach die Straße reinigend. Ihr folgen verschiedene adelige Brüderschaften, worunter die der Fürsten, Grafen und

Barone, barfuß, in grauen oder weißen Ueberhemden, die mit einem ledernen Gürtel um den Leib zusammengeschnallt werden, und mittelst einer Kapuze, in welche zwei kleine, runde Löcher zum Herausgucken geschnitten sind, das ganze Gesicht verhüllen. Neben jedem Vermummten geht ein Bube, mit den Händen das von der flackernden Kerze abträufelnde Wachs auffangend, und auf dem oft sehr unreinlichen Kopfe den Hut seines fürstlichen oder gräflichen Gönners tragend. Nach diesen Brüderschaften kommt eine Abtheilung Militär, dann ein Heer von buntgekleideten Bedienten, die vor dem prächtigen Wagen des Statthalters, dem der hohe Senat und alle übrigen Staatsbeamten folgen, mit Fackeln einhergehen. Nach einer Blechmusik, die einen eigens zu diesem Feste komponirten, gräulichen Marsch spielt, ziehen die verschiedenen geistlichen Orden auf, dann kommt der Erzbischof mit allen Insignien seiner Macht und Würde, und hinter ihm tragen vierundzwanzig Männer auf einem vergoldeten Altare das schwere silberne Madonnabild, mit Edelsteinen reich geschmückt und von unzähligen Kerzen umleuchtet. Von Zeit zu Zeit wird mit einem silbernen, gar hochgeweihten Glöcklein ein Zeichen gegeben, worauf der Altar niedergelassen wird.

Und wie das Glöcklein auch wieder einmal erklang und der Altar wieder niedergelassen wurde, erscholl aus einem der Häuser ein gellendes Geschrei, so gräßlich, daß ich vor Schauder zusammenfuhr. Wildes Gemurmel durchlief den Zug von einem Ende zum andern, und auf allen Gesichtern drückte Etwas sich aus, von dem man nicht sagen konnte, ob es Freude oder Schrecken sei. Vier baumstarke Matrosen trugen aus dem Hause eine Frau von mittlerem Alter auf ihren nervigen Armen herab. Ihre Kleider waren zerrissen, ihr rabenschwarzes Haar hing aufgelöst auf den völlig entblösten Busen nieder, ihre dunkeln, weit geöffneten Augen sprühten Flammen auf die Menge, während aus dem fürchterlich verzerrten Munde ein weißer Schaum hervorquoll — es war eine Besessene. Je näher sie dem Altare kam, um so gräßlicher wurden ihre Geberden, um so durchdringender ihr Geschrei. Endlich hob man sie in die Höhe, drückte ihre Stirn an das glänzende Madonnabild, läutete mit dem Glöcklein ihr vor den Ohren — und siehe da! der Satan wich, sie wurde ruhig, ließ die Arme sinken, schloß die Augen zu, und die Matrosen trugen die Gerettete, unter dem Jubel des Volkes, wieder in das Haus zurück. Diejenigen, so bei Gelegenheit dieses Festes

vom Bösen sich befreien lassen, sind, wie ein neben mir stehender Mann mich versicherte, meistens Weiber aus der niedern Volksklasse. „Sonst aber", fügte er hinzu, „besitzt Palermo noch eine eigene Kirche, die Santa Zita, zum Teufelaustreiben."

Der Zug bewegt sich wieder weiter. Der Madonna folgt eine starke militärische Bedeckung, und hinter dieser, in langen Zügen, der Pöbel, betend, singend und „Viva!" schreiend. Brennende Fackeln von zwölf bis fünfzehn Fuß Länge, so dick, daß sie ein Mann nicht umarmen kann, und so schwer, daß die Träger derselben alle zehn Schritte wechseln müssen, schließen, von halbnakten Burschen getragen, den Zug. Sie bestehen aus langem Rohr, sind oberhalb mit Pech angestrichen, und lodern in furchtbaren Flammen auf. Fällt von Zeit zu Zeit ein brennendes Stück herab auf die umstehende Menge, so entsteht allgemeines Gelächter, und die Damen auf allen Balkonen fallen mit ihrem „O che bello!" ein.

In der Kathedrale endlich angelangt, wird die glanzvolle Madonna auf ein hohes, mitten in der Kirche aufgeschlagenes Gerüst gestellt, wo sie acht Tage lang zur Anbetung ausgesetzt bleibt und dann unter denselben Zeremonien wieder nach San Francesco zurückgebracht wird. Das Wetter mag sein,

wie es will, sie muß auf die Minute wieder fort, sonst bleibt sie Eigenthum der Dompfaffen, und ist für den heiligen Franciscus auf ewige Zeiten verloren.

Während in der Kirche gesungen und geräuchert wird, ergötzt sich das Volk draußen auf dem Domplatze an den aufgestellten, brennenden Fackeln, deren Träger nun großen Ablaß sich erworben haben. Darauf fangen die kleinen Prozessionen, mit derselben Musik, wie ich sie anfangs beschrieben, wieder an und dauern bis in die Nacht fort. Ihr Ziel ist jetzt die Kathedrale. Drei bis vier solcher Züge stürmen durch verschiedene Thüren auf einmal herein, und je näher sie dem Bilde rücken, desto kräftiger blasen die Dudler und desto ungestümer wird mit den Castagnetten geklappert, während die vermummten Brüderschaften aus vollem Halse ihr „Viva!" schreien. Vor dem Bilde angelangt, gebietet der kommandirende Priester durch seine aufgehobne Hand Stille. Alle werfen sich jetzt auf die Knie, er aber bleibt stehen, betet mit ausgestreckten Armen und gespreitzten Fingern aus schäumendem Munde eine Art von Verschwörung ab, welche die Knienden ihm nachsprechen, und die jedesmal mit dem Ausrufe: „Viva la santa Madonna! Viva il Gesu Christo! Viva la santa

Trinita!“ endigt, wobei der Priester wild die Arme auf und nieder schlägt, um die Schreienden anzufeuern. Am auffallendsten treiben dies die „Büßer“, welche barfuß, mit einem langen Stricke um den Hals, einer Dornenkrone auf dem Haupte und einem schwarzen Kreuze in der Hand, daherziehen, Adelige und Bettler durcheinander, und unter wahrhaft fürchterlichen Grimassen die von ihrem Priester vorgesprochene Eidesformel, dem Dienste der unbefleckten Maria getreu zu sein, nachschreien. Ist diese Gelobung gemacht und das dreimalige Vivat ausgerufen, so wirft Jeder seine Maske ab, übergiebt Dornenkrone, Strick und Kreuz dem Burschen, der ihm Schuhe, Strümpfe und Hut nachgetragen, zieht diese an und spaziert ganz fröhlich weiter, Jeder dahin, wohin seine Gelüste ihn treiben — zum Trunk, zum Spiel oder zur Liebe. Er ist jetzt wieder frei von seinen alten Sünden! Der Schluß war ein wilder, bacchantischer Jubel, der über Mitternacht hinaus dauerte.

Das, lieber Leser, ist eine treue, in keinem Punkte übertriebene Beschreibung des Festes der Madonna immaculata, welche der Palermitaner aber, sehr geneigt zu Abkürzungen in der Sprache, nur „Madonna maculata“ nennt. Und dergleichen Feste

feiert man in Sizilien häufig. Können die verschrieenen Bacchanalien der Heiden wilder und wüster gewesen sein? —

18.

Hier ist ein Mönch.
Shakespeare.

Es war Abend, ich saß auf meinem Zimmer und ordnete an meinen Sammlungen, als leise an die Thür gepocht wurde, und bald darauf der Domherr, dessen ich bei jenem Alten im Kothe erwähnt habe, zu mir hereintrat. Ich hatte seine Bekanntschaft in den ersten Tagen meines Hierseins in einer Botega gemacht, wo ich Weingeist zum Aufbewahren von Fischen und andern Seethieren kaufte, und war seitdem zweimal mit ihm spazieren gegangen. Er kam, nach seiner Art, äußerst freundlich auf mich zu, grüßte mich, nach Landessitte, bei meinem Taufnamen, und ließ auf einen Stuhl sich nieder. Sein Angesicht glühte, seine Augen glänzten, und ich schloß daraus, daß er wieder in der Botega gewesen sei.

„Aber wie hat Ihnen denn gestern das Fest der Madonna'maculata gefallen?" fragte der Mann Got-

tes, nachdem er einige höchst drollige Fragen über die vielerlei Thiere, die da allenthalben auf dem Boden herumlagen oder in Gefäßen herumstanden, gemacht hatte.

„Viel äußerer Lärm, und keine innere Andacht!" entgegnete ich kurz.

„Was liegt daran!" versetzte der Priester. „Das Volk hat seine Freude an solchen Dingen, und ich sehe nicht ein, warum man sie ihm nicht lassen sollte."

„Was haben aber solche Feste für eine Bedeutung?" fragte ich. „Sollen sie Gottesverehrung oder Volksbelustigung, oder endlich gar eine Gelegenheit sein, wo der vornehme und gemeine Pöbel seine Wuth auslassen kann?"

„Alles mit einander, mein lieber Giovanni! Alles mit einander!" antwortete der Domherr. „Aber haben Sie auch die schönen Frauen auf den Balkonen recht betrachtet? Nicht wahr unsere Stadt ist damit wohl bedacht?"

„Ganz gewiß!" erwiederte ich, und schaute den Mönch zum erstenmal aufmerksamer an. Es war eine interessante Figur, wohl in die Höhe, aber nicht minder auch in die Dicke gewachsen. Seine schwarzen, krausen Haare waren schon ziemlich mit weißen gemischt. Er mochte ein Fünfziger sein.

Quer über die ziemlich breite Stirn liefen zwei tiefe Furchen, die mit einigen andern, welche von beiden Seiten der sehr hervorragenden Nase heraufstiegen, fast einen rechten Winkel bildeten. Unter den buschigen Braunen, deren eine einen etwas größern Bogen, als die andere beschrieb, schauten zwei kecke Augen hervor. Der Mund, wenn auch ziemlich groß, wäre fehlerlos gewesen, hätte nicht um die beiden Mundwinkel, so oft der Mann etwas Ernsthaftes sagen wollte, ein satyrischer Zug sich abgebildet. Das breite Kinn war just auf der Stelle, wo sonst das Grübchen erscheint, mit einer großen, braunen Warze geschmükt. Aus dem ganzen Angesichte sprach ein Ausdruck, welcher sehr verschieden war von jenem, der auf dem Antlitze solcher Menschen sich auszuprägen pflegt, welche ihr Leben heiligen Betrachtungen weihen. Die Kleidung des Mannes bestand in einer gewöhnlichen Mönchskutte, vorn mit einer langen Reihe dicht beisammenstehender Knöpfe. Den Kopf bedeckte ein dreieckiger Hut, während von den stämmigen Schultern ein schmales seidenes Mäntelchen herunterhing.

„Es ist sehr Schade, lieber Giovanni, daß Sie nicht länger in Palermo bleiben, Sie würden da vielen Genuß finden!“ nahm der Mönch wieder das

Wort, indem er meine Hand faßte und sie zärtlich in die seinige drückte. „Gerade bin ich gekommen," fuhr er fort, „Sie zu einer angenehmen Gesellschaft auf künftigen Sonntag einzuladen, nun ich aber höre, das Ihre Abreise auf Uebermorgen festgesetzt sei, so bleibt mir nur das Bedauern, Sie nicht bei meinen Freunden einführen zu können."

Ich dankte dem Mönche. Wir nahmen bald Abschied. Unter der Zimmerthür sprach er seinen Segen über mich aus, und unter der Hausthür, bis zu der ich ihn begleitete, faßte er noch einmal meine Hand und sprach: „Es ist wirklich Schade, daß Sie meine Einladung nicht mehr annehmen können, Sie würden da die schönsten Frauen in Palermo gesehen haben!"

Ich kehrte zu meinen naturhistorischen Gegenständen zurück, und hatte meine Arbeiten kaum begonnen, als wieder an die Thür gepocht wurde. Es war mein Wirth, begleitet von drei Matrosen, von denen jeder einen großen Korb trug, gefüllt mit Konchilien, Korallenstämmen und dergleichen Dingen, worunter Vieles aus südlichen Meeren sich befand. Sie trugen mir die Sachen, die sie nach und nach gesammelt hatten, zum Kaufe an und verlangten für Alles fünfzig Scudi, ungefähr hundertundzwan-

zig rheinische Gulden. Diese Forderung war kaum gestellt, als der Wirth beim Aermel mich zupfte und mir in's Ohr flüsterte, für das lumpige Zeug ja nicht mehr als drei Scudi zu bieten. Mit abgewandtem Gesichte that ich dieses Angebot. Die Leute nahmen ihre Körbe, gingen damit wieder fort und schimpften mich tüchtig aus.

„Kennen Sie die Matrosen?" fragte ich den Wirth hastig, denn ich schämte mich meines gethanen Angebotes und war besorgt, die Leute nicht wieder zu treffen.

„O, schlafen Sie nur ganz ruhig, mein Freund, morgen gehören die Sachen doch Ihnen!" erwiederte der Wirth, und wünschte mir lachend eine gute Nacht.

Ich ging zu Bette und träumte eben von den drei Körben, als mein Fischer klopfte, um mich zu einer letzten Fahrt zu rufen. Es war eine Stunde nach Mitternacht. Der Himmel war hell, die Luft milde, das Meer spiegelglatt, und lustig glitt der Kahn, von acht nervigen Armen getrieben, über die im Sternenlicht schimmernde Fläche hinaus. Dreimal wurden die Netze auf verschiedene Stellen geworfen, und jedesmal mit reicher Beute heraufgezogen. Der Morgen dämmerte freundlich empor,

als wir wieder in den Hafen zurückkamen, wo schon reges Leben herrschte.

Wer naturhistorische Sammlungen von Seethieren machen will, muß selbst dabei sein, wenn die Netze gezogen werden, indem die Fischer tausend Gegenstände wieder über Bord werfen, die für den Naturforscher gerade das größte Interesse haben. Die Fahrten bei Sturm und Wetter, und zumal wenn noch die leidige Seekrankheit dazu kommt, sind oft beschwerlich, aber die Menge von allerlei Geschöpfen des Meeres, von Fischen, Krebsen, Schnecken, Muscheln, Seesternen, Seeigeln, Würmern, Medusen und Polypen aller Art, welche das Netz oft füllen, gewähren einen wundervollen Anblick, der alles Ungemach vergessen läßt!

„O Signor Giovanni, wie gut ist's, daß Sie einmal kommen, die Matrosen mit ihren Körben warten schon lange auf Sie!" rief der Wirth mir entgegen, als ich der Lokande mich näherte. „Sie können das Zeug für drei Scudi jetzt haben, müssen aber doch auf jeden Korb noch ein kleines Trinkgeld geben!" fügte er lachend hinzu, indem er auf die Schulter mich klopfte.

Ich zahlte die drei Scudi und gab jedem der Matrosen noch einen Scudo Trinkgeld. Denn die

Gegenstände hatten für mich keinen geringen Werth. Die Leute schauten zuerst sich untereinander, dann mich an, brachen endlich über den guten Erlös in Freude aus und küßten mir einer nach dem andern die Hand.

„Wenn Sie wieder nach Palermo kommen, dann wollen wir Ihnen noch schönere Sachen bringen!" sprach beim Weggehen lächelnd der Aelteste, dessen Haare der Sturm schon schneeweiß gebleicht hatte.

„Bis ich wieder nach Palermo komme, ruht, guter Alter, deine müde Hand längst vom Ruder aus!" dachte ich still bei mir, und fing emsig an, meine Kisten zu füllen.

Gegen Abend, wie alles in Ordnung war, machte ich noch einen Ausflug auf den Monte Pellegrino, den ErETA der Alten. Eine prächtige, mit großen Kosten angelegte Kunststraße führt, auf vielen Bogen ruhend, über den rauhen, zackigen Felsen hinauf nach der vielbeschriebenen Grotte der heiligen Rosalie. Es war der zwanzigste Dezember, die Sonne brannte heiß, Bienen und Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume, und zahlreiche Heerden von Rindern und Pferden weideten um das einsame Kloster. Auf allen Punkten des Berges, besonders aber bei der auf dem Rande seines nördlichen Abschusses von

Schiffern erbauten Halle bietet dem Auge die herrlichste Aussicht sich dar. Landeinwärts thürmen sich Berge über Berge, bis hinaus an die Westküste der Insel, wo der gewaltige Eryx sein Haupt erhebt; links unten liegt das schöne Palermo, mit seinen glänzenden Lustschlössern und paradiesischen Gärten; vorwärts, nach Norden, wogt ein blaues, unabsehbares Meer, dessen Wellen in einer Tiefe von beinahe zweitausend Fuß sich brechen, und von wo herauf beständig ein hohles, dumpfes Brausen zu dem Ohre dringt. „Ozean, du Ungeheuer!“

19.

O Land, das nur den faulen Bäuchen
Der Mönche zu Gebote steht,
Und mit abgöttischen Gebräuchen
Belastet, schwankt und untergeht!

Thümmel.

Bevor wir von Sizilien Abschied nehmen, wollen wir noch einen Blick auf den Zustand der Insel im Allgemeinen werfen.

Die Insel Sizilien, die größte im mittelländischen Meere, ist durch die sechs Stunden lange und ungefähr eine Stunde breite Meerenge von Kalabrien, der Spitze von Italien getrennt, von dem

sie, der Sage nach, durch ein Erdbeben sich losgerissen. Die Entfernung von Afrika beträgt ungefähr dreißig Stunden. Der Umriß der Insel bildet ein ungleichseitiges Dreieck, daher der alte griechische Name Trinakria. Drei Vorgebirge bezeichnen die drei äußersten Punkte dieses Dreiangels; sie heißen jetzt Capo del Faro, nordöstlich gegen Italien, Capo Passaro, südöstlich gegen das ionische Meer, und Capo di Marsala, südwestlich gegen Afrika gelegen. Der Umfang der Insel beträgt, nach neuern Messungen, einhundert und sechsundfünfzig geographische Meilen, der Flächeninhalt fünfhundert und siebenundachtzig Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner wird auf eine Million sechshundert und fünfzigtausend angegeben.

Sizilien ist sehr gebirgig. Auf der Nordseite der Insel lauft fast parallel mit der Küste die Gebirgskette der Nebrodes, jetzt Monte di Madonia genannt, deren höchster Gipfel dreitausend und sechshundert Fuß erreicht. Sie stößt nach Italien hin, mit dem pelorischen und neptunischen Gebirge zusammen, welches sich vom Capo del Faro längs der Ostküste hinabzieht bis Taormina, und dessen erhabenste Spitze der Monte Scuderio ist. An diese letztere Gebirgsreihe grenzt der Aetna, der höchste Berg

der Insel. Von da an lauft, in südlicher Richtung, das hybläische Gebirge hinunter bis Syrakus. Auf der Westküste erhebt sich der Monte San Giuliano, bei den Alten unter dem Namen Eryx bekannt. Im Innern der Insel selbst fußen Berge an Berge, dergestalt, daß die dazwischen liegenden Thäler alle äußerst schmal sind. Die ausgedehntesten Ebenen sind die von Milazzo und Palermo, an der Nordküste, die von Catania, an der Ostküste, und endlich die von Terra nuova, an der Südküste der Insel.

Nach einer aus den Zeiten der Sarazenen herstammenden und im Lande selbst noch immer gebräuchlichen Eintheilung zerfällt Sizilien in drei Provinzen, in das Val di Demona, Val di Nota und Val di Mazzara, von denen das erste einen Theil der nördlichen und östlichen, das zweite den südöstlichen, das letzte den übrigen Theil der Insel begreift. Nach einer neuern Eintheilung zerfällt das Land in sieben Intendanzen, die ihre Namen von den Hauptorten führen. Die Hauptstadt ist Palermo, wo der Statthalter, die zur Regierung niedergesetzten Kollegien und der Erzbischof ihren Sitz haben.

Vor nicht langer Zeit hatte Sizilien noch keine fahrbaren Verbindungsstraßen, jetzt aber führt eine schöne Straße längs der Nordküste von Palermo

nach Messina, eine an der Ostküste hinab nach Catania, und von da eine mitten durch die Insel nach der Hauptstadt, von der aus wieder eine nach der Westküste und eine andere nach der Südküste laufen. Nur Syrakus, obgleich sich daselbst ein großer Theil des sizilianischen Adels aufhält, steht mit seinen Nachbarstädten noch in keiner andern Verbindung zu Lande, als durch elende Saumwege, die sich oft vielfach scheiden und in Wald, Gesträuch und weiten Steinfeldern fast verlieren.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, trotz der schlechten Urbarmachung, ist außerordentlich groß. Um Messina, Catania, Palermo und andere Städte prangt beinahe das ganze Jahr hindurch alles mit Blüthen und Früchten. Reben, Orangen, Zitronen, Feigen, Kaktus, Agrumen, Granaten, Oliven, Palmen und allerlei andere herrliche Gewächse stehen da in wundervoller Pracht. Auf den blühenden Ebenen weiden zahlreiche Heerden. Im Innern der Insel sind die Thäler und Bergseiten mit verschiedenen Arten von Weizen geschmükt, und ist dieser geerntet, so werden Hanf, Flachs, Mais, Linsen und andere Hülsenfrüchte angepflanzt.

Der Weizen, obgleich nicht mehr in dem Maße angebaut, wie damals, als Sizilien die „Kornkam-

mer Roms“ genannt wurde, macht noch heute den Hauptertrag der Insel aus. Die jährliche Ausfuhr belauft sich auf fünfthalb Millionen Dukati oder ungefähr neun Millionen Gulden. Das meiste Getreide geht nach Spanien, Frankreich, Genua und Malta. Doch hat man auch Beispiele aus neuester Zeit, daß Getreide hat eingeführt werden müssen. Unter den Weinen sind die vom Aetna, von Marsala und Syrakus die berühmtesten. Die jährliche Ausfuhr wirft eine Summe von zweihundert und siebzigtausend Dukati ab. Der Seidenbau, welcher um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Sizilien eingeführt und von da weiter in Italien verbreitet worden, ist ebenfalls noch sehr beträchtlich, indem die jährliche Ausfuhr mehr als eine Million Dukati beträgt. Der jährliche Gewinn von der Manna wird auf zweihunderttausend Dukati geschätzt. Von der Ausfuhr an Zitronen, Orangen, Feigen, Mandeln, Johannisfrucht, Haselnüssen und Pistazien werden jährlich über siebenhunderttausend Dukati bezogen. Eben so belauft sich der Gewinn an Baumwolle, Olivenöl, Kochsalz, Soda, Schwefel, Alaun, Thierfellen, Sardellen, Thunnfischen und andern Erzeugnissen auf eine sehr bedeutende Summe. Die Gesammtausfuhr wird auf mehr als eilf Millionen

Dukati angeschlagen, während die Einfuhr nur auf ungefähr vier Millionen sich beläuft.

Und doch schmachtet bei all diesem ungeheuern Reichthum der Natur der größte Theil der Einwohner in Armuth und Elend. Daran sind Schuld: der gänzliche Mangel an Manufakturen und Fabriken; die unverhältnißmäßige Menge der Geistlichen, deren Zahl auf wenigstens sechszigtausend ansteigt; der außerordentlich zahlreiche Adel, der unter den Titeln von Fürsten, Herzogen, Marchesen, Grafen und Baronen fast alles Grundeigenthum besitzt und den Ertrag größtentheils in Palermo und Neapel verzehrt; endlich die heillose Vernachläßigung oder besser gesagt, die absichtliche Unterdrückung alles geistigen Lebens und Strebens. Armuth ist überall die Begleiterin der Unwissenheit, und die letztere ist in Sizilien so groß, das sie nicht größer sein könnte. Künste und Wissenschaften liegen darnieder, die Volksbildung ist aufs Höchste vernachläßigt oder unterdrückt, und die Einwohner leben in der gröbsten Unwissenheit und im finstersten Aberglauben. Muß man sich also verwundern, daß ein Land, welches bei gehöriger physischer und geistiger Kultur achtzehn Millionen Menschen ernähren könnte, jetzt nur etwa anderthalb Millionen ernährt.

Die Sizilianer sind allgemein für betrügerisch, räuberisch und rachsüchtig verschrieen; dennoch habe ich wie in dem ebenso verrufenen Kalabrien, auch hier allenthalben, in Städten und auf dem Lande, an den Küsten und im Innern der Insel, mehr treue und ehrliche, als wirklich schlechte Menschen gefunden. Es kommt, wie ich schon früher zu bemerken Gelegenheit hatte, vieles, ich möchte sagen alles darauf an, wie man reise, und vorzüglich, wie man mit den Leuten umgehe. Daß ein brutaler Engländer und Seinesgleichen in Sizilien kein Glück machen, ist mir leicht begreiflich, aber es ist höchst ungerecht und lieblos, die Schuld dann allein auf das Land und seine Bewohner zu wälzen.

Der Sizilianer besitzt, gleich dem Kalabresen, Geist und Witz in hohem Grade, und würde bei gehöriger Ausbildung seiner Anlagen ein vortreflicher Mensch sein. Ich bin oft erstaunt, wie richtig er bei aller Vernachläßigung seines Verstandes urtheilt, und wie tief sein Scharfblick nicht selten in die Verhältnisse eindringt. Er fühlt das Traurige seiner Lage gar wohl, aber seine moralische Kraft ist unter dem langen und schweren Drucke gesunken, er vermag keinen Entschluß zu fassen, vielweniger ihn auszuführen. Eine leichte Anstrengung — Arbeit kann

man es fast nicht heißen — genügt, ihm so viel zu verschaffen, daß er bei seiner großen Mäßigkeit von einem Tag in den andern leben kann, und dabei läßt er's gehen und schluckt den Groll, der ihm zuweilen aufsteigt, wieder hinunter. Aus seinen Mienen schaut selten ächte Heiterkeit, vielmehr liegt in seinem ganzen Ausdrucke etwas Finsteres, das den Beobachter oft unheimlich ergreift. Am lautesten äußert er sich bei Kirchenfesten und Prozessionen. Es sind dieses so zu sagen die eigentlichen Volksbelustigungen. Was für einen Charakter sie aber haben, hat der Leser bereits kennen gelernt. Ich werde nie vergessen, was ein gebildeter Sizilianer in der Kathedrale zu Palermo mir bemerkte: „Wenn Sie unser Volk bei einem großen Kirchenfeste gesehen, so können Sie sich auch eine Vorstellung machen, wie es sich bei einer Revolution gebehrde."

Die Sprache, von welcher oben ein Beispiel in einem Motto gegeben worden, ist äußerst schwer zu verstehen. Sie weicht vom Kalabresischen wieder in vielen Punkten ab, und hat, besonders im Innern der Insel, mancherlei Eigenthümlichkeiten, an die man sich nur mit Mühe gewöhnt. Die Gebildeten sprechen mit dem Fremden rein italienisch, unter sich aber meist in der Landessprache. Der gemeine Mann versteht

keine andere, als diese. Es bestehen auch Liedersammlungen, so wie Gebete und eine Masse von geistlichen Sprüchen und Traktätlein im Volksdialekte. Die Kleidung, unter dem gemeinen Volke armselig und schmutzig, weicht wenig von der kalabresischen ab, außer daß die Frauen gewöhnlich schwarze Mäntel tragen.

Ueber Siziliens früheste Geschichte ist uns wenig bekannt. Ein Riesengeschlecht soll die Insel zuerst bewohnt haben. Ihren jetzigen Namen erhielt sie von den Sikulern, die von Italien herübergeschifft, aber nicht lange im alleinigen Besitze geblieben; denn schon im fünften Jahrhundert vor Christus sehen wir das Eiland unter drei Völkerschaften getheilt, unter Griechen, Karthager und die ins Innere gedrängten Sikuler. Bei ihrer aristokratischen Verfassung gelangten die Sizilianer bald zu hohem Ansehen, bis herrschsüchtige Große ihr Glück zerstörten und durch Kriege, zahlreiche Verwüstungen und mannigfaltigen Wechsel seiner Regenten das herrliche Land zu dem elenden, erbärmlichen Zustande herabsank, in welchem wir es jetzt erblicken. Und doch bedürfte es, bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens unter einem so milden Himmel, nur einer weisen Verwaltung, um sich schnell wieder

empor zu schwingen zum blühendsten Reiche. Wie traurig, daß seine Beherrscher immer mehr das Gegentheil anstreben!

20.

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort, unaufgehalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten.
Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgezogen.

Lenau.

Der Morgen war mild und rein, als ich mit mehrern Kisten voll Naturalien an Bord eines Dreimasters ging, um nach Neapel überzusetzen. Eine bunte Gesellschaft trieb sich auf dem Verdecke herum, während die schweren Anker gelichtet wurden und wir mit vollen Segeln in die See stachen. Die Aussicht vom Meere auf die Stadt und ihre Umgebungen ist ungemein schön. Zahlreiche Kuppeln und Thürme ragen aus der Masse der Häuser empor, indeß im Hafen ein Wald von Masten sich erhebt. Zur Rechten schaut der felsige Pellegrino ernst über die Fluthen hinaus, und von ihm an zieht ein Kreis von Gebirgen, an deren jähen Abhang das üppige

Kloster Monreale liegt, sich hinter der Stadt herum bis wieder hinaus ans Gestade. Zur Linken spiegelt sich in den klaren Wassern das liebliche Baggaria, wo der sizilianische Adel eine Menge prächtiger Landhäuser hat, und in dessen Nähe noch einige Reste des alten Soluntum sich vorfinden. Je weiter man sich entfernt, desto mehr entfaltet sich die nördliche Küste den Blicken, während aus dem Innern der Insel Gipfel an Gipfel sich erhebt, bis endlich alle deutlichen Umrisse verschwinden, und das ganze Zauberland wieder in den Fluthen zu versinken scheint, aus denen es einst emporgestiegen.

Unsere Fahrt ging den ersten Tag etwas langsam, indem der günstige Wind, der uns anfangs begleitete, bald wieder nachließ, und besonders gegen Abend eine Todtenstille auf dem Meere eintrat. Wie nichts mehr zu sehen war, als Wasser und Himmel, fing ich an, die Gesellschaft zu mustern, die auf dem Verdecke zerstreut war. Sie bestand, außer dem stämmigen Schiffskapitän und den zahlreichen Matrosen, aus sechsundzwanzig Personen. Darunter befanden sich die Engländer, mit denen ich vor ungefähr einem Monat auf dem Aetna zusammengetroffen war. Der alte, hagere, finstere Kapitän, mit seinem langen, blassen Gesichte, aus dem eine

mächtige Nase hervorragte, während ein ungemein bitterer Hohn um seine dünnen, zusammengekniffenen Lippen spielte, stand, die Arme über die Brust gekreuzt, auf dem Vordertheil des Schiffes und blickte steif in die Wellen hinab. An seiner Seite saß, auf einem niedlichen Malerstuhle, die liebliche Tochter, die ich in meinen Armen hinuntergetragen hatte von der Spitze des Feuerberges in die Casa di Gemmellaro. Sie glich, zwischen dem Alten und ihrer Tante, einer Bergnarzisse zwischen Eisenhut und Nießwurz. Ihr schönes Auge blickte freundlich auf mich, während Vater und Tante meinen Gruß kaum mit einem stummen Kopfnicken erwiederten. Mehr Unterhaltung für die mindestens drei Tage lange Fahrt versprach das heitere Wesen eines schöngestalteten Mannes, der in lebhaftem Gespräche begriffen war mit einem Reisenden vom Hause Rothschild, dessen Bekanntschaft ich schon in Palermo gemacht hatte. Der Mann war aus Neapel gebürtig und führte den Titel eines Herzogs. Die übrigen Passagiere, worunter ein Student der Medizin und ein junger Mönch sich befanden, bestanden aus Männern und Frauen verschiedener Stände, meistens Palermitaner, die theils Geschäfte halber, theils auf Besuch nach Neapel gingen.

Nach Sonnenuntergang erhob sich ein starker Südost, der uns schnell vorwärts brachte. Lustig rauschten die Wellen an uns vorüber, ihren weißen Schaum oft auf das Verdeck hereinspritzend. Der alte Engländer fluchte, wenn das Fahrzeug wieder eine starke Erschütterung erlitt, der sizilianische Mönch dagegen wiederholte sein „Madonna santissima!“ Die Frauen und auch die meisten der Männer gaben, theils am Geländer des Schiffes, theils an den straff angezogenen Segelstricken sich festhaltend, wieder von sich, was sie den Tag über zu sich genommen hatten. Am schlechtesten aber unter allen befand sich der arme Student aus Palermo. Er lag auf dem Boden des Verdeckes ausgestreckt und flehte ohne Unterlaß, ihn lieber hinauszuwerfen in die salzige Fluth, als so jämmerlich sterben zu lassen. Zuletzt ergriffen ihn zwei lachende Matrosen und trugen ihn hinab in den Bauch des Schiffes, wo die junge Engländerin längst schon wie eine zerknickte Lilie da lag, während weder ihr Vater noch ihre Tante im mindesten um sie sich bekümmerten. Nur der Herzog, der Reisende des Rothschild und ich befanden uns noch vollkommen wohl.

„Laßt uns der leidigen Krankheit zuvorkommen!“ rief der Herzog, indem er eine Flasche Rum

nebst einem Bund amerikanischer Cigarren hervorzog und zum Mitgenusse uns einlud. „Starkes Getränke und starker Tabak sind siegreiche Feinde gegen die Seekrankheit!“ fügte er hinzu, und that vorab einen kräftigen Zug aus der Flasche. Wir folgten seiner Einladung, brannten unsere Cigarren an und erfreuten uns bis gegen Mitternacht an dem wundervollen Leuchten des Meeres.

Das Leuchten des Meeres bei Nacht gehört unter die schönsten Naturerscheinungen. Wenn das Schiff vom Winde rasch fortgetrieben wird, läßt es oft einen langen, flammendrothen Streifen hinter sich, während das Wasser am Kiel und an den Seiten des Fahrzeuges als eine hellweißliche, wie von einem Feuerregen durchströmte Masse erscheint. Ist das Meer dabei in starker Bewegung, so leuchten auch die überstürzenden Wellen, so daß es oftmals aussieht, als brennten weithin durch die dunkle Nacht zahllose Feuer. Selbst der Abgrund des Meeres scheint alsdann mit Licht erfüllt zu sein, so daß man nicht selten Fische und andere Seethiere, die selber wieder einen Lichtschein um sich verbreiten, in der Tiefe schwimmen sieht. Zieht man einen Eimer voll von diesem leuchtenden Wasser herauf, so leuchtet es auch da noch fort, so lange es in

Bewegung erhalten wird, mit der abnehmenden Bewegung aber nimmt auch das Leuchten ab. Taucht man die Hand in den Eimer und zieht sie schnell wieder zurück, so zeigen sich an ihr oft kleine leuchtende Punkte, deren Licht aber schnell erstirbt. Während meines Aufenthalts in Palermo brachte ich eine bedeutende Sammlung von Fischen, Krebsen, Schnecken, Muscheln und allerlei Zoophyten zusammen, womit der Boden meines Zimmers oft ganz überdeckt war. Wenn nun die Thiere, ihrem Elemente entrissen, anfingen abzusterben, so verbreiteten viele von ihnen während der Nacht einen solchen Lichtschein, daß ich einmal, plötzlich aus dem Schlafe erwacht, glaubte, das ganze Zimmer stehe im Brand. Besonders zeigte dieses Leuchten sich stark im geöffneten Schlunde mancher Fischarten, eben so an den absterbenden Dintenschnecken und an manchen Zoophyten. Eine große, fast armsdicke Sepia leuchtete so stark, daß ich eine ziemlich kleine Druckschrift dabei zu lesen im Stande war. Es scheint also offenbar, daß das Leuchten des Meeres hauptsächlich vom Schleim in Verwesung übergegangener Thierkörper herrühre, womit das Meerwasser beständig gemengt ist. Viele Thiere, wie die Seefedern und verschiedene Arten von Medusen, verbreiten auch

lebend einen phosphorartigen Lichtschein, besonders gewähren die Seefedern bei dunkler Nacht einen einzig schönen Anblick, wenn sie an der Oberfläche des Wassers sich fortbewegen. Ob zu dem Leuchten des Meeres auch eine Art von elektrischer Reibung der Wassertheile an den Seiten des Schiffes oder unter einander selbst beitrage, was man fast annehmen sollte, lasse ich unentschieden.

So prachtvoll, wie die Sonne am Abend ins Meer getaucht, stieg sie am Morgen wieder aus demselben empor. Es läßt sich nicht sagen, ob ihr Untergang oder ihr Aufgang schöner sei. Wenn beim Untergehen die glühende Scheibe mit ihrem Rande das Wasser zu berühren scheint und ein mächtiger Strom von rothem Lichte über das Meer sich ergießt, der allmählig blasser wird, bis mit dem völligen Versinken der Strahlensenden auch der letzte Strahl verglimmt und nur eine magische Helle noch den Niedergangspunkt andeutet, so meint man freilich, es könne nichts Schöneres geben, als den Sonnenuntergang; aber wenn beim Aufgehen der Osten eine Zeit lang so rosig erglüht, dann der erste, weißglänzende Strahl über die lichtgrüne, wogende Fläche hereinzuckt und die ungeheure Lichtmasse langsam emportaucht und alles zum vollen Tage

erhellet, so dünkt uns wieder der Sonnenaufgang das Schönste. Unsere Fahrt ging ruhig von Statten. Die meisten von den Seekranken hatten sich wieder etwas erholt, nur der arme Mediziner aus Palermo litt immer noch fürchterlich. Sein Angesicht war völlig entstellt, seine Augen weit hervorgetrieben, sein Puls bald langsam und schwach, bald wieder im höchsten Grad fieberisch aufgeregt. Alle vorhandenen Mittel, wie Kaffee, Zitronensaft und dergleichen, vermochten nichts, das Meer behauptete an ihm sein altes Recht, bis wir im Hafen von Neapel eingelaufen; dann aber war mit dem ersten Schritt auf festen Boden auch alles vorbei.

Beim Mittagessen gab der Kapitän des Schiffes einige Szenen aus seinem Leben zum Besten. Er war ein Portugiese, hatte dreiundzwanzig Jahre unter Seeräubern hingebracht, und schilderte dieses gesetzlose Leben so anziehend, daß der neapolitanische Herzog große Lust dazu äußerte, was ihm von Seite des jungen sizilianischen Mönchs eine lange, aber mitunter höchst drollige Strafpredigt zuzog, welche mir wieder einen neuen Beweis gab, wie trefflich Schiller seinen Prediger in Wallensteins Lager aus der Wirklichkeit dargestellt.

Gegen Abend erblickten wir in einiger Entfernung östlich von uns einen Zweimaster, der mit vollen Segeln majestätisch, wie ein Schwan, vorüberzog. Die schöne Erscheinung brachte für einige Minuten ein neues Leben in die Gesellschaft, sogar der Engländer richtete seine Blicke dahin und stieß einige abgebrochene Gurgeltöne aus, die ersten, welche ich seit dem Aetna her von ihm vernommen. Bald aber war alles wieder in die vorige Einförmigkeit versunken.

Die Nacht ging ruhig vorüber, und gegen Abend des folgenden Tages, des dritten unserer Fahrt, erblickten wir schon das ersehnte Neapel. Nahe vor der Insel Capri aber hielt das Schiff, wegen gänzlicher Windstille an, und blieb da mehrere Stunden liegen, bis mit Einbruch der Nacht plötzlich ein heftiger Gegenwind sich erhob, der uns wieder rückwärts trieb, so daß wir am nächsten Morgen keine Spur mehr vom Lande erblickten. Gegen Mitternacht wuchs die Gewalt des Windes, das Schiff schwankte unter furchtbarem Krachen auf und nieder, und schäumend schlugen die Wellen herein auf das Verdeck. Die Seekrankheit machte ihr Recht neuerdings wieder geltend, und Furcht und Schrecken bemächtigten sich der Meisten der Passagiere. Viele

beteten mit lauter Stimme, Andere winselten, indem sie sich schon verschlungen glaubten vom Abgrunde, während das in abgebrochenem Rufen gegebene Kommando und der schrille Ton der Pfeife des Kapitäns den heulenden Sturm bald kräftig übertönten, bald wieder das Ohr nur dumpf, wie aus der Ferne kommend, berührten.

„Signor Giovanni!" rief aus dem Eingang der Kajüte eine starke Stimme herauf auf das Verdeck, wo ich, an einem Stricke mich festhaltend, so recht mit Lust dem Toben des Meeres zuschaute. Es war der Herzog, welcher gerufen. Ich kroch auf dem Boden des Verdeckes zu ihm hin und vernahm zu meinem nicht geringen Schrecken, daß mitten unter den Seekranken ein Kammermädchen aus Palermo, welches einen Knaben zu dessen Verwandten nach Neapel begleiten sollte, in Kindesnöthen liege.

„Einen schrecklichern Ort zur Niederkunft könnte ein Weib schwerlich finden!" rief ich aus, und stieg hinab in das Schiff.

„Thut nichts, ich mache Ihren Gehülfen, wenns nöthig ist!" entgegnete der Herzog.

Obgleich wir oft Alle, wenn wieder eine gewaltige Welle an die Seite des Schiffes schlug, aus einem Winkel der Kajüte in den andern geworfen

wurden, so ging das Geschäft dennoch glücklich vor sich, und nach kurzer Frist war die bunte Gesellschaft noch um Eines vermehrt, und das Kammermädchen brachte, statt einem, zwei Knaben nach Neapel, was dem seeräuberischen Kapitän Anlaß zu mancherlei lustigen Bemerkungen gab.

Mit Tagesanbruch wechselte der stürmische Nord mit einem leichten Südwest, der uns rasch dem Ziele zuführte, so daß wir schon in der ersten Nachmittagsstunde das herrliche Neapel, das von der Seeseite her so bezaubernd schön ist, erreichten. Das Ausschiffen ist mit großer Mühe verbunden, weil allzuviele Helfer sich herbeidrängen. Zahllose Barken umgaben unser Schiff, deren Lenker unter wildem Gebrüll einander die Ruder um die Köpfe schlugen, was eine wahre Seeschlacht absetzte, bis endlich die Schwächern oder Ungeschicktern, begleitet vom Hohngelächter der Sieger, den Kampfplatz räumten.

Ist man so glücklich gewesen, mit heiler Haut ans Land zu kommen, so hat man doch nur den Regen mit der Traufe vertauscht. Denn da ist die Dogana, die hundert gierige Hände ausstreckt. Als ich mit meinen Kisten ankam, fiel ein Haufen schmutziger Kerls, Räubern gleich, über dieselben her

um sie aufzubrechen. Meine Ermahnungen, sorgfältig damit umzugehen, weil lauter gebrechliche Sachen darin enthalten, wurden mit Spott erwiedert. Nachdem alle geöffnet und zum Erstaunen der gaffenden Menge nur Gläser mit Fischen und andern Seethieren zum Vorschein kamen, stand noch eine große Blechbüchse da.

„Was hat der Herr in dieser Büchse?" fragte einer der Mauthbeamten.

„Fische, lauter Fische!" erwiederte ich.

„Signore!" sprach ein Anderer mit halblauter Stimme, indem er mit der Hand ein Zeichen machte, daß er bereit sei, gegen ein Trinkgeld mich ziehen zu lassen. Ich that, als merkte ich nichts.

„Geben Sie dem Herrn vier Karlin, dann wird die Büchse nicht aufgemacht!" rief Einer mit kecker Stimme aus der Menge der Gaffer hervor. Als ich auch diese laute Mahnung nicht hören wollte, fielen die Kerls mit Wuth über die Büchse her. Der Spengler in Palermo hatte sie aber so fest zugelöthet, daß die Bursche lange vergebens daran herumzerrten, bis endlich Meisel und Hammer herbeigeholt wurden, was mich bewog, lieber die vier Karlin oder achtundvierzig Kreuzer zu geben, als alles

zerschlagen zu lassen. Damit wurde die Visitation aufgehoben, mir aber noch zugemuthet, das Herbeiholen von Meisel und Hammer besonders zu bezahlen. Mit Entrüstung wies ich diese Forderung zurück und zog, von allerlei höhnischen Nachrufungen begleitet, mit meinen Sachen nach der Strada Cavallarizza, um da zu einem alten Schulfreunde, jetzt Offizier bei einem der Schweizerregimenter, auf einige Wochen mich einzuhausen.

Es ist vielleicht hier der Ort, auch etwas über die Paßprellereien im Königreiche Neapel zu sagen. Als ich von Neapel nach Sizilien abreisen wollte, erhielt ich, gegen Bezahlung von sechs französischen Franken, einen neuen Paß, worauf stand, daß Inhaber desselben durch Kalabrien und Sizilien reisen und von Palermo aus wieder nach Neapel zurückkehren wolle. Wie ich aber Messina verließ, um nach Catania und Syrakus zu gehen, bekam ich auch da, gegen die gleiche Vergütung, wieder einen neuen Paß. Einen dritten, unter denselben Bedingungen, gab man mir in Palermo, um damit die Fahrt nach Neapel machen zu können. Einen vierten endlich muß ich noch haben, um bei meiner Abreise nach Rom bis an die Grenzen des Königreichs zu gelangen. Also in

einem und demselben Lande, unter einer und derselben Regierung, bedarf man vier Pässe, und zahlt dafür, die Trinkgelder abgerechnet, vierundzwanzig Franken. Solche Prellereien findet man aber auch nur im Königreiche beider Sizilien!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Berichtigungen.

Seite 83 lies Vignone statt Vigeone.
„ 94 „ Palestrina statt Palästrina.
„ 96 „ Ferentino statt Fiorentino.
„ 97 „ Ferentinerinen statt Fiorentinerinen.

Luzern,
Verlag von Xaver Meyer.

1839.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baumann, Johannes,

Fußreise durch Italien und Sizilien

Bd.: 1

Luzern (1839)

It.sing. 56 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466296-3